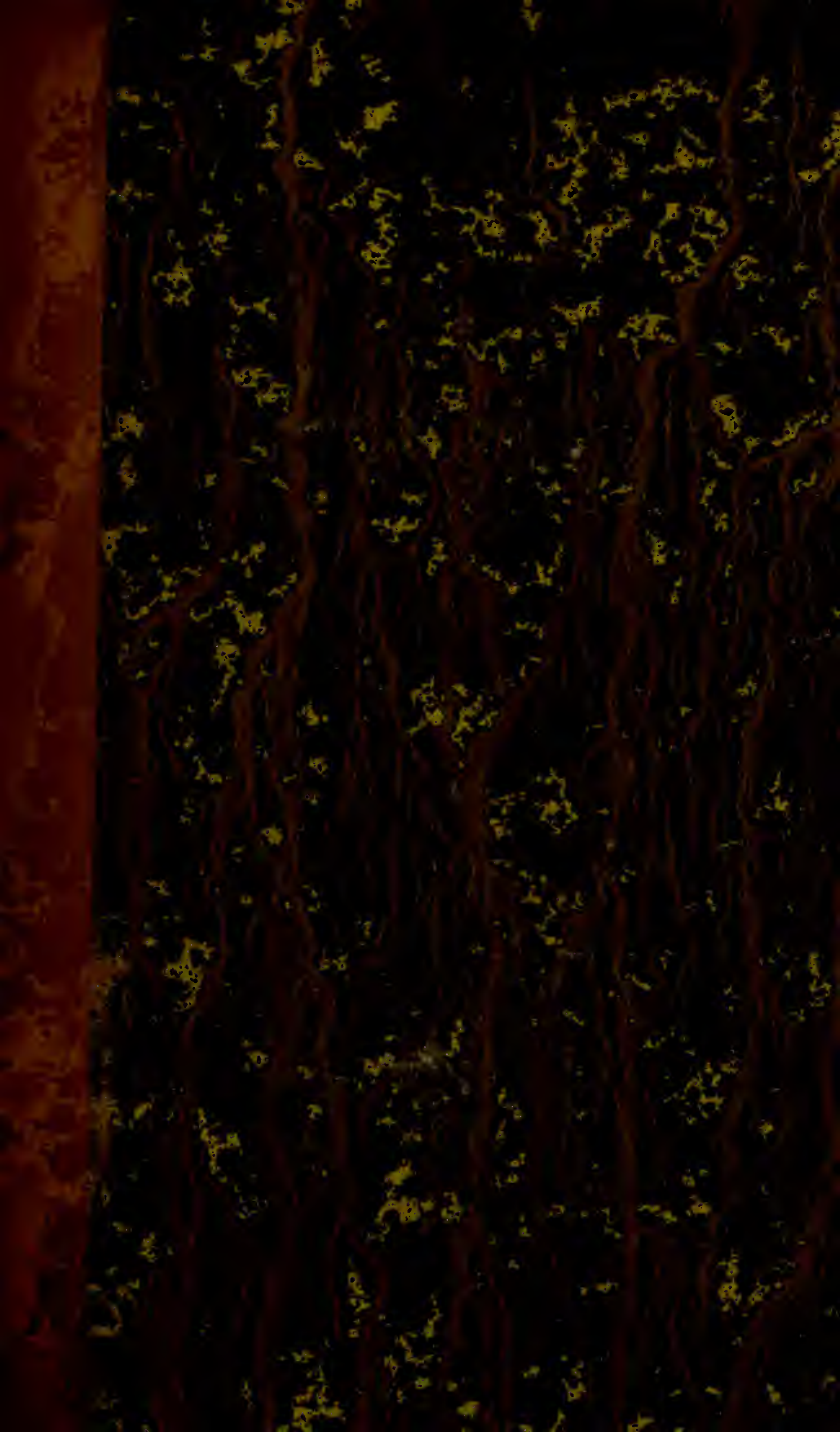
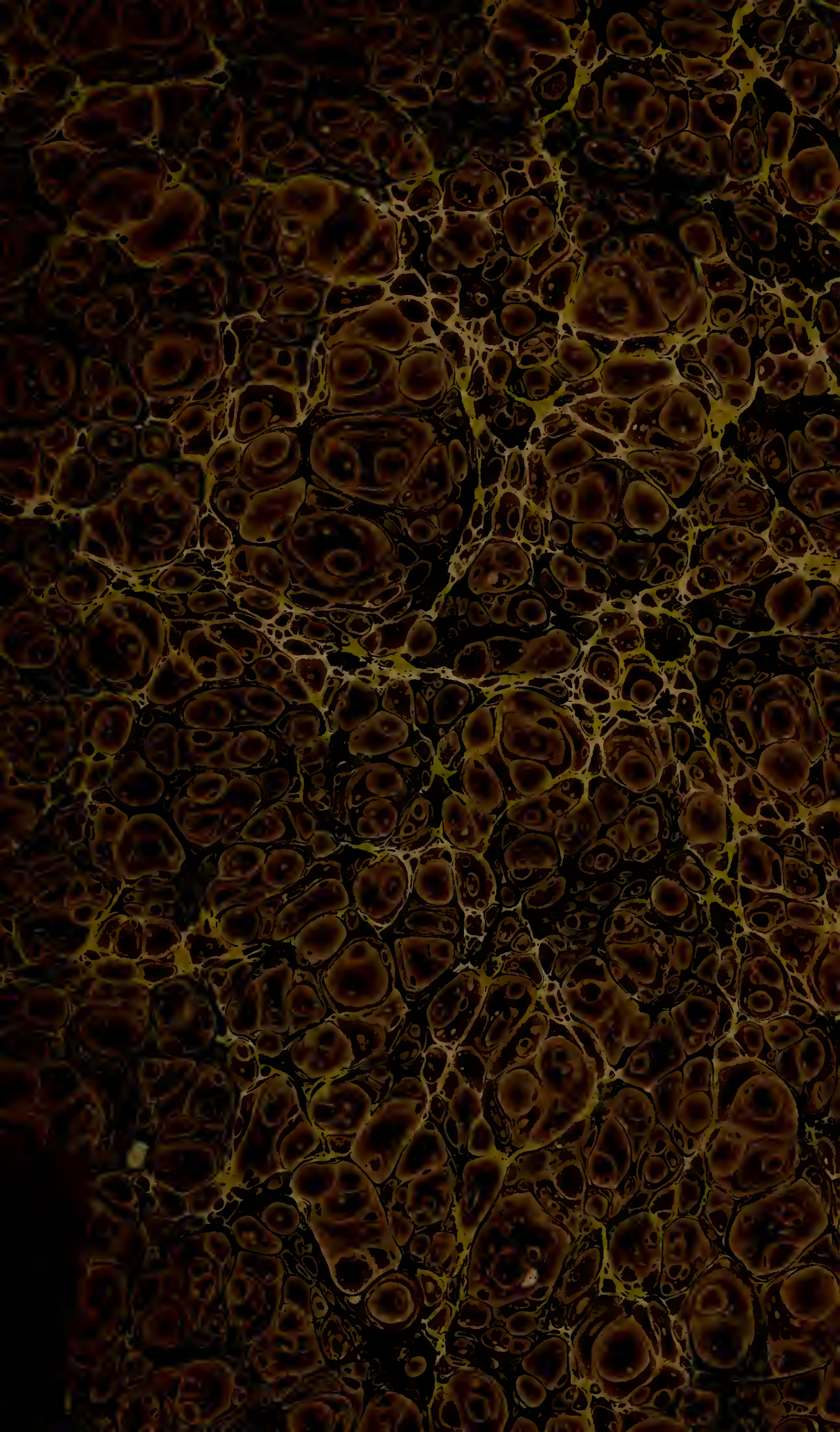
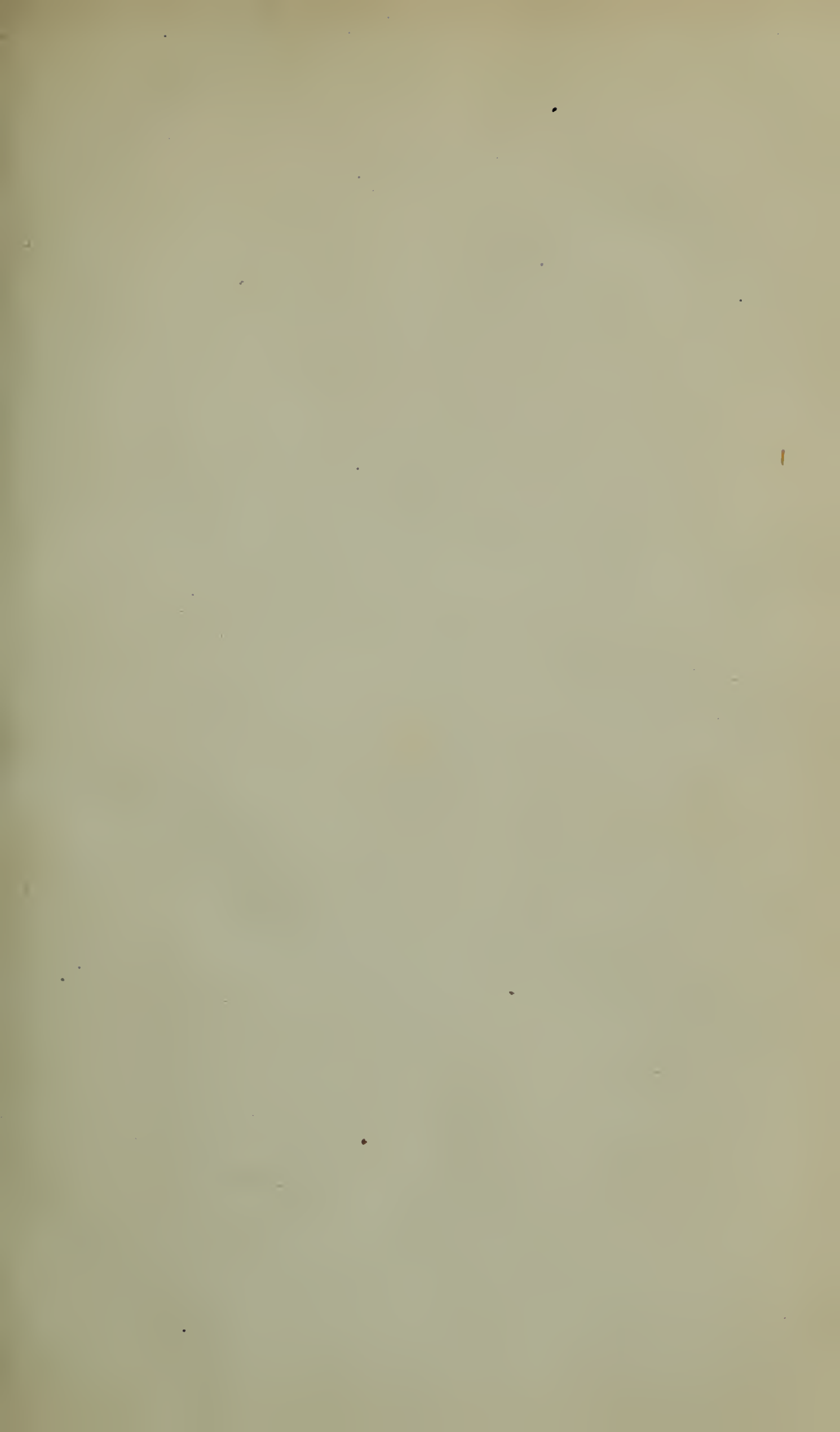



MANEO QUALIS MANEBAM
GEORGE HUNT PENDLETON.









Walther Lund.

Aus dem

Leben eines Schriftstellers.

Von

Philipp Galen,
Verfasser von „der Irre von St. James," „Fritz Stilling" ꝛc

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Chr. E. Kollmann.
1855.

Walther Lund.

Erster Theil.

Einleitung.

Der freundliche Leser, der uns schon an so manchen Ort dieser schönen Gotteserde willig und aufmerksam begleitet hat, folge uns diesmal in eine Gegend, die wir ihm treuer und genauer bezeichnen können, als irgend eine andere zuvor; denn wir müssen ihm vertraulich eröffnen, daß unser Fuß unzählige Male die Stätten selbst betrat, zu denen wir ihn sogleich führen werden, und daß unser Herz noch heute von den wonnevollen Eindrücken einer strebsamen Jugend überfüllt ist, die wir daselbst zu verleben und zu genießen so glücklich waren. —

Wie eine grüne Oase in der sandigen Wüste, prangt das reizende Havelland mit seinen Inseln, Seen und Hügeln aus den öden Steppen der Mark uns entgegen; weit hinaus lächelt jener sanft fließende

und ewig blau schimmernde Fluß dem von irgend einer Höhe herniederschauenden Auge zu. Da liegt die schöne Havelresidenz, ruhig und sicher auf ihrer festgegründeten Insel, die Wohnung und der Stolz so vieler ruhmreicher Könige, die in ihren Mauern zurückgezogen, aber um so weiser und glücklicher lebten, da liegt sie mit ihren breiten, geraden und wohlgebauten Straßen, ihren herrlichen Thürmen, Kuppeln und Schlössern und dehnt weit nach allen Seiten ihren Glanz und ihren Reichthum in unabsehbarer Fülle aus.

Freilich — denn warum sollten wir die Wahrheit verschweigen, die längst und allgemein anerkannt ist — über die Bewohner dieser Stadt, ihren wandelbaren Geist, ihre Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, über ihre eigenthümliche Geselligkeit und die Sonderung ihrer Interessen und Genüsse, ließe sich Manches sagen, was auf das Leben darin einen trüben Schatten zu werfen vermöchte; aber wir haben es hier nicht mit den künstlich verzärtelten Menschen der Stadt, sondern nur mit der unverfälschten, makellosen Natur in ihren Umgebungen zu thun, und gegen diese ist wahrlich Nichts zu sagen. Ueber sie hat das Füllhorn göttlicher Segnung einen Glanz und einen Liebreiz ausgegossen, den die Götter dieser

Erde, eine Reihe kunstsinniger und wohlwollender Fürsten, durch zahllose Schöpfungen zu vervollkommnen ein ganzes Jahrhundert lang sich nicht vergebens bemüht haben. Und so sehen wir dort in jetzigen Tagen ein fast vollendetes Ganze vor unseren Augen, dem schwerlich etwas Aehnliches an die Seite zu setzen sein dürfte. Denn weit vor allen Thoren dehnen sich die blühenden Gärten, auf allen Hügeln prangen die Denkmäler irdischer Macht und Größe, und was kunstverständige Menschen Schönes erdenken und geschickte Hände vollführen können, das leuchtet in königlicher Pracht und künstlerischer Vollendung uns von allen Ecken und Enden entgegen.

Wenn wir in unserer anspruchslosen Stellung und in unserem einfachen Urtheil entscheiden sollten, was uns mehr entzückte in diesem paradiesischen Garten, das Künstliche oder das Natürliche — in der That, wir würden uns zu Gunsten des letzteren erklären müssen; denn es läßt sich nicht läugnen, so viel die Kunst des Neueren geschaffen und gezaubert hat, die Natur hat das Meiste und Wichtigste zuvor gethan. Wohl kann ein reicher Mann mit einer Fülle von Mitteln einen perlenden Springbrunnen erzeugen, wohl kann er köstliche Gebilde von Stein und Holz verfertigen, aber welche Hand auf Erden kann eine meilenlange

Kette malerischer Berge mit Millionen grünender Wipfel, einen unabsehbaren, rastlos fluthenden See schaffen und den reinen Athem Gottes darin hervorzaubern, der das Blatt und die Welle kräuselt, oder den Duft erzeugen, den die zahllosen Blüthen und Kräuter inmitten derselben aushauchen?

Zu verschiedenen Zeiten, als Knabe, Jüngling und Mann haben wir jene eben genannten Umgebungen unserer Vaterstadt hundertfältig durchstreift und durchmessen, an sonnigen Tagen und in nächtlicher Stille haben wir träumerisch auf den Gipfeln der Berge geruht und unsere forschenden Augen rings in die Fluren und Gärten gesenkt — eine Betrachtung vor allen aber ist uns dabei schwer auf's Herz gefallen, obwohl unsere geheime Neigung darunter nicht gerade gelitten hat. Wir gewahrten an den meisten Orten dieser unaussprechlich schönen Landschaft, fast zu jeder Zeit, eine Menschenöde, die eben so seltsam wie räthselhaft erschien. Einsam, beinahe traurig einsam standen die herrlichsten Plätze in ihrer blüthenreichsten Pracht da, vergebens hauchten die Blumen ihre balsamischen Düfte aus, ungehört rauschten die Blätter in den klagend dahinfahrenden Winden, nur den Vögeln und dem stummen Erdboden ihre lieblichen Schatten spendend. Von 40,000 Menschen, die

in der Königsstadt leben, begegneten wir selten einem einsamen Wanderer, wo Raum und Genuß für Tausende war, und auch dieser eine ging oft rasch und anscheinend theilnahmlos an den köstlichsten Aussichtspunkten vorüber. Wohl sahen wir an besonders schönen und warmen Tagen eine meist aus weiblichen Personen bestehende Gesellschaft hie und da im Grünen sich beim Strickstrumpf und Stadtgeklätsch eine Weile ergötzen, oder an einem bevorzugten Ruheplatze eine Tasse Kaffee oder ein Glas Milch genießen; aber sobald dieser kurze materielle Genuß beendet war, eilten Männer und Frauen beflügelten Schrittes heimwärts, um sich wieder in ihre steinernen Häuser zu verbergen, erstere aber vor allen Dingen in einer qualmenden Trinkstube mit einem Glase Bier, bei einer gemüthlichen Parthie Domino sich die langweilige Zeit zu vertreiben. Wenige von diesen Wenigen sahen wir bewundernd stillstehen, wo eine glänzende Fernsicht ihren Zauber vor ihnen öffnete, noch wenigere tauchten einen sehnsuchtsvollen Blick in diese halb leuchtende, halb neblichte Ferne, die allerwenigsten aber hatten eine Ahnung davon, wie süß es sei, am geheimnißvoll duftenden Abende, in der Nähe der spielenden Welle eine kurze Stunde zu verträumen und die himmelwärts schweifenden Gedanken in das uner-

meßlich reiche Leben und Weben der Natur zu versenken.

Ach! und noch eine Anklage müssen wir über unsere Landsleute fallen lassen, so lieb sie uns auch als solche sind, — sie nahmen von jeher geringen, viel zu geringen Antheil an dem, was neben ihnen und rings um sie her geschah und geschieht. Wohl reden sie gegen Fremde prahlerisch von den Verschönerungen, die ihr kunstsinniger König verschwenderisch um sie her verbreitet, wohl zeigen sie dann und wann mit den Fingern auf ein neu erstandenes Prachtwerk, was dieser und jener Prinz zu allgemeinem und eigenem Genusse mit wahrhaft künstlerischer Begabung hergestellt, — aber was in dem Schicksal ihrer unmittelbaren Nebenmenschen Bedeutendes, Glückliches oder Schmerzliches sich bewegt, das scheinen sie selten zu wissen, viel seltener zu empfinden, und fast niemals mit zu erleben und zu theilen. —

Wem diese Einleitung mißfiel, oder wem sie zu lang und zu wahr erschien, der überschlage oder vergesse sie; unsere Erzählung beginnt ja erst auf der folgenden Seite und bedarf eigentlich dieser Einleitung nicht. Nur für den in jener Residenz nicht Wohnenden und in ihre Eigenthümlichkeiten Uneingeweihten schrieben wir sie, damit er sich nicht wundere, wenn

wir ihm zunächst von Dingen erzählen, die in unmittelbarer Nähe jener Stadt sich begaben und von denen eben die Bewohner dieser Stadt selbst weder eine Ahnung hatten, noch, wenn sie sie hatten, bis auf den heutigen Tag kaum ein Angedenken daran bewahrt haben.

Dem Eingeweihten jedoch, dem freundlich sich unserer Jugendzeit Erinnernden, vor Allen aber den einstigen Mitgliedern des zu früh verblichenen Sängerbundes: Aoedia, denen wir in herzlicher Liebe und Erinnerung die folgenden Blätter weihen, unseren tiefgefühltesten, brüderlichsten, innigsten Gruß! —

I.

Die Einsiedelei am See.

Selten hatte eine brennende Juniussonne glühendere Strahlen auf die durstige Erde herabgesandt, als am Johannistage des Jahres 1846; goldrein blitzte der krystallene Sommerhimmel und kein fliegendes Wölkchen zeigte sich am ganzen Horizonte. Fast sämmtliche Straßen der Stadt waren menschenleer, denn wer nicht ein nothwendiges Geschäft im Freien zu verrichten hatte, hielt sich im kühleren Zimmer des vorsorglich beschatteten Hauses auf. Der langsam und träg dahinschleichende Tag war allmälig in den Abend übergegangen und noch regte sich kein erquickendes Lüftchen im ganzen Umkreise der todesmatt schlummernden Natur; selbst die Blätter der Bäume in den schattenreichen Gängen des Neuen-Gartens, in der Nähe der luftigen Seen, wo Abends fast immer eine erfrischende

Luftströmung weht, hingen schlaff und trocken an ihren Stielen herab und erwarteten sehnsüchtig, wie Mensch und Thier, einen lebhafteren Schwung der Atmosphäre oder wohl gar ein vom Norden heranziehendes Gewitter, wo allein das blinkende Himmelszelt in einen dichten und undurchdringlichen, aber dennoch düster leuchtenden Nebel eingehüllt war.

Treten wir heraus aus der langen Platanenallee, die vom Hofgärtnerhause durch den Neuen-Garten nach der königlichen Meierei führt, so erfrischt unser trockenes Auge ein lebhafter und hoffnungsvoller Anblick, denn weithin im gewaltigen und beinahe unabsehbaren Bögen dehnt sich hier der blaue Fluß zu einem meilenlangen, ovalgeschnittenen See aus, lieblich umkränzt von grünen Gestaden und lustig bewaldeten Hügeln. Man nennt diesen schönen und in seiner fleckenlosen Unschuld lachenden See mit vollem Recht den Jungfernsee.

Ein unbeschreiblich milder Frieden breitet seine Schwingen wohlthuend weithin über die schweigende Landschaft. Lautlos stehen die alten und jungen Wälder, ohne sichtbare Bewegung rollt der sanfte Strom seine durchsichtigen Gewässer ihrem Ziele entgegen, aber drückend schwer wie ein lästiger Gesellschafter ruht die schwüle Luft auf Nähe und Ferne.

Von unserem Gange erhitzt und dennoch im Gefühle unserer Gesundheit und Kraft nicht erschöpft, stehen wir lauschend unter den duftenden Lindenbäumen, oberhalb der Meierei, wo Bänke und Stühle gastlich zur Ruhe einladen; aber wir setzen uns dennoch nicht. Unser Auge zieht mit unaussprechlichem Wohlbehagen der weite blinkende Wasserspiegel an und wir harren auf irgend ein Zeichen der im Abendwinde wieder erwachenden Natur.

Und er dämmert langsam herauf, dieser Abend, in feierlicher majestätischer Stille. Und siehe, da fängt es sich an zu regen in der Ferne und eine allmälig wachsende Bewegung fluthet auf und nieder in den bisher wie gefesselt daliegenden Gewässern. Drüben, ein gutes Auge gewahrt es deutlich, an den reizenden Ufern des Glienicker Parks entlang, bewegt sich träg ein schwer beladenes Schiff; seine blendend weißen Segel hängen zwar noch schlaff am Maste herab, aber leise und unvermerkt haucht es ein kühlender Luftzug auf, und plötzlich fängt es an sichtbar zu schwellen, da dieser zum leichten Winde sich steigert. Auch inmitten der großen Wasserfläche, gerade vor unseren Augen, giebt sich eine sanfte Bewegung kund. Ein müder Schwan rudert langsam und unhörbar, aber immer stolz und gemessen, über das blaue Element,

um in frischer Abendkühle mit dem reisenden Gefährten, der drüben am Schilfufer segelt, geheime und vertrauliche Zwiesprache zu halten. Dann und wann springt vor und hinter ihm, gleichsam neckisch im Gefühle der sichernden Schnelligkeit, ein silbernes Fischchen aus der ruhenden Welle empor, um sich noch einmal am abnehmenden Lichte des Tages zu freuen. Ein einsamer Vogel endlich, der lange schweigsam über unserm Haupte auf einem Zweige gesessen und sich wundern mochte, daß wir unberufen seine Einsamkeit störten, regt die kleinen Schwingen und unternimmt den kühnen Flug über den breiten Flußarm, mit seinem hoffenden Weibchen drüben im Walde sich zur Nacht zu betten. Aber Alles das dauert nur einen kurzen Augenblick, bald ist alle Bewegung vorüber, und Land, Wasser und Luft liegen wieder im vorigen Schweigen, in althergebrachter Einsamkeit und Oede da.

Unserer harmlosen Beobachtung uns freuend, wollen wir unseren Fuß eben dem stattlichen Wohnhause entgegensetzen, die träge Meierfrau um einen kühlen Trunk frischer Milch zu bitten, siehe, da hören wir von der Seite der Muschelgrotte her langsam sich nähernde Menschentritte, und das knarrende Rad eines kleinen Wagens, den ein reich gekleideter Diener

keuchend vor sich her schiebt, ist es zuerst, was unsere Aufmerksamkeit in diese Richtung zieht. Hinter dem Wagen aber wandeln im stillen Gespräche zwei in vornehmer Würde ruhig daher schreitende Damen. Auch wenn wir nicht das Rauschen ihrer seidenen Kleider vernähmen, nicht ihre uns noch entzogenen Gesichtszüge erkennen, so wissen wir doch auf den ersten Blick, daß es vornehme Leute sind, die sich in unserer Nähe befinden. Denn ihr ruhig edler Gang, ihre natürlich stolze Haltung und gemessen fortschreitende Bewegung bei unhörbarem Gespräche, endlich die Begleitung eines zweiten Dieners, der Tücher und Schirme trägt, beweisen uns das deutlich genug.

Jetzt sind sie ganz in unsere Nähe gelangt und wir können aus dem Gebüsch hervor, hinter welches wir unwillkürlich getreten sind, ihr auffallendes Thun und Treiben beobachten. Aber wunderbar! sie sprechen nicht, daß wir es hören könnten, obgleich wir bemerken, daß die beiden Damen wenigstens, die, nach ihrer äußeren Erscheinung zu urtheilen, noch nicht über die Jahre der Jugend und Schönheit hinaus sind, leise mit einander flüstern. Der arme kranke, ältliche Herr aber, der auf dem niedrigen Wagen ruht, den der Diener herangerollt hat, spricht ganz gewiß nicht. Bleichen und abgezehrten Ange-

sichts, in zusammengesunkener Haltung, trotz der Hitze von einem faltenreichen Mantel bedeckt, sitzt er, wie es scheint, mit trüben Gedanken beschäftigt, beinahe leblos in seinem Sessel und läßt dann und wann einen traurigen Blick über das Wasser nach dem jenseitigen grünen Ufer schweifen. Bisweilen hüstelt er krankhaft auf und der aufmerksam hinter ihm stehende Diener hüllt ihn fester in seine schützende Bekleidung ein.

Jetzt steht die fremde Gruppe unter den Linden still und richtet spähend ihre Blicke über den Fluß hin. Plötzlich trennen sich die beiden Damen von dem kranken Manne und schreiten, beinahe hastig, den Hügel hinab an den Rand des Wassers, wo die steinerne Treppe, in der Nähe des kleinen Leuchtthurms, das feste vom flüssigen Elemente trennt.

Beide stehen eine Weile schweigend neben einander, ihre Blicke unausgesetzt auf das jenseitige Ufer gerichtet.

Die eine, die größere von ihnen, erhebt ihren schönen rechten Arm, um dessen Gelenke leuchtende Juwelen funkeln und, westwärts deutend, flüstert sie ihrer Gefährtin uns unverständliche Worte zu. Nicht neugierig zwar, aber dennoch aufmerksam auf das anmuthige Paar, deren Gesicht uns immer noch ein neidischer Zufall verbirgt, stehen wir einige Schritte

hinter ihnen und halten, wie sie, in unbewußter Erwartung, die Augen auf das Wasser gewandt. Es scheint kein heiteres Gespräch zu sein, welches sie leise mit einander führen, denn deutlich hören wir den Lippen der größeren Dame einen Seufzer entschlüpfen, und bald gewahren wir, daß sie ihr Tuch an die Augen führt, um vielleicht eine stille Thräne zu trocknen.

Ach! Wir haben es also mit Unglücklichen zu thun, denn Freudenthränen äußern sich wohl lauter und verständlicher.

Jetzt unsre Annäherung bereuend, ziehen wir uns bescheiden noch weiter von ihnen zurück und vermeiden es, durch unsere unberufene Gegenwart ihr vertrauliches Zwiegespräch zu stören.

Als wir uns aber eben seitwärts wenden, eilt raschen Schrittes der eine Diener den Hügel herunter, nimmt ehrerbietig den Hut in die Hand und sagt laut, daß wir es deutlich hören:

„Erlaucht! Verzeihung, daß ich störe! Aber der Herr Graf wünschen die Rückkehr, es scheine ein Gewitter da drüben heraufzuziehen."

„Wir kommen sogleich," erwidert mit sanfter Stimme die vorher bezeichnete Dame. „Fahren Sie

den Herrn Grafen langsam jenen Weg zurück, wir holen ihn bald ein."

Der Diener geht und die Damen sind wieder mit uns allein. Aber eine andere und von der ersten sehr verschiedene Erscheinung nimmt in diesem Augenblick unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, denn wie die Damen, so gewahren auch wir den harmlosen Vorgang, der uns sogleich länger beschäftigen wird.

Vor einigen Augenblicken nämlich erscholl die wohlbekannte Schelle des Thorweges, der oberhalb des Meierhauses den königlichen Garten verschließt. Heitere und kräftige Menschenstimmen, mit stark ländlichem Accente, machen sich vernehmbar, sobald die Pforte geöffnet ist. Im Innern des offen stehenden Hauses hören wir sodann ein kurzes Zwiegespräch zweier Frauenstimmen, die sich nach schneller Begrüßung hastig Lebewohl sagen. Aus der Thür des königlichen Kuhstalls tritt eine halb städtisch, halb ländlich gekleidete Frau mittleren Alters, von kleiner und wohlbeleibter Gestalt, mit gemüthlichen, freundlichen Zügen, der das um den Kopf gewundene schwarzseidene Tuch, mit den großen Schleifen und Zipfeln über dem Scheitel, wohl und behaglich kleidet. Gefolgt wird sie von einem kräftigen jungen Bauerburschen, der, in jeder Hand ein Ruder tragend, rasch

in einen bereitstehenden Nachen springt und dieselben kunstverständig in ihre Gabeln steckt. Die Frau folgt ihm rüstigen Fußes, an jedem Arme, wie es scheint, einen schwer belasteten Korb tragend; vorsichtig legt sie ihre Bürde an einen trocknen Ort nieder und steigt dann selbst in den Kahn, nachdem sie der begleitenden Meierfrau noch einen letzten Scheidegruß zugerufen. Das leichte Fahrzeug, von zwei Menschen und Körben gehörig belastet, und von zwei kräftigen Armen in Bewegung gesetzt, gehorcht willig dem kunstverständigen Zuge und fliegt geraden Laufes mitten in die silberne Flut.

Die spielenden Wellen tanzen lustig hinter den auf und eintauchenden Rudern her, zwei glänzende, weit auseinandergehende Strahlen bildend, die ihre kleinen Schaumkronen in leisem Gemurmel bis an das eben verlassene Ufer tragen, während das leichte Gefährt, allmälig dem nachschauenden Auge verschwindend, der schmalen Landspitze entgegen tanzt, die westwärts von der Meierei den breiteren See vom engeren Flußbett trennt.

„Bald werden sie um die Ecke sein,“ flüstert die Dame, die schon vorher gesprochen; „so lange wollen wir noch verweilen; sie fahren vielleicht nach Nedlitz — da! weg sind sie! Adieu, glückliche Reise!“

Und mit ihrem Tuche unwillkürlich wie zum Abschiede winkend, steht die Dame, die wir uns unmöglich anders als schön vorstellen können, unverrückt auf derselben Stelle und schaut immer noch die glänzenden Wasserstreifen an, die der Nachen verursacht, nachdem er selbst schon längst ihren Blicken hinter der vorspringenden Landzunge entschwunden ist.

Noch einmal, zum letzten Mal, daß wir es hören, aufseufzend und noch einen Blick dem jenseitigen Ufer schenkend, dreht sie sich dann rasch herum und, von ihrer stillen Begleiterin gefolgt, rauscht sie den Hügel hinauf, von dessen Spitze der kranke Herr mit seinem Diener sich bereits weit entfernt hat. Kaum sind sie hinter dem nächsten Gebüsche verschwunden, so huscht ein Eichhörnchen munter und neugierig vom nächsten Baume herab, und mit den glatten Pfötchen die kleinen Augen wischend, raschelt es schnell in den vertrockneten Blättern des vorigen Jahres über den Rasen hin, um spurlos in seiner versteckten Mooshütte zu verschwinden, als wolle es dem unbekannten Lauscher zeigen, daß es eben so rauschen und rascheln könne, wie jene Damen, obgleich es nur ein härenes und kein seidenes Gewand auf dem gelenken Körper trägt.

Wir aber wenden unseren Blick von den stadt-

wärts eilenden Damen, die am grünen Gitter ihren bereitgehaltenen Wagen besteigen, und folgen den beiden Landleuten, die wir so eben in dem kleinen Nachen die Meierei verlassen sahen.

Als Peter Wolter, der Neffe der Frau Wolter — denn so wollen wir unsere neuen Bekannten nennen — jene Landspitze, die zum Hiller'schen Grundstücke gehört, mit seinem Kahne umfahren hatte, und nun gegen den zwar milden, aber doch immer fühlbaren Strom rasch und kräftig mit seinen beiden Rudern zu arbeiten fortfuhr, merkte er sehr bald, was er einstweilen vergessen zu haben schien, daß es ein heißer Tag und eine saure Arbeit war, die er aus kindlicher Neigung für seine Base unternommen. Wenigstens legte er, als er vor der sogenannten Zuckerburg angekommen war, beide Rudergriffe unter sein rechtes Knie, zog ein rothbaumwollenes Taschentuch aus seiner leichten Kattunjacke und wischte sich den reichlich herabrinnenden Schweiß von der frischen Stirn, wobei er sein Strohkäppchen abnahm und ein mehr reiches, als schönes blondes Haupthaar sehen ließ.

„Aha!" sagte Frau Wolter lächelnd, indem

auch sie ihr von der Sonne gebräuntes Gesicht abtrocknete und ihre gemüthlichen Augen fest auf den Neffen richtete. „Merkst Du nun, daß es warm ist? Ich habe es Dir schon einmal gesagt, Du sollest nicht wie ein Pferd in der Mühle arbeiten.“

„Es ist nicht warm, Base, es ist sogar heiß, gewitterheiß, und wir werden Blitz und Donner früher sehen und hören, als wir zu Hause angekommen sind.“

„Das will ich nicht hoffen, mein Junge; ich liebe den Donner eben so wenig wie den Blitz. Noch mehr aber fürchte ich den Regen, denn meine Sachen hier in den Körben dürfen nicht naß werden.“

„Was ist denn darin?“

„Allerlei, mein Junge, Eßbares und Nichteßbares — das Papier und die Bücher aber sind mir von Herrn Brand auf die Seele gebunden.“

„Schon wieder Papier?“ rief Peter verwundert und steckte sein Tuch ein, worauf er sogleich wieder zu den Rudern griff, nachdem er sich den Himmel ringsum angeschaut und allerdings eine bedrohliche plötzliche Veränderung desselben wahrgenommen hatte. Und alsbald senkte er seine breiten Hölzer tief in das Wasser und zog sie mit allen Kräften an sich, worauf der leichte Kahn sich wieder in raschere Bewegung setzte

und Haus um Haus an den malerischen Ufern hinter sich ließ.

Entweder hatte Frau Wolter die letzte Frage des Neffen keiner Beantwortung werth gehalten, oder sie war zu emsig mit der Sorge beschäftigt, ihre Körbe vor einem möglichen Regenguß sicher zu stellen. Als sie dies Geschäft aber zu ihrer vorläufigen Zufriedenheit zu Stande gebracht, hörte sie den neugierigen Peter noch einmal und mit mehr Nachdruck fragen:

„Was macht er denn mit dem vielen Papier, he?"

„Was soll er damit machen?" lautete die langsam gesprochene Antwort. „Was macht man überhaupt mit Papier, wenn es weiß und rein ist, wie gefallener Schnee?"

„Man schreibt darauf, ich weiß es wohl; aber mir scheint, Herr Brand verschreibt sehr viel Papier, nach den Einkäufen zu urtheilen, die Du so oft für ihn in der Stadt machst."

„Das geht uns beide Nichts an, mein Junge, jeder lebt nach seinem Geschmack. Ich besorge seine kleine Wirthschaft, Du dienst als Fischer und Wildtreiber auf der Krampnitz, und er — nun, er schreibt!"

„Ja freilich! Aber was schreibt er denn so ungeheuer viel?"

Frau Wolter starrte ihren fragesüchtigen Neffen immer verwunderter an; die letzte Frage war ihr neu, sie hatte sie sich wahrscheinlich selber noch nicht vorgelegt. Endlich sagte sie gutmüthig genug, aber etwas derb:

„Laß es gut sein, Peter; bekümmere Dich um Deinen Fischfang und Dein Wild — wir werden für das Uebrige sorgen. Mein guter Herr Brand sieht nicht gern, daß man viel nach seinem Thun und Lassen forscht, am wenigsten aber duldet er, daß ich sehe, was er in seinem Zimmer treibt, worin er sich eigentlich nur früh Morgens und spät Abends aufhält. Aber hurtig, mein Junge, fahr zu, ich glaube wahrhaftig, da kommt etwas Ernstliches hinter uns her."

Peter legte sich sogleich wieder kräftiger in seine Ruder und der Nachen schoß rasch durch die allmälig spitzer auftanzenden Wellen; als aber keine augenblickliche Verschlimmerung des Wetters eintrat, fing er nach kurzer Weile wieder zu reden an.

„Na, was er im Zimmer treibt, das, dächte ich, könnte ein Jeder wissen, so gut, wie man weiß, was er außerhalb desselben thut."

„Und was thut er denn außerhalb, Du Naseweis?"

„Nichts, nicht die Probe! Er geht spazieren im Walde, setzt sich auf die Spitze der Römerschanze und schaut in das Blaue oder ins Wasser, was weiß ich! Das scheint mir sehr langweilig zu sein."

„Langweilig! Was weißt Du davon, was der arme Mann zu thun hat! Laß ihn gehen und sitzen, wohin und wo er Lust hat."

„Nun, ich will ihn nicht daran hindern — aber Du weißt doch gewiß, was er im Zimmer macht?"

„Nun ja, ja, ja! damit Du vor Neugierde nicht stirbst, so will ich Dir sagen, was ich gesehen oder wenigstens gehört habe, da meine Kammer gerade unter der seinigen liegt. Er geht auch im Zimmer spazieren, und wenn er lange genug spazieren gegangen ist, setzt er sich auf seinen ledernen Stuhl."

„Hahaha! Ist das Alles, was Du weißt?"

„Es ist genug, Peter, und mehr will ich nicht wissen. — Aber fahr zu, fahr zu, Junge, da kommt schon die Windsbraut und schüttelt das Wasser mehr auf, als gut ist."

„Wenn der Wind nicht stärker wird, zieh' ich das Segel in die Höhe" —

„Bei Leibe nicht, Junge! Wenn Du allein wärst, könntest Du thun, was Dir beliebt, aber so lange ich lebendig in diesem Kahn sitze — ha! da haben wirs!“

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, so fegte ein heulender Windstoß über das immer höher sich wälzende Wasser. Glücklicherweise kam er von Nordost und so half er das Fahrzeug vorwärts treiben, ohne ihm Gefahr zu drohen. Um dem heftigsten Stoße auszuweichen, hatte es Peter dem Ufer näher gebracht, und hier, unter dem Schutze der ansteigenden Hügelkette, die zu der sogenannten Römerschanze führt, drängte er es unaufhaltsam vorwärts. Als er aber um die vorspringende Landspitze daselbst bog, auf deren Kamm mächtige Eichen und Tannen schon Jahrhunderte lang dem Orkane trotzen, fuhr der zum Sturm gesteigerte Wind heulend durch die ächzenden Aeste und zugleich kräuselten große und kalte Tropfen, die aus den düsteren Wolken herniederrieselten, ringsum das mit Schaumkronen bedeckte Wasser. Frau Wolter, nachdem sie rasch ein großes Tuch um den Kopf gewunden, war ängstlich mit dem Schutze ihrer Körbe beschäftigt, und Peter lag mit wachsender Anstrengung seinem sauren Geschäfte ob. So kamen sie um die Spitze herum und bogen flugs in den Krampnitz-

see ein, die Nedlitzer Fähre zu ihrer Linken lassend. Hier waren sie von den bewaldeten Höhen geschützt und der aufgeregte Fluß selbst, weniger vom Sturm gepeitscht, rollte verhältnißmäßig ruhig hinter den Bergen seine nasse Bahn entlang. Jetzt wurde kein Wort mehr von unseren Reisenden gesprochen, was selbst der redselige Peter beim besten Willen nicht vermocht hätte, da ihm der Wind, dem er das Gesicht zukehren mußte, die stürzenden Regentropfen in Augen und Mund fegte. Beide dagegen schützten sich, so gut sie es konnten, gegen Regen und Sturm, betrachteten zumeist den schwer umwölkten Himmel, der seine tiefste Abendfarbe angenommen hatte, und sehnten sich im Stillen nach ihrer gemüthlich trockenen Heimath.

So gelangten sie endlich an das einsame, traulich romantisch gelegene Forsthaus, die Krampnitz, dessen Schornstein wirthlich dampfte und seinen dicken Rauch, den der Wind auf der Höhe erfaßte, bis dicht über das Wasser herunterwirbelte. Noch beinahe eine Viertelstunde weiter aber mußte der müde gewordene Peter seinen Nachen treiben, bevor er seine heutige Arbeit beendet hatte, und das geschah nicht eher, als bis der Blitz, gefolgt von seinem treuesten Gefährten, dem Donner, sie beide herzlich geängstigt und ein zwar kurzer, aber um so heftige-

rer Gewitterregen, sie bis auf die Haut durchnäßt hatte.

Endlich war das längst ersehnte Ziel erreicht. Einige achtzig Fuß hoch auf einer keck in den Fluß vorspringenden Bergplatte stand zwischen zwei riesigen, sich selbst jetzt im Sturme kaum beugenden Tannen, ein einsames Häuschen, das um so malerischer über den See hinauslugte, als es das einzige war, welches sich in der beinahe wilden Umgebung in unerwartet zierlicher Form darstellte und dadurch einen ungewöhnlich gemüthlichen Eindruck auf den Beschauer hervorbrachte. Und eben weil es so weit von allen seinen Gefährten entfernt und, nur seine schmale Giebelfläche dem Lichte und dem Wasser zeigend, so tief im dunklen Walde versteckt lag, nannte es die Nachbarschaft die Einsiedelei am See, und wahrlich! auch aus einem anderen Grunde noch, den wir sogleich erfahren werden, hatte die gewöhnlich treffende Bezeichnung des Volkes auch diesmal den richtigen Namen gefunden.

Was seine Entstehung anbetrifft, so war es erst vor wenigen Jahren auf den Trümmern einer uralten Forsthütte und auf den Wunsch und theilweise mit den Mitteln des jetzt darin hausenden Bewohners im Schweizerstyle aufgebaut. Zwei kleine Stockwerke,

das obere um einige Fuße das untere überragend und durch eine kleine Gallerie, die dem südlichen Altane glich, von ihm geschieden, bildeten die nach dem See gelegene Giebelfront und zeigten ein jedes zwei mäßig große Fenster neben einander, von denen namentlich die oberen durch üppig wuchernde Schlinggewächse hinreichend gegen den brennenden Sonnenstrahl geschützt lagen. Das flach gelegte Dach sprang über seinen Grundmauern, wie es gewöhnlich bei Schweizerhäusern ist, weit vor, dem darunter Stehenden freundlichen Schutz gegen das Ungestüm der Witterung bietend. Das äußere Gewand zeigte zierlich gefugte und braun gebeizte Balkenlagen, deren Zwischenräume mit roth gestrichenen Backsteinen dauerhaft genug ausgefüllt waren.

Vor diesem freundlichen und doch von aller Welt so abgeschiedenen Häuschen lag der große, weite Krampnitzsee, dessen mit düsteren Baumgruppen bewaldete Uferhöhen gewöhnlich einen schwermüthigen Schatten auf das sonst so klare Wasser warfen; hinter und neben ihm aber breitete sich weit und unabsehbar der dunkle, tiefe Forst aus, in welchem schon Friedrich Wilhelm I., wie wir lesen, dem kühnen Vergnügen der Jagd meisterlich oblag.

Eben, als unsere von Angst, Sturm und Re-

gen hart mitgenommenen Reisenden die einsame Heimat erblickten und sich ihr allmälig mit frohem Herzen näherten, bot sich ihren Augen ein unerwarteter aber dennoch höchst befriedigender Anblick dar. Gleich ihnen war eine Frau, einer Fischerfamilie im Dorfe Nedlitz angehörig, zu einem Besuche der Einsiedelei in ihrem kleinen Boote auf dem Wasser gewesen und vom Gewittersturm überrascht worden. Es war dies Frau Grothe, die Gevatterin und beste Freundin unserer Frau Wolter. In augenblicklicher Abwesenheit der Bewohner des Schweizerhäuschens wollte sie, bei heftigem Wind und Regen glücklich dem Ufer nahe gekommen, ihren schlüpfrigen Kahn verlassen und unter dem Dache der Einsiedelei Schutz suchen, als sie der treue Hüter des Hauses, Sultan, ein großer, zottiger Schäferhund, gewahrte, von seiner Höhe herabeilte, sich vor den Kahn stellte und durch Bellen und wüthendes Hin- und Herspringen ihr das Betreten des ihm anvertrauten Ufers verwehrte. Vor einigen Minuten erst hatte dieser Vorfall stattgefunden und immer noch stand die arme Frau, triefend im kalten Regenschauer, in den Hintergrund ihres Kahns zurückgedrängt, voller Besorgniß, der böse Hund möchte in diesen hineinspringen und ihr ein Leid zufügen, wozu derselbe indessen nicht die geringste Lust

bezeigte, denn er liebte das Wasser und das darauf schaukelnde Gefährt eben nicht sonderlich. Das Thier hatte, wie wir sehen, vollkommen seine Pflicht erfüllt und es bedurfte nur eines kurzen Zurufes der eben anlangenden Herrin, um es zum Schweigen und zur Rückkehr in seine bretterne Hütte, die oben am Hause lag, zu bewegen.

So schritten denn die drei, nach kurzer Begrüßung und Erklärung, im heftigsten Regen den schmalen Sandweg zur Höhe der Wohnung hinan, vor welcher angelangt, Frau Wolter in ihrem wirthschaftlichen Sinne, noch rasch einige vor ihrer Abfahrt zum Trocknen ausgebreitete Stücke Wäsche von der Leine riß und mit sich in das schnell von Peter geöffnete Haus schleppte, um sie bei Leibe nicht dem Winde preiszugeben, der noch immer laut und heftig über den aufgewühlten See blies.

Es giebt Menschen auf der Welt, die nur dazu geboren scheinen, um für sich selbst Nichts, dagegen für Andere Alles zu sein. Tag und Nacht verrichten sie unverdrossen, ja mit der freudigsten Hingebung, die niedrigsten und schwierigsten Dienste, um Anderen gefällig zu sein, und erschweren sich allein das Leben,

um es nur jenen bequemer und leichter zu machen. Wohlthuende aber wunderbare Einrichtung der Natur, die jenen den Sinn endloser Dienstleistung, diesen das Bedürfniß unaufhörlicher Befriedigung gab!

Zu dieser selten hinreichend gewürdigten und doch so brauchbaren Klasse von dienstfertigen, herzensguten und anspruchslosen Leuten gehörte auch unsere vortreffliche Frau Wolter. Als sie an diesem widerwärtigen Abend ihr trauliches Stübchen geöffnet sah und sich dann sogleich von dem unbeschädigten Inhalte ihrer Körbe überzeugt hatte, dachte sie nicht im Entferntesten daran, für ihre eigene Behaglichkeit zu sorgen, sich der triefenden Kleider zu entledigen und die überstandene Angst durch die wohlverdiente Ruhe vergessen zu machen. Nein! Kaum war sie in ihr Zimmer getreten, so verließ sie es schon wieder, sprang hurtig, wie ein junges Mädchen, die kleine Treppe zum Oberstock des Hauses hinauf und lauschte sorglich an der stets verschlossenen Thür ihres Herrn, ob er nicht etwa unvermutheter Weise zu Hause sei.

„Er ist fort,“ flüsterte sie halblaut, wobei sie einen Seufzer innerer Beruhigung ausstieß; „er ist ganz gewiß fort und das ist beinahe eben so gut, wie es schlimm ist. Gut, weil ich ihm sein Abendbrod nicht zurecht gesetzt, schlimm, weil er gewiß durch

und durch naß geworden ist und vielleicht im Dickicht des Waldes in der Irre umherschweift."

Und rasch in die kleine Küche zurückeilend, die neben ihrem Stübchen im Untergeschoß des Hauses lag, nahm sie eine irdene Satte voll hinreichend geronnener Milch, was der goldgelbe Rahmüberzug bekundete, ein Stück wohlgeformter frischer Butter, die sie vorsichtig in kaltes Wasser gestellt, und endlich ein knusperndes Brötchen aus dem mitgebrachten neuen Vorrathe. Alles dies trug sie eilfertig die Treppe hinauf und legte es wohlgeordnet auf einen kleinen schnell mit weißem Linnen bedeckten Tisch, der auf dem Vorsaale dicht neben der Thür des Herrnzimmers stand. Als sie dies wohlbedachte Geschäft mit innerer Genugthuung vollbracht, erschien sie wieder in der Küche und zündete hurtig, wie ihr Alles von der Hand ging, mit trockenem Reisig ein bald lustig loderndes Feuer an. Sodann in die Stube zu ihren Gästen eilend, holte sie aus einem alten Schranke trockne und warme Kleider hervor, die sie jenen dienstfertig zum Umkleiden bot, indem sie sagte:

„Schnell, Gevatterin, schnell aus den nassen Kleidern heraus und in die trocknen hinein! Ihr könnet heute doch nicht mehr nach Neblitz, und so mögen Eure Kleider in der Küche am Feuer trocknen.

Peter, da, zieh die alte wollene Jacke an, sie ist von meinem seligen Mann und hat ihm oft den Leib und die Brust warm gehalten. Du kannst erst essen und trinken, ehe Du nach der Krampnitz gehst, und unterdeß läuft das kalte Wasser aus deinem leichten Kattun da. So — nun habt Ihr Alles, was ich vorräthig habe; gehet da hinein in die Kammer, Gevatterin, und Du, Peter, mache es Dir hier bequem."

Und während die beiden so freundlich Besorgten an ihre Umkleidung gingen, lief sie schon wieder in den kühlen Keller hinab, holte eine tüchtige Wurst, ein Viertgroßes graues, mit weißem Mehlstaub überzogenes Brot und einen Napf voll süßer Milch herauf, trug Alles in die Stube, setzte es mit Löffeln, Messern und Gabeln auf den Tisch, und als nun die Gevatterin im rothwollenen Bauschrock und im blauen Flanellmieder erschien und Peter sich bereits ein Stück Brot, doppelt so lang wie seine Hand und dreimal so dick wie sein Finger abgeschnitten und mit leckerer Butter bestrichen hatte, da erst dachte sie an die eigene Umkleidung, die sie schnell in der Kammer vornahm und dann eben so heiter, wie sie gegangen war, an den gemeinsamen Speisetisch zurückkehrte.

„Segne es Gott!" sagte sie feierlich. „Und nun laßt es Euch wohlschmecken!"

Es entstand jetzt eine Stille im Zimmer, wie man sie vorher in der Gegenwart des redseligen Peters nicht hätte voraussetzen können; alle drei, hungrig und durstig, aßen und tranken, was auf dem Tische stand, ohne daß weder eine Nöthigung noch ein bescheidenes Ablehnen stattgefunden hätte. Diese bedeutsame Stille wurde plötzlich durch das Schlagen der großen Standuhr im Flure, die die zehnte Stunde angab, und durch den stärker an das Fenster klatschenden Regen unterbrochen, während der Wind heftig wie zuvor in den nahestehenden Bäumen und Büschen heulte. In diesem Augenblick, nachdem beide eine Weile auf den Schlag der Uhr gehorcht, legten Frau Wolter und ihr Neffe zugleich ihre Messer auf den Tisch, beide aber aus einem ganz verschiedenen Grunde. Peter war vollauf gesättigt und vermochte nicht mehr zu leisten, so gern er auch gewollt — seiner Base aber war ein Gedanke durch den Kopf gefahren, der sie Essen und Trinken augenblicklich vergessen ließ.

„Mein armer Herr!" sagte sie mit leisem Kopfschütteln; „ich ängstige mich beinahe um ihn. Ich bin zwar gewohnt, daß er erst spät von seinen Gängen zurückkehrt; daß er aber auch bei diesem Wetter ausbleibt, ist mir nicht lieb."

Die Gevatterin aus Nedlitz horchte neugierig auf bei diesen Worten, während Peter sich in den braunen Lehnsessel am Ofen warf, daß sein altes Gestell zitterte und krachte, und zwei Minuten später im tiefsten Schlafe lag.

„Warum ängstigt Ihr Euch denn so sehr, Gevatterin, um den sonderbaren Herrn? Er ist ja ein ausgewachsener Mann und kennt Weg und Steg. Ich dächte, Ihr machtet Euch mehr Sorge um ihn, als nöthig wäre. Ist es nicht so?"

„Es ist nicht ganz so, meine liebe Frau Grothe. Freilich ist er ein Mann und ein gesunder, kräftiger und ziemlich junger dazu, aber das Thier sucht ein Unterkommen bei solchem Gewitter, und warum sollte ein Mensch ihm ausgesetzt sein?"

„Er wird längst im Trocknen sitzen, dafür stehe ich Euch."

„Das glaube ich nicht, Ihr kennt ihn nicht so gut wie ich; meine Sorge ist auch eigentlich nicht darauf gerichtet. Naß mag er werden und er ist es schon oft geworden, da er nie den Schirm nimmt, der oben im Schranke schimmelt, wenn er in den Wald geht, aber —"

„Nun, was denn aber?"

„Er schien heute Morgen so traurig, als er

fortging und mir eine glückliche Reise in die Stadt wünschte und sagte, er würde vor spätem Abend nicht wiederkehren. Wie mag ihm nun in dem trüben Herzen zu Muthe sein, wenn die Blitze und der Donner um ihn toben und der kalte Regen seine Glieder näßt?"

„O, vielleicht ganz gut, beste Frau; wer weiß, wo er steckt und was er den ganzen lieben Tag in der Runde umher zu suchen hat!"

Frau Wolter warf einen verwunderungsvollen Blick auf die Gevatterin. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß ihr dieselbe nicht recht gefiel, da sie von ihrem lieben Herrn etwas dachte und aussprach, was ihr selbst noch nie in den Sinn gekommen war.

„Wißt Ihr denn gar nicht, warum er eigentlich so traurig ist?" fragte die Grothe mit etwas leiserer Stimme als vorher, und richtete ihr neugierig vorspringendes Auge auf das sich senkende ihrer Gevatterin. „Mir schien er, so oft ich ihn sah, immer traurig zu sein, und da wird es am Ende nicht viel zu bedeuten haben; denn wie es Leute giebt, die immer lachen, so giebt es auch welche, die immer greinen."

„Da irrt Ihr Euch wieder. Mein Herr greint nie und ist sogar nicht einmal immer traurig, denn

ich habe ihn oft heiter, obwohl gewöhnlich ernst gesehen."

„Aber der Grund davon, der Grund, Gevatterin? Ist es Euch denn niemals eingefallen, das herauszubringen? Er hat doch etwas Geld, gute Kleider, ist ein hübscher Mann — oder sollte er vielleicht einmal etwas Böses gethan haben, was die Augen der Welt scheut?"

Diese kecke Frage kam etwas langsam und in abgerissenen Worten über die spitzen Lippen. Auch schien sie die Fragende selbst gleich nach dem Ausspruch zu bereuen, zumal Frau Wolter ein finsteres Gesicht machte und unwillig den Kopf schüttelte.

„Etwas Böses?" sprach sie mit Nachdruck. „Dann habe ich auch etwas Böses gethan, daß ich heute so viel von ihm mit Euch gesprochen habe. Nein, nein, Frau Grothe, mein Herr thut mehr Gutes im Stillen, als Ihr ihm öffentlich Böses zumuthet."

„Aber, mein Gott, warum verbirgt er sich denn so hartnäckig vor den Menschen und geht von jeder Stelle fort, wo er einen Unbekannten gehen oder stehen sieht —"

„Wißt Ihr das so genau?"

„Das weiß jedes Kind, das in dieser Gegend

wohnt. Warum hat er sich in dieser abgelegenen Wohnung niedergelassen und besucht so selten die Stadt; warum besucht ihn Niemand wieder — warum — "

„Warum, warum? Darum, Frau Grothe, weil es ihm also beliebt. Fragt den Herrn Landrath, der ihn kennt, ob er ein Verbrecher ist, und den Herrn Pfarrer in Glindow, den er bisweilen besucht, die werden gewiß seine Geschichte besser kennen, als Ihr und ich."

Auf diesen etwas heftig gesprochenen Ausfall stockte das Gespräch, dessen Pause der schlafende Peter mit einem beinahe krachenden Schnarchen ausfüllte. Frau Wolter nahm ein Tuch hervor und trocknete sich die Augen, sie wußte selbst nicht warum, und Frau Grothe schaute verdutzt vor sich hin, im Stillen überlegend, wie dem Gespräch eine angenehmere Wendung zu geben sei.

„Nimmt er denn niemals ein Gewehr mit sich," fragte sie mit bedeutend sanfterem Tonfall, „oder wenigstens ein gutes Jagdmesser, wenn er Nachts allein in dem Walde umherstreift?"

„Niemals, niemals, Frau Grothe, ganz gewiß nicht; die Waffen liebt er nicht, am wenigsten die blanken und schneidenden, die nur für den Fleischer

sind, sagt er, und auch die Büchsen nicht, die nur dazu dienen, das fröhliche, unschuldige Wild blutig auf den Tod zu verwunden. Auch braucht er keine Waffen, hier thut ihm Niemand etwas zu Leide; denn seitdem vor soviel hundert Jahren die Räuber in jenem Versteck gelegen, den die Leute aus der Stadt vornehm die Römerschanze nennen, ist hier niemals einem rechtlichen Menschen etwas Böses widerfahren. Uebrigens genug davon; mein Herr sieht es nicht gern, wenn man von ihm spricht oder gar neugierig nach seinen Geheimnissen forscht."

„Also doch — er hat Geheimnisse?"

„Habt Ihr die nicht auch? Macht Ihr nicht selbst eins daraus, warum Ihr Euch so genau nach ihm erkundigt?"

Frau Grothe sah die Frau Wolter erstaunt an; sie fühlte innerlich die brennende Röthe, die über ihr blasses Gesicht lief, suchte sich aber, so gut sie vermochte, zu helfen.

„Nun ja, freilich," fing sie wieder an, „Geheimnisse hat jeder Mensch und er wird die seinigen also auch haben."

„Und von mir würde sie kein Mensch erfahren, wenn ich sie auch wüßte, so gewiß ich sie nicht weiß. Und wenn Ihr deshalb hierhergekommen und den

Gewitterregen und die Angst vorm Ertrinken auf den Pelz gekriegt habt, so ist Euch vollkommen Euer Recht geschehen."

Das Gespräch stockte noch einmal; Frau Wolter sah, was bei ihr ungewöhnlich war, entrüstet, Frau Grothe unbefriedigt aus. Die blecherne Lampe, die den kleinen Zimmerraum dürftig erleuchtet hatte, brannte noch trüber als zuvor und dennoch wurde es in der Stube nicht düsterer, denn die dunklen Regenwolken hatten sich draußen verzogen, der Mond hatte sie siegreich durchbrochen und streute sein glänzendes Licht über den See und den Wald aus, so daß die Frauen von ihrem Sitze aus durch das Fenster ihn am Himmelszelte dahin schweben sehen konnten.

„Wie lange wohnt Ihr jetzt schon mit ihm zusammen?" fragte Frau Grothe endlich, um nur etwas zu sagen.

„Beinahe drei Jahre und zwei Monate — es war Mai, als er hierher zog."

„Und vierhundert Thaler hat er Euch gegeben, um Euer ererbtes Lehmhaus auszubauen?"

„Vierhundert Thaler, auf den Groschen! Das weiß jeder Mensch hier und Ihr könnt es also auch wissen."

„Und will er denn noch lange hier bleiben?"

„So lange es ihm gefällt und es Gottes Wille ist.“

Frau Grothe sah nun deutlich ein, daß mit der Gevatterin für heute nichts aufzustellen war; übrigens hatte sie keine besonderen Gründe, sie auszuforschen. Ihre meisten Fragen waren durch reine Neugierde veranlaßt, die sie mit vielen Bewohnern der Umgegend theilte. Als das Gespräch nach den letzten Worten zum letzten Male stockte, wurde die Stille, außer durch Peters Schnarchen, plötzlich noch durch einen anderen Laut unterbrochen, der von Außen hereindrang und die beiden Frauen sogleich von ihren Stühlen aufspringen, ja sogar den müden Peter aus seinem Schlafe erwachen ließ. Sultan, der draußen getreulich seine Wache fortsetzte, heulte laut auf und sprang mit einem großen Satze in die knisternden Gebüsche. Gleich darauf stieß er ein Freudengeheul aus, das sich allmälig dem einsamen Hause näherte.

„Ruhig, Sultan, ruhig!“ sprach eine feste, kräftige Männerstimme. „Laß meinen Rock ganz — Du bist ein prächtiger Bursche, ich weiß es ja!“

Und gleich darauf hörte man einen Menschenfuß auf den Steinen vorm Hause knirschen, die Hausthür ward gemächlich aufgeschlossen und ein wuchtiger Tritt stieg langsam und sicher die Treppe hinan, die ins Oberhaus führte. Einen Augenblick später ward

auch die Thür des oberen Zimmers geöffnet und man hörte den Schritt seines zurückgekehrten Bewohners deutlich durch den dünnen Boden herunterschallen.

Beide Frauen hatten lautlos, und der erwachte Peter mit mühsam aufgerissenen Augen diesen wohlbekannten Tönen gelauscht. „Da ist mein Herr!" sagte Frau Wolter freudig und schickte sich an, den Tisch vom Eßgeräth zu säubern, während Frau Grothe und Peter, in der plötzlichen Meinung, daß das stille Wetter und der aufgegangene Mond ihre Rückkehr nach Hause begünstige, schnell in die Kammer gesprungen waren und sich so eilfertig wie möglich bemühten, ihre noch nicht ganz getrockneten Kleider wieder anzulegen.

Kurze Zeit darauf öffnete sich ganz leise die Hausthür; Peter flüsterte der Base eine gute Nacht zu und schlug den Weg durch den Wald nach der Krampnitz ein; Frau Grothe aber, sachte hinter ihm her schleichend, band etwas verdutzt und eilfertig ihren Kahn von der knorrigen Weide los, an der er festlag, stieg hinein und ruderte so leise wie möglich über den flimmernden See, dessen Wogen sich beruhigt hatten und von den silbernen Strahlen des Mondes feenhaft erleuchtet waren. Als sie aber mitten im See angekommen war, hielt sie einen Augenblick mit ihrer

Arbeit inne, hob die Augen empor und schaute nach der Einsiedelei hinauf, aus deren oberen Fenstern ein matteres Licht, als des Mondes Strahl, auf das schlummernde Wasser fiel.

„Ja," sagte sie zu sich selber, „der Herr ist zu Hause, ich sehe es. Ich möchte wohl auch wünschen, daß er mir vierhundert Thaler gäbe, um mein altes Haus drüben in Nedlitz wie dieses neu aufzubauen, sonst ist er mir ziemlich gleichgültig." Und wieder griff sie zu den Rudern und langte kurze Zeit darauf in ihrer Wohnung an.

II.

Der Einsiedler.

Nachdem wir das einsame Haus am See und seine wohlwollende Bewohnerin kennen gelernt, liegt es uns ob, den Leser auch mit seinem uns viel wichtigeren männlichen Insassen, den man in der Umgegend wegen seiner abgeschiedenen Lebensweise nicht ganz mit Unrecht den Einsiedler nannte, bekannt zu machen und dabei zugleich zu erfahren, wo er den letzten Abend zugebracht und ob er wirklich, wie Frau Wolter besorgte, schutzlos dem Unwetter ausgesetzt gewesen war. Doch, um ein möglichst vollständiges Bild dieses seltsamen Mannes gleich von Anfang an zu erhalten, ist es nothwendig, einige Stunden vor den Beginn unserer Erzählung zurückzugehen und sein Thun und Treiben den Nachmittag über bis zu dem

Augenblick zu beobachten, wo wir ihn spät Abends nach Hause zurückkehren sahen.

Es war drei Uhr Nachmittags, die Sonne brannte glühend über dem ermatteten Walde und rings in der ganzen Natur gab sich nicht die mindeste Bewegung kund — sie feierte ihren süßesten Mittagstraum. Wir schreiten langsam aus der Thür der Einsiedelei, die auf der Waldseite gelegen ist, durchschneiden zuerst einen weiten und dichten Kreis hochwipflicher alter Tannen, und durch ein Birkenwäldchen jüngeren Ursprungs einem leicht gewundenen Fußpfade folgend, gerathen wir mitten in die graugrünen Kiefern, die schon seit Jahrhunderten das ganze umliegende Land bedecken. Der ursprüngliche Boden, in dem sie wurzeln, war sandig und dürr, aber mit der Zeit hatten die alljährlich herabfallenden Nadeln sich immer mehr gehäuft und verdichtet, um endlich in Folge der Verwitterung und des befruchtenden Regens einen festeren Grund zu bilden, der, nahrungsreicher und fetter, wenigstens dem kriechenden Moose und mancherlei kleinem Gesträuch Speise und Anhalt bot. Bald werden die Sohlen unserer Schuhe glatt von den harzigen Bestandtheilen, auf denen wir treten, und mühsamer steigen wir bergauf und bergab durch die üppig wuchernden Farrenkräuter, zumal uns kein deutlich

ausgetretener Steg in gerader Richtung führt und die brennende Sonne unseren Pfad noch länger erscheinen läßt, als er wirklich ist. Endlich nähern wir uns wieder dem nördlichen Havelufer und sehen schon von Weitem die alten Eichen und Tannen ragen, die auf dem steil nach dem Wasser absteigenden Gipfel der Römerschanze wurzeln. Da halten wir plötzlich an, denn unerwartet bemerken wir einen Menschen im Moose halb liegen, halb sitzen, der mit seinen weit geöffneten Augen durch die Zwischenräume der verschlungenen Baumäste in den blauen Himmel dringen zu wollen scheint. Es ist eine kräftige Mannsgestalt in den besten Jahren des Lebens, von mittlerer Größe, breiter Brust und angenehm in die Augen fallenden Verhältnissen in allen seinen Körpertheilen. Neben ihm, nachlässig hingeworfen, liegt ein leichter Strohhut und eine wuchtige Stütze auf dem glatten Waldpfade, ein knorriger Eichenstock. Seine Kleidung, der Jahreszeit angemessen, ist leicht und luftig; um den vollen Hals trägt er ein hellfarbiges Seidentuch, das sich lose um den emporstehenden Hemdekragen schlingt. Flüchtig aber nur lassen wir unsern Blick über diese seine äußere Erscheinung gleiten, ungleich mächtiger zieht uns sein charakteristischer Kopf und der scharf ausgeprägte Ausdruck seines wohlgebildeten Gesichtes

an. Von diesem Gesicht indeß ist nur der obere Theil genauer zu entziffern, denn die untere Hälfte bedeckt von der Höhe der Wangen an ein dunkelbrauner, etwa zwei Zoll über das Kinn herabreichender und sorgfältig gehaltener Bart, den zwei frische Lippen in zwei ungleiche Hälften theilen. Von dem edel gebildeten Haupte ringeln sich dichte und nachlässiger als der Bart gepflegte dunkelbraune Locken um Schläfe und Wangen, vermischen sich an letzteren mit dem Barte, und bedecken fast ganz den kühn und stolz gebogenen Nacken. Nußbraune, ernst blickende und tief dringende Augen funkeln unter seiner männlich gewölbten und festen Stirn, aber diese Stirn ist es, die unsern Blick unbewußt etwas länger aufhält. Denn sie ist durch eine breite, schräg vom Scheitel nach der Nasenwurzel laufende Narbe in zwei Theile getheilt, die wir besonders heute, wo Sonne und Schweiß die Haut dunkler gefärbt haben, deutlicher als gewöhnlich gesondert sehen. Ueber den ganzen erkennbaren Theil dieses Gesichtes aber ist eine tief innerliche, wehmüthige Färbung ausgegossen, die wohl das Gepräge schmerzlicher Erfahrungen, aber keine Spur von Krankheit und Erschöpfung zeigt. Langsam athmend, wie ein Mensch, der, tief in Gedanken versunken, nur ein geistiges Leben führt, hebt sich dann und wann

seine Brust auf, und das ist die einzige Bewegung, die wir an dem äußerlich sonst leblos erscheinenden Menschen wahrnehmen. Aber wenn er auch in diesem Augenblick nichts zu thun scheint, so erkennen wir bei genauerem Hinblick doch sogleich, daß er, je regungsloser, um so tiefer im Nachdenken begriffen ist, was auch eine Arbeit und für viele Menschen eine recht mühsame ist. Bevor wir aber einigermaßen in den geheimen Gedankengang dieses einsamen Menschen dringen, müssen wir eines kleinen eigenthümlichen Vorgangs gedenken, der uns seine Anschauungen und seine Geistesrichtung besser als viele Worte erläutern wird.

Eben als wir uns unbemerkt dem Unbekannten nähern, richtet er seinen dunkelen Kopf seitwärts und seine Nasenlöcher erweitern sich, als zöge plötzlich ein auffallender Geruch in dieses empfindsame Organ ein. Und in der That, der ruhende Mann riecht in diesem Augenblick etwas, was auch uns wegen seines spezifischen Duftes bemerkbar werden muß. Er richtet sich sogleich etwas auf und blickt schärfer zur Seite hin, woher der eigenthümliche Duft zu kommen scheint. Und da sieht er einen in seiner Art wunderbaren Vorgang, den vielleicht wenige Menschen gesehen, aber doch einige mit der Wissenschaft vertraute Män-

ner lehrreich und interessant genug schon beschrieben haben.

Am Fuße eines hochwüchsigen Föhrenstammes, auf dem mit braunen Nadeln reichlich besäeten Boden, erhebt sich ein anderthalb Fuß breiter und beinahe einen halben Fuß hoher Hügel, anscheinend aus vertrockneter Erde bestehend. Aber genauer betrachtet, besteht er aus Millionen einzelner Stückchen Erde, Holz, Harz und zersplittertem Laubwerk. Mit einem Wort, es ist ein Ameisenhaufen, wie wir ihm in dichten Kieferwäldern auf unseren Spaziergängen bisweilen begegnen, gleichgültig aber, wie wir so oft sind, daran vorüber gehen. Und was geschieht in der Nähe dieses Ameisenhaufens, den die kleinen arbeitsamen Thiere mit unendlicher Geduld und unnachahmlicher Kunst heimlich ausgeführt? Drei Schritte davon befinden sich zwei Ameisenheere auf einer etwa drei Fuß im Geviert haltenden sandigen Grundfläche und — liefern sich eine Schlacht, wie sie selten heißer und leidenschaftlicher von Menschen, obwohl in größerem Maaßstabe und mit künstlicheren Mitteln, ausgeführt ward. Im dichtesten Gedränge kämpfen die kaum sichtbaren Thiere um Leben und Heimat, um Eigenthum und Besitz; Leichen und Verwundete bedecken das kleine Gefild; eine fremde, beutelustige

Schaar, von einem zweiten unweit gelegenen Haufen ausgehend, will den oben beschriebenen künstlichen Bau erobern, und die Insassen dieses vertheidigen sich vor den Thoren ihrer Burg wie Helden und wahrhafte Patrioten. Im bunten Gemenge, wüthend und todesverächtlich über einander herfallend, beißen und zerren sie sich und bespritzen den Feind mit dem ihnen von der Natur verliehenen Safte, um sich zu schaden, zu tödten, wie die Menschen mit Eisen und Blei sich überschütten, und davon eben rührt der durchdringende Geruch her, dessen wir oben Erwähnung thaten.

Der einsame Wanderer war von seinem Sitze aufgestanden und beugte seinen Kopf zur Erde, um das nie gesehene Schauspiel genauer zu betrachten. Er war erstaunter als je, und um so mehr, je tieferen Einblick er in den regelrechten Vorgang der kleinen Schlacht gewann. Die aus der Ferne herangezogenen Schaaren aber schienen die schwächeren oder die ungeschickteren zu sein, die Belagerten hatten einen kühnen Ausfall gemacht und wurden allmälig ihrer Feinde Herr, deren zerstückelte und sich krümmende Leichen zahllos das Schlachtfeld bedeckten. Immer tiefer hinab beugte der stille Beobachter sein Haupt, um Alles und Jedes verwunderungsvoll zu betrachten, bis er endlich, sich hoch aufrichtend und einen Blick

in den wolkenlosen Himmel werfend, beide Arme in die Seite stemmte und ausrief:

„Wunderbar, höchst wunderbar! Diese unbegreifliche und bis in das Sandkorn hinein Leben und Tod gebende Gottesnatur! Im Kleinen wiederholt sich wie im Großen Deine unergründliche Allmacht und Weisheit! Selbst diese kleinen Thiere machen es wie die großen, sind blutgierig und beutelustig wie die Menschen, die Tiger und die Wölfe! Dumme, engherzige Thiere ihr — was vergeudet ihr eure Kräfte und Säfte an unfruchtbarem Kampfe — die Welt ist so weit und so groß und hat Raum für noch zahllos ungeborene Millionen — ihr habt Nahrung und Licht, Frieden und Einigkeit, könnt glücklich und zufrieden sein, wenn ihr nur wollt — aber das ist es — ihr wollt nicht — und darum, eben darum seid ihr so thöricht, seid ihr beklagenswerth und verächtlich! Ha! ich will euch Frieden und Glück geben, indem ich euch Arbeit und Sorge gebe, denn Arbeit und Sorge macht gut, macht vernünftig und heilt die Thorheit der Welt — da — da — da —"

Und mit seinem Fuße unter die immer noch Kämpfenden fahrend, brachte er sie gewaltsam aus einander, wobei er freilich hunderte zertrat, und wühlte mit der Spitze seines Stockes den Ameisenhügel auf,

der seine kleinen Sääle, Zellen und Gallerien zum ersten Male dem Tageslichte öffnete, das aber nur die Zerstörung, den Verfall und die Ruinen erleuchtete. Und als hätten die kleinen vom Tode verschonten Thiere den Willen des mächtigen Menschen, der wieder nur ein Sandkorn im Willen des Allmächtigen ist, und die Richtigkeit seiner Absicht erkannt, so schienen sie auch schon zu gehorchen, denn die Kämpfenden trennten sich gänzlich, die Angreifenden zogen ab und die Angegriffenen kehrten in ihr zerrissenes Eigenthum zurück, um ohne Aufenthalt es von Neuem zur vorigen Vollendung aufzubauen.

Als der Mann, der dieses Thun bewirkt, noch eine Viertelstunde dem neuen Treiben, der Rückkehr zur Arbeit und zum Frieden zugeschaut, lächelte er still in sich hinein, warf noch einen Blick auf die Stelle, wo er gesessen, um sie künftig wiederzuerkennen, nahm seinen Hut von der Erde und schritt langsam, die Hände auf den Rücken gelegt, in stillem Nachdenken weiter in den Wald hinein.

Plötzlich hielt sein Fuß vor einer etwa zwanzig Fuß hohen grünen Rasenumwallung an, in deren Nähe die Waldung lichter geworden war und deren regelmäßiger Bau ein von Menschenhänden gemachtes Werk verrieth. Er war, ohne darauf zu achten, wo-

hin er ging, an die nördliche Seite der Römerschanze gelangt. Mit einigen kräftigen Sprüngen war er auf der Höhe, stand er innerhalb des alten Erdwerks und schritt, wie es schien, unwillkürlich der südlichen Wasserseite zu. Hier blieb er eine Weile auf der höchsten Spitze stehen und senkte sein Auge in das weit geöffnete, schöne Land, den Wassergürtel überspringend, bis es sich zuletzt am fernsten Horizonte im Dunste des Himmels verlor. Noch einige Schritte weiter wandernd und keinen zufälligen Lauscher gewahrend, fand er eine Stelle, die auch im Liegen eine freie Aussicht über die Ferne zuließ, und abermals Hut und Stock auf den Boden werfend, streckte er sich selbst gemächlich im Schatten einer alten Buche auf den Rasen nieder.

Sein Kopf stützte sich auf die rechte Hand und sein Ellenbogen legte sich wie ein Anker im aufquellenden Moose fest. So, meilenweit Himmel, Erde und Fluß mit dem Blicke überfliegend, blieb er lange Zeit unbeweglich sitzen. Aber wenn er auch ohne Bewegung war, unthätig war er gewiß nicht. Sein Gehirn arbeitete in kühnen Gedanken und Bildern, und seine Phantasie schwang sich weit, weit über die sichtbaren Gränzen der irdischen Welt hinaus.

Wer mit einer solchen Seele, die Schwingen hat,

wie sie kein Vogel besitzt, in das unbegränzte Reich der Träume fliegen, wer gleich ihm die Wollust fühlen könnte, die ein solcher Gedankenflug dem Begabten und nicht umsonst Beneideten verleiht! O, es liegt ein unaussprechlicher Zauber in dem Bewußtsein: denken zu können, was ich will, und mit diesen Gedanken fliegen zu können, wohin ich will! Meilen sind es nicht, die ein solcher beschwingter Geist überspringt, es sind Welten, Zeitalter und alle Geschlechter, die bisher gelebt haben. Was wollen ihm die kleinlichen, erbärmlichen Menschen mit ihren Kümmernissen, Eitelkeiten und Verlegenheiten sagen; was nützen ihm hier Bekanntschaften, Genüsse, Vergnügungen, Spiel und Tanz; was fragt ein solcher Mensch nach dem Tand und dem Gelüst der selbstquälerischen Pygmäenwelt? O, wem es wie diesem Geiste gegeben ist, im weit geöffneten Himmel die Zukunft, die unbekannten Welten und auf ihnen die werdenden Geschöpfe zu errathen, dem scheint die sichtbare Welt, und brennte auch eine so leuchtende Sonne wie heute über ihr, düster, nächtig, ein in den Sumpf führendes neckisches Irrlicht zu sein.

Und in der That, diesem einsamen Betrachter war von der Natur die köstliche Gabe der Dichtung, wenigstens in Gedanken, verliehen. Es lebte und

webte in ihm die tiefe und unaussprechliche Poesie, die schrankenlos von Sonnenaufgang zu Untergang schweift und in das geheimnißvolle Herz der Natur und ihre unergründliche Zeugungskammer dringt. Für ihn hatte Alles, was um ihn war, eine Stimme, ein sicht- und hörbares Leben. Im Wehen des Windes hörte er das Rauschen der dröhnenden Weltenbewegung; im Lichte des Himmels sah er das weithinschauende Auge des allmächtigen Gottes; im Gemurmel der Quelle lauschte er dem Zeugungsakte der Millionen noch nie geschehener und doch vorhandener Geschöpfe.

Doch, begnügen wir uns, das innere Treiben des eben geschilderten Mannes mit diesen Worten wenigstens angedeutet zu haben, erschöpfen konnten wir es damit nicht. Ueber eine Stunde mochte verflossen sein, als er von seinen geheimsten Gedanken durch Außendinge abgezogen und dadurch von der Betrachtung seiner inneren zu der der äußeren Welt gedrängt wurde. Die unabläßig ihren regelrechten Weg verfolgende Sonne hatte nämlich ihren Standpunkt allmälig geändert und zog, da sie dadurch in seinen Gesichtskreis kam, den Blick des Mannes wie mit magnetischer Gewalt an sich, von wo aus er mit ihren Strahlen zur Erde hinabstieg, und so auf dem vom hell-

sten Glanze vergoldeten See haften blieb. Und der Reiz, den eine große wie im Schlummer ruhende Wasserfläche auf ein empfängliches Gemüth in der Regel ausübt, fesselte auch heute seinen Geist, wie es ihn schon so oft gefesselt hatte. Das langsam strömende, breite Flußbett lockte sein Auge unwiderstehlich an, als wollte es ihn einladen, in seinen kühlen Busen das heiße Weh der wunden Seele nieder zu senken; das ruhige Athmen der flüsternden Welle, die so stetig scheint und doch so beweglich ist, ließ ihn das unruhige Pochen seiner eigenen Brust vergessen. Ja, dieser große Spiegel, in dem sich der reine, keusche Himmel malt und die Bäume und Berge kopfüber stürzen, als wollten sie ihn mit überdurstiger Seele austrinken, erinnerte ihn an den kleinen Spiegel seines Lebens, der in ihm lag und in den er so eben mit immer wiederholter Schmerzeserneuerung, innerlich schaudernd, hineingeblickt hatte. Sein ganzes Leben durchflog er so noch einmal in gewaltigen Sprüngen, und von der frühsten Jugend beginnend, führte er diese traurige Selbstschau bis auf den heutigen Tag fort.

„O, wenn die Menschen,“ so schloß er seine letzte Betrachtung, „doch öfter ihre Blicke in diesen großen Himmel und in die ungehemmte Flut des an-

deren klaren Elementes, des Wassers, schauen und sich an der heiligen Ordnung und Regelmäßigkeit, die da oben und da unten waltet, ein Beispiel nehmen wollten! Was giebt es doch für unglaublich närrische, ja wahnsinnige Dinge auf dieser Erde! Welche Unordnung, welcher Unfug, welcher Widerspruch in allem ihrem Thun und Treiben! Wenn es nun einmal einem Weltkörper da oben einfallen wollte, aus seiner vorgezeichneten Bahn zu lenken und sich auf uns herab zu stürzen, oder diesem Wasser, aus seinen ihm angewiesenen Ufern zu treten und die ganze Erde zu überschwemmen — was würde daraus entstehen? Und die Menschen treten doch täglich aus ihren kleinen Bahnen, sie stürzen sich täglich wie blutgierige Tiger auf ihre Mitmenschen, begeifern und erdrücken sie und niemals werden sie klug und verständig, niemals lernen sie von erhabenen Beispielen und Vorbildern, immer bleiben sie dumme, thörichte, eingebildete Menschen. O! — Doch warum denke ich immer an sie und rege mich wieder von Neuem auf, da ich doch weiter nichts als Ruhe und Frieden suche. Ruhe und Frieden! Ja wohl! Ich bedarf ihrer und es giebt nur einen Ort, wo ich sie finden kann. Gehen wir dahin und trotzen männlich und kühn den heißen Strahlen der Sonne!“ — Und abermals erhob er sich

und schritt beinahe auf entgegengesetztem Wege, als auf welchem er gekommen war, wieder in den Wald hinein.

Es mochte ungefähr dieselbe Zeit sein, in welcher wir Frau Wolter und ihren Neffen von der Meierei des königlichen Gartens nach der Krampnitz abfahren sahen, als unser einsamer Wanderer seinen Lagerplatz auf der Schanze verließ und auf dem beabsichtigten Wege fortschritt. Dieser führte ihn aber nicht auf geraden und bequemen Pfaden, denn solche gab es damals noch nicht in dem bezeichneten Revier, wie ihrer auch heute nur wenige den Forst in verschiedenen Richtungen durchkreuzen; vielmehr drängte er sich bald durch ein dichtes Gestrüpp wuchernder Farrenkräuter, bald überschritt er einen niedrig gelegenen, nur mit dürrem Haidekraut bewachsenen Moorgrund, bald vertiefte er sich, nie um die Richtung seines Weges besorgt, in das stickend heiße Dickicht des kaum merklich gerodeten Kiefernwaldes. Bergauf, bergab setzte er ruhig seinen Weg fort und es schien, als wäre ihm jeder Baum bekannt, oder als leite ein geheimnißvoller und doch klarer Herzenszug seinen gleichmäßig vorwärts schreitenden Fuß. Obgleich er

aber langsam wandelte und sein Gemüth, wenn auch häufig heftiger Aufwallungen fähig, doch durch die Kraft seines Geistes und den erfahrungsmäßig siegreichen Willen seiner Seele augenblicklich ohne stürmische Bewegung war, so litt er doch sehr bald unter der Einwirkung der sengenden Strahlen der bereits stark sich abwärts neigenden Sonne. Oftmals stand er daher still, trocknete sich Stirn und Hals und sehnte sich innerlich, wie die umgebenden schweigsamen Wälder, nach der Erquickung eines frischen Regenschauers. Aber der Anblick des Himmels, von dem er diese Erleichterung hoffte, war ihm in dem dichten Baumgewirr, welches er eben durchschritt, entzogen und nur an dem dumpfen Druck der schwülen Atmosphäre fing er an, das nahende Gewitter voraus zu fühlen. Jetzt aber wurden die Baumreihen lichter, die Gebüsche theilten sich allmälig und er trat endlich ganz aus der Waldung heraus auf eine Anhöhe, von der herabblickend ihm eine neue, wenn gleich weniger glanzvolle, doch gewiß eben so liebliche Ansicht als vorher zu Theil wurde.

Eine Viertelstunde etwa von ihm entfernt, aber weit tiefer als er augenblicklich stand, breitete sich eine lachende Landschaft aus. Zwischen üppig grünendem Laubholz, einer natürlichen Schlucht folgend, lagerte

ein freundliches Dörfchen, dessen Häuser sich theilweise an den grünen Abhang eines ihm gegenüber liegenden Bergrückens lehnten. An dem einen Ende des Dörfchens, fast abgesondert von den übrigen Gebäuden, lag ein ziemlich neues und stattliches Haus und dicht daneben die Kirche mit dem schlanken Spitzthurm, auf welchen beiden Punkten sein blitzendes Auge längere Zeit zuerst haften blieb. Jenes Haus war die Pfarre, die im Laufe von zehn Jahren zweimal hinter einander das Unglück betroffen, bis auf die Grundmauern niederzubrennen, weshalb sie sich auch jetzt in so zierlich frischem Kleide den Augen des Beschauers offenbarte. Wir wollen das Dorf, worin diese Pfarre lag, Glindow nennen, obgleich es in der That einen anderen Namen führt. Nicht unwichtige Gründe aber hindern uns, diesmal die richtige Bezeichnung anzunehmen, was wir, so oft es geht, von Grund des Herzens gerne thun, denn wir zählen uns auch in solchen Kleinigkeiten zu den Freunden und Verehrern der Wahrheit. Als nun aber die Blicke des Wanderers längere Zeit auf dem Pfarrhause und der Kirche gehaftet hatten, wurden sie durch die drohende Bewölkung des bisher so klaren Himmels plötzlich davon abgeleitet. Zwar nicht für ihn war sie drohend, denn er fürchtete weniger den Blitz und den Donner, als

Frau Wolter, aber drohend für das harmlose Dorf, welches schon zweimal durch das Feuer des Himmels verheert worden war. Mit nicht geringer Verwunderung aber erkannte er die blitzschnelle Veränderung des eben noch durchsichtigen Horizontes, und ein dumpfes Grollen in unabsehbarer Ferne verkündete schon von Weitem das nahende Ungestüm. Dieser Umstand aber versprach dem die Erscheinungen der Natur in ihrer Macht und Fülle über Alles liebenden Wanderer einen neuen Genuß, und er stellte sich erwartungsvoll unter eine alte Eiche, die einsam auf dem höchsten Punkte des Berges stand und mit ihrer prächtigen Krone dankbar und furchtlos ihrem Schöpfer ins feierliche Angesicht sah. Namentlich aber liebte er den eilenden Wolkenzug bei herannahendem Gewitter, das wechselnde Farbenspiel, die Glut und Nächtigkeit des grollenden Himmels. Daher ließ er einen beinahe fröhlichen Blick von einem Ende des Horizontes zum anderen schweifen und verglich mit kundigem Auge die noch heitere Nähe mit der düsteren Ferne. Und rasch, wie im Wettrennen begriffen, jagten die sich verfolgenden Wolkengebirge heran, als peitschte eine unsichtbare dämonische Gewalt sie nach vorne. Herrliche Farbenspiele und wunderbar gespenstische Gestaltungen kamen dabei in raschester Folge zum Vorschein. Glühen-

des Roth, funkelndes Gold mischte sich mit abendlichem Grau und blendendem Weiß, welche alle wieder zuletzt das nächtliche Schwarz in seinen verhüllenden Mantel schloß. Gebirge mit eisigen Gletschern, sprühende Wasserfälle, Thiergestalten allerlei Art wechselten in buntester Folge, und alles das taumelte und jagte so chaotisch durcheinander, daß jeder Augenblick ein neues Schauspiel gebar. Plötzlich aber wälzte sich das Wolkengebirge näher, auf den Flügeln des Windes sauste es heran, und aus einer düsteren Nebelschicht zuckte ein wetterleuchtender Strahl mitten in die angstvoll schweigende Landschaft herab. Dem Blitze folgte auch hier der Donner mit so vollen und hinsterbenden Cadenzen, daß der letzte vernehmbare Widerhall wie das Stöhnen eines abscheidenden Geistes erklang. Und endlich, um das himmlische Concert vollständig zu machen, brauste heulend der Sturm dazwischen, Bäume und Gebüsche beugend, als wären es Halme und nur zum Spiele des Allmächtigen geschaffen.

Lange Zeit in diesen unvergleichlichen und vielen Menschen so grausenhaften Anblick versunken, stand der einsame Wanderer unter der Eiche, über deren Haupte noch ein Stückchen Himmelsblau lächelte. Ihm war der Donner Musik, der Blitz ein Strahl

des großen Gottesauges und der Sturm das Wiegenlied losgelassener übrirdischer Geister. Ihn kümmerte der Regen nicht, der kalt auf seinen Scheitel fiel und seine leichten Gewänder durchnäßte; er sah, er hörte, er genoß nur, was zu sehen, zu hören und zu genießen war.

Da aber sauste der Alles beugende Windstoß näher heran, die dunkelsten Wolken sammelten sich haufenweis gerade über dem Platze, wo er stand, und die Blitze schienen beinahe allein auf ihn herabzufahren. Die alte Eiche dünkte ihm kein Schutz mehr zu sein und er verließ sie im strömenden Regen, eilig den schlüpfrigen Abhang hinab schreitend. In etwa fünf Minuten erreichte er eine verlassene Hütte, welche nicht weit vom Pfarrhause entfernt lag, die er aber diesem vorzog, weil sie einsam war wie er selber. Er trat in die offene, nur an einer Angel hängende Thür, blieb zwischen ihren morschen Pfosten stehen und fuhr fort, die Wirkungen des Unwetters zu verfolgen, das sich allmälig gegen Westen wandte, um auch dorthin Angst und Schrecken, aber auch Segen und Gedeihen zu tragen.

Wohl eine Stunde verweilte er schon in der kleinen Hütte und immer noch strömte der Regen auf die

Erde herab, die durstig mit unzählig geöffneten Poren die köstliche Flüssigkeit einsog. Noch immer wollte sich das Gewölk nicht ganz theilen und von Zeit zu Zeit rollte ein sanfterer Donner drüben an den Bergen entlang. Endlich hatten die Wolken ihren ganzen Reichthum herabgeschüttet und besaßen nichts mehr, was sie der geliebten Erde, von der sie stammten, geben konnten, ja, sie hatten sich gänzlich erschöpft oder waren in dem unendlichen Raume verflattert, so daß der Himmel wieder frei und fröhlich über den Gefilden zu lächeln begann.

Unser Wanderer hatte dies Bild zu Ende gedacht und schaute sich schweigend in der dampfenden Natur um. Jener wollüstig balsamische Duft, der den Kräutern und Gräsern entsteigt, wenn nach langer Dürre ein frischer Regen sie benetzt, erfüllte rings die gereinigte Luft, und es war in der That ein belebender Genuß, die aufathmenden Lungen mit dem würzigen Lebensstoffe zu füllen. Das Gewitter und seine Begleiter hatten die Ruhe und den Frieden, nach der er kurz vorher so sehnlich verlangte, wieder in weitere Ferne gerückt, sein leicht bewegliches Blut, den stürmenden Elementen folgend, war in fieberische Wallung gerathen und seine sprühenden Augen blitzten unverkennbar das innere Feuer heraus.

Aber da sorgte eine andere, der vorangegangenen unmittelbar folgende Erscheinung dafür, die Spannung seiner Empfindungen zu sänftigen und das Bedürfniß seiner Seele nach dem so köstlichen Frieden vollauf zu stillen. Kaum nämlich war das Gewitter vorübergerauscht, so begann das zurückgedrängte Leben in der Umgebung des Wanderers wieder munter aufzutauchen. Arbeiter, Menschen und Thiere, kamen aus ihren Verstecken hervor und schritten an ihr letztes Tagewerk. Eine Heerde brauner Rinder, fröhlich und zufrieden brüllend, wankte mit ihrem harmonischen Geläut über das dampfende Gefild seiner Heimath zu. Die Vögel in den Bäumen zwitscherten, die Insekten in den Gräsern summten, im Großen und Kleinen belebte sich die vor Schreck und Erwartung verstummte Natur. Das alles ging so allmälig, so feierlich, so natürlich von Statten und folgte so übereinstimmend eins dem anderen, daß es den Frieden der Seele in derselben Stufenreihe, wie er verschwunden war, wieder hervorrief. Und um die abendliche Stille noch feierlicher zu machen und das Herz ganz mit den Gefühlen der Ergebung zu füllen, begann die nahe Kirchenglocke in langgezogenen Tönen ihre Stimme über Wald und Flur wehklagend auszugießen.

Der immer noch auf dem Flecke, wo wir ihn

verlassen, weilende Mann lauschte mit allen seinen Sinnen auf die Vorgänge, die wir hier mit unserer matten Feder zu schildern versucht, die Erregung seiner leidenschaftlichen Natur schmolz und die milde Gottesnatur, die neben jener in seinem Herzen schlummerte, war erwacht. Namentlich die wehklagenden Klänge aus der Dorfkirche schienen ihn weich und feierlich zu stimmen; er senkte seinen Kopf andächtig und griff mit der Rechten nach dem Orte, wo es in seiner Brust wie Orgelton bebte und schwoll. Langsam trat er aus der Hütte ins Freie und schaute sich um, ob er allein oder in Gesellschaft von Menschen sei, von denen er in diesem Augenblicke nicht gestört sein mochte, aber er erblickte kein lebendes Wesen in seiner nächsten Nähe, außer etwa einen kleinen Vogel, der zwei oder drei Mal vor seinen Füßen, wie um ihn zu necken, hin und her flog.

Endlich entschloß er sich, dem Dorfe näher zu gehen; aber nicht seinem nächsten Ende wandte er sich zu, sondern dem ihm gerade am fernsten liegenden. Es war ihm noch zu hell, um in dasselbe einzutreten, er wollte aus Gründen, die wir noch nicht kennen, von Niemandem auf seinem Wege gesehen werden. So wandte er sich im großen Bogen um das ganze Dorf herum und gerade, als er den Eingang von

Weitem vor sich liegen sah, blinkte der erste Stern ihm von dem abendlichen Himmel entgegen. Und er begrüßte ihn herzlich, dankbar aufschauend, wie man einen lieben und lange abwesenden Freund begrüßt.

Dicht vor dem Dorfe begegnete ihm ein Mann mit einem Gebetbuch unter dem Arme. Auf seine Frage, was das Geläute bedeutet habe, antwortete der Bauer, indem er einen Augenblick stehen blieb:

„Wir haben Stromers jüngstes Kind begraben. Guten Abend!“

„Ich dachte es mir,“ flüsterte der Andere halblaut und ließ den in entgegengesetzter Richtung schreitenden Landmann hinter sich. Mitten im Dorfe, wo es schon dunkler und schattiger als im Freien war, kam ein etwa siebenjähriges Mädchen heran, das, selbst noch ein Kind, ein nur wenig kleineres mühsam auf dem Arme trug. Beide weinten.

„Warum weinst Du?“ fragte der Fremde.

„Meine kleine Schwester ist gestorben und sie haben sie eben begraben,“ erwiderte das ältere Kind schluchzend.

„Sind Deine Eltern arm?“

„Ach ja, mein Herr!“

„Hier, hast Du etwas — gieb es Deiner Mutter.“

„Ach, die ist seit vier Wochen auch todt.“

„So! Du Arme! So gieb es Deinem Vater.“

„Ich danke. Gute Nacht!“

Und er war wieder allein. Niemandem mehr begegnend, Niemandes mehr begehrend, setzte er seinen Weg fort und näherte sich am Ende des Dorfes der Kirche, welcher gegenüber, nur durch die Straße getrennt, wie man jetzt sah, das Pfarrhaus lag. Die Kirche zur Rechten lassend, ging er hinter der Kirchhofsmauer her, schaute sich rings um, ob irgend Jemand ihn vielleicht beobachte, und da er keinen Menschen bemerkte, stieg er auf einen ihm bekannten großen Stein, sprang von da auf die Mauer und mit einem zweiten Sprunge befand er sich innerhalb des Kirchhofes, der einzige Lebende jetzt unter so vielen Todten.

Wenn die Unterhaltung mit den Lebendigen uns keinen Reiz mehr verleiht, so lieben wir es wohl, zu den Todtenhügeln zu gehen und mit denen, die unter dem grünen Rasen schlummern, ein trauliches Zwiegespräch zu halten. Ihnen können wir Alles sagen, was uns preßt und quält, denn sie verstehen uns immer; sie haben auch Vertrauen zu uns, wie wir zu ihnen, und verrathen uns nicht; und wenn wir wieder von ihnen gehen, so haben sie unsere

Seele beruhigt und wir nehmen einen Theil ihres Friedens mit in unser heimathliches Haus zurück.

Mit ähnlichen Gefühlen wohl betrat der einsame Mann das stille Feld des Todes. Nicht lange, und er fand die zunächst gesuchten frischen Gräber der Mutter und Schwester des armen Mädchens, mit dem er so eben gesprochen. Einige stille Worte murmelnd ging er an ihnen vorüber und näherte sich einer Trauerbirke, die klagend und doch so rührend schön ihre hängenden Zweige tief auf zwei mit herrlichem Rasen bewachsene Hügel, einen großen und einen etwas kleineren, senkte. Vor ihnen angekommen, stand er eine Weile still und betrachtete sie wehmüthig. Seine Miene dabei können wir nicht beschreiben, denn wir sehen sie im Abenddunkel nicht mehr, wohl aber können wir sie uns denken. Ueber das größere Grab fortschreitend, stand er zur Seite des kleineren. Hier schlug er die Hände zusammen und betete still. Dann setzte er sich darauf, legte seinen Kopf in beide Hände, beugte sich vorn über und blieb, ungestört seinen schmerzlichen Gedanken überlassen, lange Zeit ohne Bewegung sitzen.

Es mußte eine süße, aber auch zugleich bittere Erinnerung sein, die den einsamen Wanderer mit dem unter dem Rasen schlummernden Geschöpfe verband,

denn seine Empfindungen waren heftig und seine Schmerzen namenlos tief. Das sehen wir an seiner lange unverändert gebeugten Stellung und das hören wir an den wehklagenden Seufzern, die von Zeit zu Zeit seinen geschlossenen und wie im Gebet murmelnden Lippen entschlüpften.

Endlich schien er fertig zu sein. Er erhob den Kopf gegen den wolkenlosen Himmel, von dem herab der unterdeß aufgegangene Mond sein glänzendes Licht auf das schmerzlich bewegte Gesicht fallen ließ. Und da bemerken wir deutlich die Spuren zweier reichen Thränenströme, die aus den Augen über die Wangen gelaufen waren und sich in dem üppigen Barthaar verloren hatten. Sonst aber war es ruhig und mild, wie das eines Kindes, und wenn eine nicht unedle Mischung von geistigem Stolze und physischer Ueberlegenheit vorher vielleicht darauf gelegen hatte, jetzt war auch diese davon verschwunden. So hatte er die gewünschte Ruhe auch für heute gefunden, er war mit sich, mit der Welt wieder ausgesöhnt und die rings um ihn her in sanften Schlummer sinkende Erde, von dem milden Nachtlichte freundlich beschienen, konnte mit Recht das Spiegelbild seiner eigenen befriedigten Seele genannt werden. Leichteren Sinnes und mit hastigerer Bewegung, als er sich vorher nie-

dergelassen, erhob er sich, sprach einen halblauten Abschiedsgruß zu den beiden Gräbern und stieg auf dieselbe Weise, wie er gekommen war, über die Kirchhofsmauer zurück.

Geraden Weges nun, nicht eilig, nicht zögernd, begab er sich jetzt nach der Einsiedelei, und daß er daselbst wohlbehalten und zuerst und allein von dem treuen Hunde begrüßt anlangte, haben wir schon im vorigen Kapitel erfahren.

III.

Der geheimnißvolle Besuch.

Kaum hatte die nächste Morgensonne ihr perlendes Licht über die Umgebung der Einsiedelei ausgegossen, so vernehmen wir auch schon in ihrem Innern, im oberen wie im unteren Raume, eine lebhafte Bewegung. Aber wir wissen nicht, wer zuerst bei der Arbeit war, der im Denken fortschreitende Mann oder das in der Wirthschaft thätige Weib. Während letztere in ihrer kleinen Küche nun das einfache Frühstück besorgt und sonstige häusliche Verrichtungen erfüllt, wollen wir uns in das bisher noch unbetretene Gemach des Einsiedlers begeben.

Er selbst steht am Fenster und dreht uns den Rücken zu; wir können uns also Alles gemüthlich beschauen. Aber da ist nicht viel zu schauen, als eben eine gewisse unbeschreibliche Gemüthlichkeit selber. Höchst

einfache Möbel, die nur dem nothwendigsten Bedürfniß dienen, füllen das mäßig geräumige Gemach, sonst sind die zahlreichsten Bewohner desselben die unsterblich gewordenen Zeugen sterblicher Erdengröße, Bücher, sehr viele Bücher, die in allen möglichen Formen und Größen nicht allein ein großes offenes Gestell füllen, sondern auch auf den Tischen, je nach beliebigem Gebrauche, dem Leser überall zur Hand liegen. Auch etwas Staub ist darauf, wie auf alles Uebrige im Zimmer gestreut, und das ist sehr natürlich. Denn in dieses stets verschlossene Heiligthum darf Niemand dringen, selbst Frau Wolter darf nur selten mit geschäftiger Hand hier säubern und putzen, oder wohl gar scheuern und einen schäumenden Fluß in die trockene Stube versetzen, bewahre! Das lieben gewisse Männer sehr wenig, und dieser Mann, den wir so eben besuchen, ganz gewiß nicht. Auch in manchen anderen Dingen vermissen wir hier die sorgliche weibliche Hand, die in der Regel unsere Zimmer zu schmücken beliebt; so zum Beispiel fällt es uns auf, daß kein Vorhang, welcherlei Art er auch sei, die beiden Fenster verschließt oder wenigstens verhüllt. Das ist aber wiederum nicht Frau Wolters Schuld, auch diesen kleinen Luxus hat der stille Miethsmann untersagt, denn er liebt es durchaus nicht, das Fen-

ster, welches, wie er sagt, wegen des Lichtes gemacht ist, durch Dinge zu verhüllen, die das Licht eben ausschließen. Er sucht das Licht, immer, überall, am Himmel, auf der Erde, in Menschen, Büchern oder wo es nur sonst noch zu finden ist.

Nachdem wir also noch einen kurzen Blick auf den reichlich mit Schreibmaterialien versehenen Tisch geworfen haben, die Frau Wolter schon am frühsten Morgen wohlerhalten überliefert hat, treten wir neben den schweigsamen Mann, der am geöffneten Fenster steht und das sinnige Auge mit heiterem Ernste auf den glänzenden See gerichtet hält. Was sieht er, was beobachtet er schon wieder? Er sieht wiederum Alles und Nichts; vielleicht sieht er, was auch wir sehen, die spielende Welle und drüben den grünen Wald, die in ihrem Elemente lustig sich tummelnden Wasservögel und den Fischer, der mit seinem von Netzen strotzenden Kahn nach den fischreichsten Stellen des Sees treibt. Vielleicht aber sieht er etwas ganz Anderes, als wir sehen, und das freilich können wir nicht sogleich errathen. Als er aber eine Weile diese einfachen und natürlichen, und doch so malerischen Dinge, welche wir eben bezeichnet, wenigstens oberflächlich betrachtet zu haben scheint, wendet er sich ernster nach seinem Schreibtische um, blättert in eini=

gen neu mitgebrachten Büchern und legt sie endlich, mißmuthig den Kopf schüttelnd, bei Seite. Dann setzt er sich nieder und schreibt ununterbrochen drei Stunden lang auf sehr schönem, weißem Papier, was den guten Peter, wenn er es gesehen hätte, gewiß mit frischer Neugierde erfüllt haben würde. Als aber auch diese drei Stunden verlaufen waren und die Hitze des heraufsteigenden Tages sich bis in das kühle Stübchen hinein fühlbar zu machen anfing, stand der Schreibende auf, nahm aus einem alten Eichenschranke feine, städtische Kleider und zog sie schnell, aber doch mit einer ihm natürlichen Sorgfalt auf seinen wohlgebildeten Körper. Gleich darauf wurde Frau Wolter durch den bestiefelten Schritt ihres Herrn belehrt, daß derselbe die Treppe herabstieg, um einen Ausgang zu machen.

„Guten Morgen, Frau Wolter," rief seine freundliche und kräftig tönende Stimme. „Das war gestern ein tüchtiges Gewitter."

„Herrlich — aber auch schrecklich, Herr Brand; ich habe mich recht auf dem Wasser geängstigt. Sind Sie sehr naß geworden?"

„Es ging noch; Sie können aber meine Kleider waschen, sie sind etwas beschmutzt."

„Gern, Herr Brand, sehr gern. Aber Sie haben ja die Stadtkleider an und den schwarzen Hut

auf dem Kopf; wollen Sie einen Besuch da drüben machen?"

„Ich muß leider, ja, leider muß ich. Sie haben mir nicht die richtigen Bücher gebracht und nun will ich sie mir selbst aussuchen oder bestellen."

„Das thut mir leid. Es ist aber bald Mittag, wollen Sie nicht erst ein wenig essen?"

„Nein, ich werde in der Stadt frühstücken und Abends nach meiner Rückkehr zu Hause speisen. Ich denke spätestens bis sechs Uhr zurück zu sein. Guten Morgen, Frau Wolter!"

„Guten Morgen, Herr Brand!"

Und sie sowohl, wie der getreue Sultan, der bellend und wedelnd herbeigesprungen kam, begleitete ihn bis ans Ufer, wo der kleine Kahn, den Peter gestern gerudert, an der Weide lag.

„Soll ich Sie vielleicht nach Redlitz übersetzen, Herr Brand? Ich fahre dann wieder zurück und Sie können mir die Stunde bestimmen, wann Sie den Kahn drüben finden wollen —"

„Nein, Frau, ich will mein eigener Fährmann sein, bleiben Sie bei der Arbeit. Der Wind ist günstig, ich segle hinüber."

„Ich sehe es schon — glückliche Reise!"

Während diese Worte gesprochen wurden, hatte

Herr Brand — so können wir ihn ja jetzt auch nennen — mit kundiger Hand das Segel an dem kleinen Maste entfaltet. Der leichte Morgenwind füllte es bald und in wenigen Minuten schwebte das winzige Fahrzeug dem Ufer von Nedlitz zu. Dort angelangt, übergab unser Bekannter die Sorge für dasselbe einer Frau in dem kleinen Fischerhause am Strande des Sees, wechselte einige begrüßende Worte mit ihr und machte sich dann gemäßigten Schrittes auf den Weg nach der Residenz, wohin ihn zu begleiten wir aber durchaus keine Neigung verspüren.

Der Tag war beinahe vergangen, unruhiger, als die Tage in der Einsiedelei zu vergehen pflegten, wie wir sogleich hören werden. Es war längst sechs Uhr Abends vorüber, um welche Zeit, wie wir wissen, Herr Brand von seinem Ausfluge zurückzukehren versprochen hatte. Aber er war noch nicht wieder heimgekommen. Das Essen war längst fertig, und Frau Wolter, wenn auch gewöhnt an ein längeres Ausbleiben ihres Herrn, hätte ihn doch heute aus vielen Gründen schneller herbeigewünscht. Sie stand am Ufer neben der Weide, an welcher der kleine Kahn

noch immer fehlte, hielt die Hand vor den von der Abendsonne geblendeten Augen und schaute sehnsüchtig über den See nach dem jenseitigen Ufer hinüber. Aber sie mußte noch lange vergeblich warten. Es schlug sieben Uhr und endlich acht. Da kam etwas über den See gerudert. Der Wind hatte sich gänzlich gelegt und der Fahrende konnte sich nicht mehr des Segels bedienen. Es war Herr Brand, das sagte ihr nicht allein ihr fürsorgendes Herz, sondern auch der bekannte, langsam gemessene Schlag seiner ruhig geführten Ruder. Schon von Weitem rief er ihr einen guten Abend zu, und auch dem niemals fehlenden Sultan, der erwartungsvoll wie die Frau an der Landungsstelle stand.

„Guten Abend, Herr Brand!“ rief sie ihm entgegen. „Es ist gut, daß Sie endlich kommen; es ist lange sechs Uhr vorüber.“

„Freilich, Frau Wolter, guten Abend! Aber es ging nicht anders. Ich habe einen weiten Spaziergang in eine lange nicht besuchte Gegend unternommen und das hat mich aufgehalten. Ich habe Hunger — ist das Essen fertig?“

„Gewiß, schon lange — aber —“

„Was aber?“ Herr Brand war gewohnt, Frau Wolter, wenn er von Hunger sprach, gleich davon-

trippeln zu sehen, heute aber blieb sie gegen seine Erwartung und noch dazu verlegen vor ihm stehen. Sie schien die Worte nicht finden zu können, die sie offenbar sprechen wollte. Anfangs glaubte der hungrige Mann, sie habe einen Unfall mit dem Essen gehabt, wie er wohl zuweilen in jeder Wirthschaft sich ereignet; als er aber genauer in ihr Antlitz blickte, fand er es zu seinem Erstaunen ernster und bewegter als gewöhnlich.

„Ist etwas in meiner Abwesenheit geschehen, Frau Wolter?"

„Ach ja, Herr Brand; aber ich kann nicht dafür —"

„Nun was denn?" Und beide blieben auf dem schmalen Fußsteige, der nach der Einsiedelei hinaufführt, athemlos stehen; sie, weil sie nicht wußte, wie sie beginnen, er, weil er nicht ersinnen konnte, was vorgefallen sei. Endlich brachte sie mit sichtbarer Anstrengung die Worte hervor:

„Es ist Besuch hier gewesen, Herr Brand, viel Besuch und recht unerwarteter."

„Besuch — bei mir?" fragte des Mannes Auge und Lippe gleich beredt.

Besuch — Besuch! Wenn mancher Gast wüßte, wie unbequem er dem Besuchten bisweilen ist, wie

ungesellig dieser gestimmt und wie oft er geneigt ist, den Besucher tausend Meilen weit weg zu wünschen, wir würden gewiß manchmal von dem unwillkommenen Gaste befreit bleiben. Denn man ist nicht jederzeit, manche Menschen sogar sehr selten, dazu geneigt, einen Bekannten, oder gar einen Fremden, freundlich zu empfangen. Er stört uns nicht allein in unseren Geschäften, und viel häufiger noch in unseren Betrachtungen, sondern er reißt uns auch aus einer wohlthätigen Stimmung heraus und in das gleichgültige Alltagsleben hinein, dem wir gerade glücklich entflohen waren.

Auch Herr Brand liebte sehr selten Besuch, er war am liebsten allein, ungestört, unbelästigt, selbst wenn er keine nothwendige sichtbare Arbeit zu vollbringen hatte, denn innerlich war dieser seltene Mann immer beschäftigt.

Also: „Besuch bei mir?“ fragte er verwundert. „Und wer war es, der mich besuchen wollte?“

„Zwei Damen, Herr, waren hier, gleich nach Mittag, und es waren vornehme Damen, denn sie hatten einen reich gekleideten Diener bei sich.“

„Zwei Damen?“ fragte Herr Brand mit langgezogenem Tone und etwas finster blickendem Auge. „Wie kamen die hierher und was wollten sie?“

„Der Meier Thiele aus dem Neuen-Garten hatte sie mit seinem Knecht selbst bis zur Krampnitz gerudert und sie hatten ihm schon vor der Abfahrt einen Thaler für die Mühe gegeben, erzählte er mir.“

„Gut, gut, und was wollten sie?“

„Ja, das weiß ich eigentlich selbst nicht. Ich war ganz verwundert, wie ich sie aus dem Walde so plötzlich daherkommen sah. Aber es waren zwei schöne Damen, Herr Brand, sehr schöne und reich gekleidet und so freundlich dabei —“

„Alles sehr gut — aber was wollten sie?“

„Ja, eben das weiß ich nicht. Sie fragten nach Allem, was nur denkbar ist, wer hier wohne, wie lange das neue Haus stehe, wem es gehöre?“

„Ist das Alles, was Ihr mir zu sagen habt?“ fragte er endlich und hatte schon einen Fuß auf die Treppe gesetzt. Frau Wolter besann sich und erzählte dann im Zusammenhange, daß die Damen von der Krampnitz mit dem Diener in den Wald gegangen und nach mehreren Stunden auf dem Fußsteige vom Dorfe Glindow her nach der Einsiedelei gekommen wären. Ob sie wirklich in Glindow gewesen, wisse sie freilich nicht; sie seien aber, von dem langen

Spaziergange sichtbar ermüdet, ganz erhitzt vor der Einsiedelei angelangt, hätten dankbar ein Glas Milch angenommen, noch einmal die Gegend betrachtet, in einer fremden Sprache einige Worte gewechselt und seien dann, herzlich für Alles dankend, mit dem Meier wieder davongefahren, der unterdessen den Kahn von der Krampnitz nach der Einsiedelei gerudert.

„So!" murmelte Herr Brand. „Neugierige Städter — Reisende — Vergnügungssüchtige — es ist gut. Nun bringt mir das Essen herauf."

„Sogleich, Herr. Aber ich bin noch nicht fertig."

„Mit dem Essen?"

„Nein, mit dem Erzählen. Eine Stunde später, nachdem die Damen abgefahren, kam noch ein Besuch."

„Noch einer? Das ist ja seltsam. Das ist allerdings ein unruhiger Tag. Wer war es denn nun schon wieder?"

„Der junge Herr Pfarrer aus Glindow."

„Der Prediger? Was wollte denn der?"

„Er fragte, wo Sie wären, er hätte mit Ihnen zu reden. Und als ich sagte, Sie seien nach der Stadt gegangen und kämen um sechs Uhr wieder, da hinterließ er die Bitte, Sie möchten doch noch heute

Abend zu ihm ins Dorf kommen, weil er nothwendig mit Ihnen zu sprechen hätte, da er morgen mit dem Frühsten auf einige Wochen ins Bad reise."

„Da wird er mir haben Lebewohl sagen wollen —"

„Das kann wohl sein — ich weiß es nicht —"

„Und war sonst noch Jemand da — der Teufel liebt ja sonst, wie man sagt, sich in drei Gestalten zu zeigen —" und er lächelte freundlich ironisch, als er dies mehr murmelte als sprach.

„Nein, das ist Alles, was vorgefallen."

Der Bewohner der Einsiedelei ging langsamer, als es seine Gewohnheit war, die Treppe hinauf und schritt mit gesenktem Kopfe längere Zeit im Zimmer auf und nieder. Er aß nur wenig von der vorgesetzten Speise, obwohl er vorher vom Hunger gesprochen. Offenbar war er in ungewöhnliches Nachdenken versunken, denn sonst war er dabei ruhig, jetzt aber sprach eine seltene Unruhe aus allen seinen Blicken und Bewegungen. Er ging mit sich zu Rathe, ob er der Einladung Folge leisten und die Pfarre noch heute besuchen solle oder nicht. Er fühlte sich ermüdeter als je und begehrte der leiblichen Ruhe.

„Und was kann er mir zu sagen haben?" rief er endlich laut. „Ich wüßte nicht, was wichtig oder

nothwendig für mich wäre. Ich habe mit aller Welt abgeschlossen, — ah! es kann nichts Wichtiges sein. Aber er will einige Wochen verreisen! Nun, wenn es dennoch wichtig ist — dann wird er wohl schreiben. Ich habe keine Lust, noch heute den weiten Weg nach Glindow zu machen. Morgen früh thue ich es vielleicht."

Und dennoch kämpfte er einige Male, ob er gehen solle oder nicht. Endlich entschied er sich zu bleiben, und bei diesem Entschluß hatte es sein Bewenden. Aber trotz dieses festen Entschlusses fand er nicht den gewöhnlichen süßen Schlaf in der folgenden Nacht. Es trieb ihn im Traume eine unbekannte, geheime Macht nach dem Dorfe, tausend Male setzte er den Fuß zum Gehen an, und immer wieder blieb er an Ort und Stelle. Aber mit dem frühsten Morgenlicht erhob er sich; er hatte den Entschluß gefaßt, das Dorf augenblicklich zu besuchen. Rasch kleidete er sich an, nahm hastig sein Frühstück ein und schlug den Weg nach Glindow ein. Als er aber daselbst ankam, war der kränkliche Pfarrer mit seiner jungen Frau schon abgereist und hatte keine Bestellung für ihn hinterlassen.

„Es ist also doch nichts Wichtiges gewesen!" Das

war der Hauptgedanke des Wanderers, als er wieder langsamen Schrittes auf dem Heimwege war. Zuletzt sagte er sich: „Er hat vielleicht einen lobenden oder tadelnden Artikel über mich gelesen und den hat er mir mittheilen wollen — ja — das wird es sein. O, wenn es weiter nichts ist, so wollen wir uns den Tag mit Grübeln nicht verderben. Es ist ein so schöner Tag zum Arbeiten, wir wollen ihn benutzen, ich bin genug in der letzten Zeit umhergeschweift.“

Und als er zu Hause angekommen war und sein friedliches Stübchen erreicht hatte, schloß er wie gewöhnlich seine Thür und war für Niemanden zu Hause, als für sich selbst — das behaglichste Gefühl, welches ein einsamer Mann und Denker, wie er, empfinden konnte. Und ein großes frisch geschriebenes Heft aus seinem Pulte ziehend, legte er es vor sich auf den Tisch, schlug die Blätter auseinander und fing mit auf die Hand gestütztem Kopfe an zu lesen. Bisweilen hielt er, die Augen gegen die Decke gerichtet, inne, bisweilen auch ergriff er eine Feder und änderte an dem Geschriebenen. Sein Mittagsessen wurde heute schnell beendigt, und wieder saß er vor dem Hefte. Der Abend kam lautlos und friedlich heran, und er war noch nicht von dem Platze gewichen.

Ja, und als die Nacht endlich die dunkelen Schwingen über Fluren und Wälder breitete, hätte ein Beobachter auf dem See noch lange nach Mitternacht können die matt glänzende Flamme seiner kleinen Lampe herüber schimmern sehen.

IV.

Der Sängerbund Aoedia.

Und was las, was schrieb der einsame Mann? Welche Empfindungen wogten dabei in seinem unruhigen Herzen, welche Gedanken sprangen aus seinem rastlosen Geiste hervor? Wir müssen es aufrichtig bekennen: was er las, schrieb, fühlte und dachte — es ist das Wichtigste, was wir diesmal unseren Lesern mittheilen können, denn es giebt zu dem Räthsel, welches wir mit dieser Erzählung zu lösen begonnen, den einzig passenden Schlüssel. Mit einem Worte also sei es gesagt: er las seine eigene Lebensbeschreibung, die bis zu dem Punkte reichte, wo wir ihn kennen gelernt; ein Werk, welches er mehr zu seiner eigenen Beruhigung, als der Unterhaltung Fremder in der letzten Zeit seiner Muße zu schreiben unternommen hatte. Denn es war in der That nicht für die

Welt und das gewöhnliche lesende Publikum bestimmt. Wir aber, die wir des Guten so Manches, des Heiteren freilich Wenig, des Ernsten und Anregenden aber so Vieles darin gefunden zu haben glauben, daß es wohl der Veröffentlichung würdig erscheint, wollen den Leser bitten, sich mit uns in die Seele des Einsiedlers zu versetzen und mit dessen eigenen Augen die folgenden Blätter zu überlaufen, wonach er sich selber sagen mag, was jener bei seiner stillen Arbeit wenigstens empfunden habe.

Ob sie auch im größeren Kreise Antheil und Beifall erwecke — wir wissen es freilich nicht, jedoch hoffen und also glauben wir es.

Die Geschichte des Einsiedlers aber ist folgende:

Ich gehöre leider zu den Menschen, denen eine eben so seltsame wie traurige Mitgift auf ihre Lebensreise zuertheilt worden ist. Ich bin nie ein Hypochonder und körperlich wie geistig stets gesund gewesen; aber dennoch habe ich nie die Fähigkeit besessen, eine heitere oder gar glückliche Stunde vollkommen ungetrübt und ruhig genießen zu können. Bei äußerem Glücke war ich innerlich oft zerknirscht, und bei innerlichem Wohlbehagen wandte mir jenes gewöhnlich den Rücken zu. So war mir in den süßesten Freudenbecher meiner Tage stets ein Tropfen bittersten Wer-

muths gemischt. Und an diesem nicht geringen Leid war zumeist, glaube ich, meine rege Phantasie Schuld, der ich andererseits doch so unermeßlich viel Seligkeit verdanke. Fühlte ich mich zum Beispiel in einem Augenblicke einmal recht glücklich, ruhig und zufrieden, so mußte ich im nächsten schon an eine mögliche Wandelung dieses Zustandes denken. Daher lebte ich auch immer mehr in der Zukunft als in der Gegenwart und stellte mir dieselbe, gleichsam aus innerer Nothwendigkeit, stets düster und unheilschwanger vor. Wenn die Sonne schien, dachte ich an Regen, wenn ich lachte, fiel mir das Weinen ein. Saß ich mit den Lebendigen fröhlich bei Tische, so kamen mir unwillkürlich die Begrabenen ins Gedächtniß; in der Schwelgerei fiel mir die Pein des Hungers aufs Herz; ja, sah ich in einem glänzenden Ballsaale die glücklichen Menschen tanzen und hüpfen, so stellte sich augenblicklich meine Phantasie einen Krankensaal mit Aechzenden und Todesmatten vor. Unglückseliger Gegensatz meiner Gefühle und Anschauungen zu den oft so freundlichen Gaben der Wirklichkeit!

Nachdem ich dem Leser dieses Geständniß abgelegt, beginne ich, meinen Lebenslauf selber im Fluge zu erzählen, ich weiß ja nun, daß er, wenn ich in den folgenden Blättern vielleicht unzufrieden im Glücke

und kalt in der Freude gefunden werde, diesen Fehler nicht einem künstlichen Eigensinn oder einem krankhaften Willen, sondern allein meinem unglücklichen Naturell zuschreiben wird. Schon meine Geburt, sonst der freudige Lebensquell alles Erschaffenen, war mit einem, für mich und meine arme Mutter schrecklichen Ereigniß verbunden, was ich freilich damals nicht empfand, denn an demselben Tage, wo ich geboren ward, vielleicht in derselben Stunde, wurde mein tapferer Vater in der Schlacht bei Leipzig erschossen, wo er heldenmüthig für Freiheit und Vaterland focht.

Er hieß Walther Lund, und diesen Namen, welchen auch ich führe, das einzige äußerliche Erbtheil, was mir von ihm übrig geblieben, darf ich jetzt nicht einmal der Welt zeigen, aus Gründen, die sich später von selbst ergeben werden. Mein Vater stammte aus einer alten, hoch angesehenen, aber verarmten Familie in Schleswig ab; er trat, weil er dem Waffenhandwerk gleich seinen Vorfahren ergeben war, schon in früher Jugend in die preußische Armee, wurde nach der Schlacht bei Auerstädt Offizier, kam verwundet in jene schöne Stadt, die hier in meiner Nähe liegt, lernte daselbst meine Mutter kennen und heiratete sie, was ihm ihr kleines Vermögen erleich=

terte, da er selbst arm geblieben war. Erst 1813 ward ich unter Verhältnissen geboren, die ich schon oben erwähnt. Meine Mutter, die ihren Mann fast abgöttisch geliebt hatte, ertrug die irdische Trennung von ihm nicht lange. Sie starb und hinterließ mich armes Kind als eine vollkommene Waise. Aber sie hatte mir ein kleines Vermögen und eine ältere Freundin vererbt, der sie vor ihrem Tode das Vermächtniß meines Vaters und das eigene, mich selbst, zur Erziehung anvertraut. Mein Vater hatte nämlich bestimmt, daß, falls er und seine Gattin frühzeitig stürben, mein Vermögen ganz und gar zu meiner Erziehung und vollen geistigen Ausbildung verwandt werden solle, da ich, wenn jenes aufgezehrt, nach seiner Berechnung gerade in dem Alter sein würde, mir selbst durch eigene Kraft forthelfen zu können. Dies ward von der guten Frau, die mich zu sich nahm, treulich befolgt und ich habe mich in diesem Punkte über nichts zu beklagen. Als ich älter wurde und an den Begriffen und Ideen der Menschen Theil zu nehmen anfing, erfuhr ich, daß mir auch ein Freund meines verstorbenen Vaters zum Vormund gestellt sei, der damals Professor und Lehrer an der dortigen großen Schule war. O dieser theure und unvergeßliche Mann! Er war ein Gelehrter und ein

Lebemann im besten Sinne zugleich, was man so selten in seinem Stande vereinigt findet. Noch immer sehe ich ihn in seiner lächelnden, unnachahmlich lieb-reichen Weise auf dem Katheder sitzen und höre ihn uns den Livius und Horaz kommentiren. Aber ob-wohl er sich gewöhnlich mild und gütig zeigte, so war er doch auch streng und consequent, wenn es nöthig wurde, und habe ich selbst einmal gelegentlich die Schwere seines Arms und die Trefffähigkeit seines schwarzen Kantschus gefühlt. Von allen seinen wie-derholt der Jugend eingeprägten Grundsätzen ist mir der folgende vorzugsweise im Gedächtniß geblieben, der Grundsatz nämlich, daß der Mensch zwar zur Arbeit an seiner eigenen Besserung und Vervollkommung von Gott auf die Erde gesetzt sei, daß er aber, sobald er diese Pflicht vollbracht, nicht allein ruhen, sondern sich auch an den mannichfachen Gaben des gütigen Schöpfers erfreuen dürfe. Dieser mir so theure Mann hieß Faber. Er hatte eine Tochter, die er zärtlich liebte und die nicht allein noch jetzt lebt, son-dern auch die einzige ist, die in dieser Welt mein ganzes Vertrauen besitzt und weiß, daß ich, der Ein-siedler vom See, der Walther Lund jener vergange-nen Tage bin. Wie oft habe ich meine Freistunden, namentlich in den ersten Jahren meines Schulbesuchs,

in dem Hause, an dem gastfreien Tische dieser liebenswürdigen Personen verbracht, denn ich aß in der Regel Sonntags bei ihnen und wandelte in ihrer Gesellschaft am schönen Sommernachmittage gewöhnlich in den prachtvollen Umgebungen der Stadt umher.

In den Wochentagen dagegen aß ich bei meiner Pflegemutter; als sie jedoch älter und kränklich wurde, zog ich es, um ihr nicht mehr so viele Mühe zu machen, vor, an den Tischen mehrerer bekannten Familien zu speisen, welchen Vortheil mir mein treuer Vormund, in seiner steten Sorgfalt für mich, freundlich verschafft hatte.

Die vielen kleinen Ereignisse freudiger und kummervoller Art in meiner ersten Jugend kann ich füglich übergehen; sie weichen nicht allzu sehr von denen anderer Kinder ab, die, vater= und mutterlos, früh zur nothwendigen Selbständigkeit reifen und auf die eigene Triebkraft angewiesen werden. Der Professor Faber hatte mir oft gesagt, meine Mutter habe immer gewünscht, mich einst als Prediger wirken zu sehen, und wenn meine eigene Neigung mit diesem Wunsche übereinstimme, so wolle er mir in meinem Vorhaben auf jede Weise behülflich und förderlich sein. Das war mir so früh und so oft mitgetheilt, daß ich es endlich für ausgemacht hielt, und alsbald meinen ganzen

Gedankengang auf diese meine künftige Lebensstellung richtete. Und dennoch lebte ein anderer Gedanke, eine viel größere Neigung in mir, die ich aber damals selbst noch nicht kannte und die erst allmälig durch äußere Anregung in mir entwickelt werden sollte, eine Neigung, deren Ziel jenem Berufe gerade nicht entgegenstrebte, jedoch auch nicht ganz mit ihm übereinstimmte, was ich eben erst durch den Umgang mit anderen Knaben, wie sogleich klar werden wird, erkennen und begreifen sollte.

Ich komme also jetzt auf meinen nächsten Umgang zu sprechen. O! auf diesen gründet sich nach dem vielleicht weisen Willen des allgütigen Schöpfers meine ganze künftige Lebensgestaltung, mein kurzes Glück und mein daraus folgendes endloses Elend. Kaum sollte man es denken, und doch war ein Knabe fast ganz allein die Veranlassung, daß ich erlebt und erlitten habe, was ich als mein mir vom Schöpfer zugewiesenes Schicksal betrachten muß.

Ich habe es nie in meinem Leben vermocht, mich schnell und vertraulich an Jedermann anzuschließen. Ich pflegte immer erst sorgfältig zu beobachten und zu untersuchen, ob mir eine Annäherung wünschenswerth und ersprießlich schien, denn unter zehn Bekanntschaften, die man im Leben macht, haben neun keinen

oder nur einen sehr geringen Werth. Die Hälfte davon ist sicher schädlich oder in der Folge lästig, und die Erfahrung belehrt einen Jeden, daß eine schlimme Bekanntschaft weit schwerer abgebrochen als eingegangen ist.

Ich war also wählerisch in meinem Verkehre gewesen, und das war mir ziemlich leicht geworden, denn meine erste und beinahe einzige Neigung wurzelte auf einem talentvollen Knaben meines Alters, der, wie ich, ein Priester zu werden sich in den Kopf gesetzt hatte, obwohl er größere Fähigkeiten und vollkommenere Gaben zu dem Fache besaß, welches ich selbst später wider Erwarten ergriff. Ich will diesen herzenswarmen Knaben Gustav nennen. Er ist in der That ein Priester geworden und lebt geachtet und geliebt, still und ungefährdet, in seinem segensreichen Berufe fort, obwohl er von mir und meinem Treiben keine Kunde zu haben scheint. Er war der älteste Sohn eines sehr gebildeten Schulmannes, der viele Kinder besaß und, in Folge seines mit geringen Einkünften ausgestatteten Amtes, diese mit Mühe und häufiger eigener Aufopferung ernährte und erzog. Ich sehe meinen damaligen Freund, der mir noch jetzt so lieb und werth wie früher ist, noch immer wie in meiner Jugend vor mir stehen; seine blitzenden Augen

bohren sich noch in der Erinnerung tief in mein Herz, um niemals, niemals wieder daraus zu verschwinden. Er war von bleicher Gesichtsfarbe, dunkelen Haaren und Augen und ziemlich unbedeutender Gestalt. Aber ein klarer, poetischer, produktiver Geist arbeitete früh in seinem fähigen Kopfe. Von Quarta, wo wir dicht neben einander saßen, schreibt sich unsere Bekanntschaft her. Vom ersten Augenblick an, da wir uns sahen, waren wir ein Herz und eine Seele, obgleich oft von edelem Neide gequält, wenn ein dritter sich an den einen oder anderen von uns zufällig schloß. Wir gingen einen geheimen Bund ein, Niemand, sei es wer es sei, dürfe, solle und könne unsere Freundschaft zerstören, unsere gegenseitige Neigung erkälten, wir wollten uns für das ganze Leben angehören und kein künftiges Schicksal sollte Macht über uns haben. Phantastische Täuschung der Jugend! Als wenn man das vielgestaltige Schicksal erkannt hätte, bevor man es lebendig und allmächtig mit eherner Hand das auserwählte Herz ergreifen und zermalmen sieht! O ja — meine Neigung wenigstens ist die in der Jugend verheißene geblieben, die Sterne aber haben uns aus einander gerissen, und ob wir auf Erden noch einmal Hand in Hand legen werden, das allein wissen die himmlischen Mächte! —

Wenn die Schule geschlossen war und die Schüler in ihr elterliches Haus zurückkehrten, blieben wir beide gewöhnlich zusammen. Wir arbeiteten gemeinschaftlich, wir spielten, wir gingen mit einander. Und diese Gänge, in die weitesten Umkreise unserer schönen Vaterstadt sich ausdehnend, welche reiche Ausbeute für Gegenwart und Zukunft boten sie uns! Bei gleicher Neigung, Berge und Wälder zu durchstreifen, liefen wir oft meilenweit im Kreise herum, suchten zumeist die heimlichsten, einsamsten Plätze auf und hatten gar bald gewisse Lieblingsorte gefunden, in denen wir, namentlich an freien Nachmittagen, oft bis an den späten Abend umherschwärmten. Und was für sonderbare und doch so trauliche Gespräche führten wir da! Unsere ganze Zukunft malten wir uns aus, nicht wie sie geworden ist, aber doch wie sie hätte werden können. Und natürlich sollte sie, unserer Verabredung gemäß, eine ungetrübte, sonnenhelle, glückliche werden. Unsere ganze innere Natur schütteten wir so im Laufe der Zeiten vor einander aus, tauschten und ergänzten sie, und keine Falte verbarg der eine dem andern, kein Geheimniß schloß den Wunsch oder die Neigung des einen vor den Augen der Seele des andern zu.

Zwei Richtungen aber waren es besonders, in

welchen wir unsere meisten Spaziergänge unternahmen; anfangs stets nur zu zweien, später in größerer Gesellschaft, die wir, wie man sogleich sehen wird, unserer Ansicht vom Leben und unserer Neigung gemäß auszuwählen wußten. Ein sehr beliebter Ausflug führte uns oft nach den sogenannten Ravensbergen, jener abgelegenen, wild romantischen Gegend, wo der unergründliche Teufelssee und die abentheuerliche Wolfsschlucht uns mit ihren mehr eingebildeten als wirklichen Schauern fesselten und unsere Phantasie frühzeitig mit malerischen Bildern erfüllten. Aber nur einige Jahre dauerte die Vorliebe für diese wilde und etwas zu weit entfernte Waldöde. Mochten wir im Geiste vorgeschritten sein und die Gaben jener Wildniß erschöpft haben, oder andere Neigungen in unseren Gemüthern auftauchen, genug, wir kehrten immer seltener dahin zurück, um uns dafür desto häufiger an einer anderen Lieblingsstelle zu laben. Diese war die königliche, damals noch sehr einfache holländische Meierei im Neuen-Garten, der spiegelnde Jungfernsee mit seinen stillen und klaren Fluten und die mit natürlichen und künstlichen Wundern rings erfüllte Umgegend, wozu namentlich das jenseitige Ufer der Havel mit seinen tiefen Waldungen, seinen selten betretenen Geheimplätzen, seiner Römerschanze und sei-

ner fast nie gestörten Einsamkeit gehörte. Hier, nachdem wir reichlich Milch und Brot genossen, durchwanderten wir Berge und Wälder, tauchten tief in den reinen Fluß und schwammen auf leichtem Kahne, voll von träumerischer Jugendschwärmerei, stundenlang, oft bis zum Einbruch der Nacht herum.

So werde ich nie den Tag eines schönen Maies vergessen, an welchem ich mit meinem jungen Freunde einen Spaziergang in die Gegend unternahm, wo ich gegenwärtig selbst meine Heimath habe. Ich weiß nicht, ob mir an diesem Tage etwas besonders Glückliches begegnet, oder ob es die rings um uns sprossende Natur war, die thatendurstig in meinen Adern glühte und kochte. Und in der That, ich habe oft im Leben Augenblicke gehabt, wo ich gleichsam durch unwiderstehlich innerliche Gewalt gezwungen war, etwas meinen schwachen Kräften entsprechendes Gutes oder Großes zu vollbringen. Am häufigsten kam dieses siegesgleiche Gefühl über mich, wenn ich einsam im duftigen Walde ging, die munteren Vögelchen lustig um mich zwitscherten und die Millionen kleiner Thierchen, die sich ungesehen im Schöpfungsrade schwingen und kreisen, ihr unbeschreiblich wonnevolles Geschrei zirpend und klagend von sich gaben. Dann dachte ich oft: Alles um Dich her ist thätig, lobt den

Schöpfer und arbeitet an der Vollendung seines Daseins, und Du solltest nicht an der Deinigen arbeiten? Auf und ermanne Dich, rüste Dich wohlgemuth zu Thaten, die Deiner und des Schöpfers würdig sind, der Dich so empfänglich und thatkräftig geschaffen hat.

An diesem Tage also, wo eine ähnliche Stimmung zu ungewöhnlichem Schwunge mich erhob, ging ich neben Gustav durch den knospenden Wald. Endlich setzten wir uns auf der Römerschanze nieder und blickten über den See nach der Stadt, was ich noch heute so gern und so häufig thue.

„Mir ist heute sehr feierlich zu Muthe," sagte ich, „und es kocht ein unbestimmtes Gefühl in mir, als müßte ich bis in jene Wolken springen können, die lichtvoll über uns schweben, oder über den Fluß laufen, ohne in seine kalte Tiefe zu sinken. Und doch kann ich beides nicht, denn ich habe weder Flügel noch Flossen."

„Vielleicht kann ich Dir eine Erklärung dieses sonderbaren Zustandes geben," erwiderte der verständigere und schon über sich selbst klarere Freund, „die überdieß mit einem Wunsche in Einklang steht, den ich schon lange unausgesprochen in meinem Herzen trage."

„Sprich beides aus, Du erfreust und belehrst mich und ich werde Dir aufmerksam zuhören.“

„Du bist unbewußt produktiv, mein Lieber; da Du so viel schön Erschaffenes um Dich her siehst, wandelt Dich die unklare Lust an, auch etwas zu schaffen —“

„Wie meinst Du das?“

„Nun, ich meine in Gedanken und Worten natürlich, wie sie ein Dichter oder Schriftsteller zusammensetzt, um ein hübsches Gedicht oder einen klaren Aufsatz zu schreiben.“

„Ha! das wäre keine üble Entdeckung, die mir schon lange, allmälig keimend, in der Seele vorgeschwebt hat.“

„Wie und wo hat Dir das zuerst vorgeschwebt?“

„Wenn ich ein gutes Buch las und darin schöne Gedanken und wahre Empfindungen verzeichnet fand, regte und bewegte es sich wunderbar in mir. Ich fühlte, daß ich, wenn auch nicht dasselbe, doch Aehnliches sagen und schreiben könnte. Ich mußte dabei oft das Buch aus der Hand legen, denn mein eigener Geist entfaltete sich unwiderstehlich und meine Einbildungskraft verdoppelte sich gegen meinen Willen. Es war, mit einem Wort, wie ein geheimes Fieber, welches mein Blut heftiger pochen ließ und die unge-

spannten Saiten meiner Brust in Anspannung und schwirrende Bewegung setzte. Hast Du auch schon dieses seltsame aber wohlthuende Fieber empfunden?“

„Ja, mein Freund, ich kenne es, und das ist das Einzige, was ich Dir, so lange ich Dich liebe, verschwiegen habe, aber ich wollte es erst prüfen und an mir selber versuchen, damit Du nicht lachtest, wenn ich Dir meine dichterischen Träumereien zeigte.“

„Lachen? Ueber etwas so Heiliges und Wichtiges! Freund, wie verkanntest Du mich! O, und Du hättest schon selbst gedichtet? Und was, wenn ich Dich fragen darf?“

„O, viel — Sonette und Stanzen, Balladen und Romanzen — jetzt arbeite ich sogar an einem Drama.“

Ich riß bei diesem Geständniß weit die Augen auf und schaute meinen Freund mit der höchsten Verwunderung und Ehrerbietung an, denn ich glaubte im ersten Augenblick, einen jungen Goethe oder Schiller, die wir anbeteten, an meiner Seite zu haben. Der Gedanke an meine Geringfügigkeit und daß ich nie dergleichen versucht, erdrückte mich fast. „Und davon hast Du mir nie gesagt?“ fragte ich mit heftigem Tone, wobei mir unwillkürlich die Thränen über die Wangen liefen.

„Nein, ich schwieg aus Bescheidenheit, wenn

Du willst, denn ich weiß nicht, warum ich mich vor mir und meinen Produktionen selber schämte. Jetzt aber sage ich es Dir, ja, ich fordere Dich sogar auf, Deine Kräfte wie ich zu versuchen, wir können uns ja dann über unsre Arbeiten aussprechen und gegenseitig fördern."

Bei diesen liebreichen Worten schwindelte es mir vor Wonne im Kopfe, vor Wonne, wie ich sie nie bis dahin gefühlt. Die Bäume tanzten wie jubelnd um mich her und ich schloß meinen Freund innig an die klopfende Brust. „Das wollen wir," rief ich laut, „wir wollen es redlich versuchen und erforschen, was wir vermögen. Der lähmende Gedanke dabei, ob wir mit unserm Bestreben Großes erreichen oder nur an Unbedeutendem haften bleiben, soll uns nicht bestimmen, voraus zu verzagen und lieber gar nicht zu beginnen. Jeder in dieser Welt muß nun einmal mit seinem Schicksal zufrieden sein, dem Einen ist ein großes, dem Andern ein kleines Loos beschieden. Werden wir kein Goethe und kein Schiller — nun, so werden wir doch etwas Geringeres und haben unsre Pflicht gethan, indem wir unsre kleinen Schwingen der Sonne entgegen flattern ließen."

„So denke ich auch, wir können nicht Alle Heroen werden, wie nicht jeder Soldat ein General

wird; aber wir können nicht allein — wir müssen das Unsrige thun und wenn wir auch damit äußerlich nichts Besonderes erlangen, wie Du ganz richtig behauptest, so werden wir doch innerlichen Vortheil haben, denn wir üben unsre Gedanken und die richtige Wortbildung und lernen auch vielleicht aus dem Stegreif reden, was Professor H. uns stets als ein nothwendiges Bedingniß der jetzigen Zeit hinstellt und dabei immer auf den spruchfertigen Geist der Engländer hinweist."

„Du hast sehr Recht. Der Professor H. versteht es so recht aus dem Grunde, ein junges Gemüth mit Feuer und Flamme für ein edles Beginnen zu erfüllen. Laß uns seinem Rathe folgen und uns üben — Du zeigst mir aber doch noch heute Deine Gedichte?"

„Nein, das thue ich nicht. Sei nicht böse und höre mich ruhig an. Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen. Wenn Du ihn billigst, soll er ausgeführt werden, sonst stehe ich davon ab."

Ich öffnete meine Ohren, so weit ich vermochte, denn ich konnte mir durchaus nicht denken, welcher Vorschlag jetzt mein Herz erweitern sollte. Vielleicht war es eine Ahnung, daß dieser noch ungeborene Vorschlag der erste Grundstein war, auf welchem

ursprünglich die Idee fußte, die meinem ganzen Leben und Streben späterhin eine so eigenthümliche Richtung gab.

„Wir wollen einen Dichterverein gründen,“ fuhr mein Freund fort, „ein Blatt wöchentlich herausgeben, was wir selbst schreiben und worin wir uns gegenseitig aufklären, beurtheilen und auf jede Weise fördern —“

„Wie? Ein gedrucktes Blatt?“

„O nicht doch! Ein geschriebenes. Vielleicht lassen wir künftig etwas daraus drucken, denn ich hoffe, wir werden bald wachsen an Kräften und aus Schülern kleine Meister werden.“

Ich war entzückt, o, wir sind in unserm siebzehnten Jahre so leicht entzückt; es tanzte mir die ganze Natur vor den Augen, ich suchte schon den Stoff, den ich bearbeiten, die Worte, mit denen ich Gott, die Natur und mich selbst besingen wollte. Den ganzen Abend blieb ich mit meinem Freunde zusammen, wir sprachen das neue Unternehmen nach allen Richtungen durch und kamen endlich überein, noch einige unserer näheren Bekannten dafür zu gewinnen, die wir für hinreichend fähig und willig dazu erachteten, um auch ihnen das erwartete Vergnügen und den nothwendigen Vortheil davon zu gönnen.

Am nächsten Tage waren mein Freund und ich sehr zerstreut in den Lehrstunden, trotzdem die Versetzung von Sekunda nach Prima sehr nahe bevorstand. Wir bekamen beide Verweise von unserm Direktor, der, als Stockphilologe, kein Freund der Poesie war und uns wiederholt fragte, ob wir uns einbildeten, junge Horaze werden zu können? Schon an diesem Abend hatte ich mein erstes Gedicht entworfen. Es war an den Mond gerichtet und, aufrichtig gesagt, recht kläglich. Denn es fehlte mir an der technischen Gewandtheit, der Uebung, dem Zusammenhalten der nach Himmel und Hölle herumflatternden Gedanken. Statt einfache Muster zu wählen, wollte ich gleich Oden, Sonette und Dithyramben dichten, und das ging so leicht nicht, zumal ich von mir verlangte, meine erste Arbeit sollte zugleich eine Meisterarbeit sein, während ich doch nur ein mehr als schülerhafter Stümper war. Meine Pflegemutter, erstaunt, daß ich so viel zu arbeiten hatte und eine unglaubliche Menge Oel verbrannte, denn ich blieb zwei Stunden nach Mitternacht noch ein Dichter, zürnte mit den Lehrern, die die arme Jugend mit Gelehrsamkeit überschütteten, krank und hypochondrisch machten. Letzteres glaubte sie nämlich, weil ich wiederholt mit der Hand meine Stirn rieb, um einen in

den Vers passenden Reim zu finden. Selbst als ich endlich im Bette lag, konnte ich die ganze Nacht kein Auge vor Aufregung und Freude schließen.

Am nächsten Abend hatten wir drei oder vier Jugendbekannte zu uns eingeladen; um sieben Uhr waren wir in meinem Zimmer versammelt. Hier wurde unser Plan bekannt gemacht und natürlich — gebilligt, denn es giebt nichts Neues, Abentheuerliches und Gewagtes in der Welt, was die liebe Jugend nicht mit allen Sinnen und Fingern ergriffe, falls es ihr geboten wird. Aber nun stellte sich sogleich schon etwas sehr Lächerliches heraus. Der Prosaischeste von uns, obgleich sonst ein sehr schlauer Kopf, ein gewisser Max Pfeil, wollte durchaus unsere Arbeiten sogleich gedruckt sehen. Und alsobald forderte er milde Beiträge ein, um eine kleine Handdruckerei zu kaufen, die zufällig an dem Schaufenster eines Kaufladens in der Naunerstraße ausgestellt war. Wir, ohne rechte Ueberlegung, in Begeisterung gesetzt durch den kühnen Vorschlag und rathlos zur That geneigt, leerten sämmtlich unsere mageren Beutel und — noch an demselben Abend klopften wir den alten Krämer aus dem Bette und kauften ihm für drei Thaler die ganze Presse ab, worüber er eben so erstaunt und erfreut war, wie wir. Acht Tage brachten wir nun damit

zu, das Druckergewerbe zu erlernen; aber obgleich wir uns alle erdenkliche Mühe damit gaben, sahen wir doch endlich ein, daß unser Geld verloren war und der große Zweck durch die kleine Maschine nicht würde erreicht werden können. Alles, was in unserer Druckerei zu Stande gebracht wurde, belief sich auf ein Handgroßes Blatt, worauf wir mit unendlicher Mühe einen Goethe'schen Vers in Bogenlinien abgebildet hatten, und dennoch hatte Satz und Druck drei volle Tage in Anspruch genommen. Praktisch genug, um das Unpraktische unseres kindischen Versuchs einzusehen, legten wir Typen und Schwärze bei Seite und griffen zu Feder und Tinte. Wöchentlich wurden von jedem monatlich fünf Silbergroschen zahlenden Mitgliede des neuen Bundes einige beschriebene Blätter eingereicht, von dem Direktor der Gesellschaft, zu welchem gewählt zu werden ich zuerst die Ehre hatte, geheftet und in der beigefügten Beilage, die aus unschuldigem Papier bestand, die eingesandten Artikel der Reihe nach an ein oder das andere Mitglied zur Beurtheilung vertheilt, worüber jedoch mit rother Tinte geschrieben stand: Persönlichkeiten sind bei einem Silbergroschen Strafe verboten.

Indem ich jetzt in vorgerückten Jahren und bei sehr ernster Beschäftigung auf jene kindischen Anfänge

zurückblicke, kommen mir unsere damaligen Bemühungen so kleinlich und theilweise lächerlich vor, daß ich kaum weiß, ob sich die Mittheilung des bereits Besprochenen und noch zu Entwickelnden wird rechtfertigen lassen. Damals indessen erschien uns alles das ungeheuer groß und wir glaubten auf dem geraden Wege nach einem modernen Parnaß zu sein. Aber so ist es ja stets; die Gegenwart wird immer bedeutender scheinen als die Vergangenheit, weil unsere Maaße wachsen, und selbst wenn wir alt und vernünftig geworden zu sein glauben, belächeln wir das gestern Gethane, als wäre es von einem Kinde gemacht. So ist es mir heute auch bei Betrachtung meiner frühsten schriftstellerischen Arbeiten ergangen; ich habe einen dreisten Blick in meine damaligen Schriften geworfen und ich bin davor zurück geschaudert, als hätte mich ein Gorgonenhaupt daraus angeblickt. Aber was war es, wovor ich mich am meisten dabei entsetzte? Es war nicht die kindische und klar daraus hervorleuchtende Bemühung, etwas zu vollbringen, wozu ich damals noch nicht reif genug war — nein, es war das zweite Gesicht meines Ichs, welches mir in grausiger Wirklichkeit entgegenstarrte, denn wir können den Gedanken nicht ertragen, das schon einmal mühsam Durchlebte noch

einmal in demselben Leben durchzuleben. Es ist also gut und weise von der Vorsehung eingerichtet, daß wir vergessen, daß wir alle Tage anders werden, ja, daß wir sterben.

Aber trotz eines gewissen inneren Widerstrebens muß ich in der Schilderung unserer damaligen Thätigkeit fortfahren, denn, wie gesagt, der gemachte Anfang war ein Uranfang meiner künftigen Bestrebungen und ich wäre ohne jene jugendlichen Uebungen vielleicht nie auf den Gedanken gerathen, daß es einem Menschen möglich sei, durch das geschriebene und verkaufte Wort sich das armselige Leben zu fristen.

Unsere dichterische Verbindung, der wir nach vielem Hin- und Herreden den stolzen Namen Aoedia, nach dem griechischen Worte ἀοιδος, der Sänger, beilegten, wurde ungeachtet aller Geheimnißgelübde bald in der Schule und bei unsern Lehrern bekannt. Von jenem mir unvergeßlichen Professor H., der alle geistigen Bestrebungen der ihm anvertrauten Jugend beschützte und anfeuerte, auch in diesem Punkte ermuntert, wurden wir jedoch bald dreister und kühner. Wir fingen an, größere Werke, Novellen, Romane, Dramen und vor allen Dingen schreckliche Trauerspiele zu schreiben, und einige von uns verloren sich so

ganz in diese Nebenarbeit, daß sie ihnen zur Hauptarbeit wurde, was gerade nicht sehr großen Beifall bei unseren Lehrern, namentlich nicht bei dem philologischen Direktor fand. Nach und nach waren auch mehrere talentvolle Knaben unserm Vereine beigetreten und die höchste Zahl, deren ich mich erinnere, hatte er nach einem Jahre seines Bestehens erreicht, und zwar die Zahl zwölf, die jedoch nach unserm Abgange von der Schule, wie ich einst hörte, noch überschritten worden sein soll. Zuletzt wurde zu unserer Zeit ein Primaner aufgenommen, der an praktischer Lebenserfahrung und poetischer Durchbildung uns allen voraus war, obwohl er an produktivem Talente vielen nachstand. Er war ein von Liebe zur Dichtung durchglühter Kunstenthusiast. Ich sehe ihn immer noch bei den Deklamirübungen in Prima vor uns stehen, mit von Begeisterung bleichem Gesicht, funkelnden rollenden Augen und heftig gestikulirenden Händen. Er trug gewöhnlich Balladen und Romanzen von Schiller oder Bürger vor und gleich ihm war keiner von uns in solchen Schöpfungen bewandert und belesen. Er hieß Adolf und führte den Beinamen: Der Barde. Dieser also war derjenige, den wir zuletzt zum Mitgliede unseres Vereins beförderten, und ich erinnere mich deutlich des Abends, wo dieser feier-

liche Akt in meinem kleinen Zimmer vor sich ging. Alle Sonnabende um sieben Uhr nämlich kamen wir sämmtlich zusammen, und es wurde dann das Gedeihen unseres Bundes nach allen Richtungen hin besprochen, etwaige Streitigkeiten geschlichtet und zum Schlusse gemeinschaftlich ein Schiller'sches Drama laut vorgelesen. Alle vier Wochen, wenn von den gesetzlichen Beiträgen, wovon wir Papier und sonstige Bedürfnisse kauften, kleine Reste übrig geblieben waren, wurden nach Schillers Vorschrift die vier Elemente: Wasser, Zucker, Rum und Citrone, in unsern Kreis beschieden, eine Bowle verzweifelt wässrigen Punsches gebraut und unter hochtrabenden Reden geleert. Zuweilen stieg uns dann das dritte Element in den Kopf und wir fühlten uns aufgelegt, raubrittermäßig die Straßen zu durchziehen und hie und da kleine Streiche auszuüben, wie sie der lieben Jugend so natürlich und kaum zu verargen sind.

———

V.

Das belebende Agens.

Dieser eben bezeichnete Abend, auf den ich hier nothwendig noch einmal zurückkommen muß, verdient schon wegen einer sonderbaren Mittheilung oder Erklärung, die uns an demselben zu Theil wurde, einer genaueren Erwähnung, denn es entwickelten sich demzufolge für Manchen von uns frühere und spätere Ereignisse, die ohne dieselben wahrscheinlich niemals ins Leben getreten wären. Es war nämlich bei uns Gebrauch geworden, daß jedes neu in den Bund aufzunehmende Mitglied am Abende seiner Einführung eine freie Rede hielt, in welcher es seinen guten Willen darlegte, dem Bunde mit allen seinen Kräften zu nützen und an dem eigenen wie fremden Fortschritt mit voller Hingebung zu arbeiten. Es hatte sich nun schon einige Tage vor dem verhängnißvollen Abende

das Gerücht unter uns verbreitet, das neue Mitglied werde eine für uns sehr bedeutungsvolle und bei Weitem mehr tadelnde als lobende Rede halten. Mit großer Spannung und Sorge daher, denn wir glaubten uns alle auf dem einzig möglichen Wege nach einem außerordentlichen Erfolg, sahen wir der feierlichen Stunde entgegen, und endlich kam sie heran. Ernster als gewöhnlich waren wir diesmal bei meinem Freunde Gustav versammelt, der gerade zeitiger Direktor der Gesellschaft war. Alle waren früher gekommen, nur das heutige Hauptmitglied, Adolf, der Barde, fehlte noch. Endlich trat er herein. Unsere Augen wurzelten auf seinem trübbleichen und starren Gesicht, unter dessen Oberfläche jedoch, wie wir wohl wußten, seine Nerven und Adern, von der inneren Begeisterung für die Kunst angeregt, fieberisch zuckten und pochten. Nach kurzer Begrüßung setzten wir uns im Kreise um einen großen Tisch, nur das neue Mitglied blieb stehen, um seine Antrittsrede zu sprechen.

„Meine lieben Freunde,“ sagte er, „ich hoffe, Ihr habt mir nicht darum die Ehre beschieden, hier in Eurer Mitte zu stehen, damit ich Euch in jeder Hinsicht loben und Eure kleine Thätigkeit wie die Leistung von außerordentlich begabten Menschen in das glänzendste Licht stellen soll. Nein, meine Freunde,

das kann Eure Meinung nicht gewesen sein, und wenn sie es zufällig gewesen wäre, so muß ich Euch gleich von vornherein erklären, daß Ihr Euch vollständig in mir geirrt habt. Denn ich muß Euch aufrichtig zu erkennen geben, daß ich eigentlich nur sehr Weniges an Eurem Beginnen loben kann, die Eitelkeit und Einbildung aber, mit der Ihr schon Großes vollbracht zu haben glaubet, auf das Ernstlichste verdammen muß. Liebe Freunde! Ihr habt mir offenherzig, zur Befestigung meiner eigenen Ueberzeugung von dem Werthe Eurer Produktionen und demnächst von dem guten Zwecke Euerer Verbindung, Eure bisher gelieferten Arbeiten vorgelegt und ich habe sie aufmerksam und wiederholt durchgelesen, was mir, aufrichtig gesagt, manche Mühe verursacht hat. Wißt Ihr — damit ich es gleich auf einmal sage — was ich allein daran zu loben finde? Es ist die gute Absicht, die Ihr damit an den Tag gelegt habt, im Wortbau und in der Kenntniß Eurer Muttersprache fortzuschreiten. Was Ihr aber geschaffen habt, das ist nicht allein in literarischer Beziehung gar nicht der Rede werth und von sehr geringer Bedeutung, sondern oft sogar unter aller Kritik, mit einem Wort, etwas ganz Gewöhnliches, Unbrauchbares, ja, oft Gemeines." —

Wir waren, aufmerksam jeder Sylbe lauschend, beinahe alle zu Boden geschmettert von diesen heillos erschütternden und in solcher Strenge gewiß nicht erwarteten Worten, und wagten es kaum, in das flammende Auge und das immer bleicher -werdende Gesicht des jungen Redners zu schauen, der uns schon in hohem Grade zu imponiren anfing. Er aber, nachdem er diesen allgemeinen Tadel uns ins Antlitz geschleudert, bekam neuen Muth durch unsere sichtbare Demüthigung und verbreitete sich sogleich ins Einzelne, indem er fortfuhr:

„Ich will Euch," sagte er, „den Beweis des Gesprochenen nur an einem einzigen Beispiel nachher zeigen. Zuerst aber gestattet mir nun, diesmal nicht beim Eie, sondern beim Apfel zu beginnen; laßt mich also zunächst von der Beilage sprechen, die Ihr jedem Hauptblatte beigefügt habt. Ihr habt das Papier derselben deshalb frei gelassen, damit ein jeder, wie ihn die Reihe trifft, über irgend eine Arbeit seine Meinung darauf schreibe, d. h. das Werk eines Anderen kritisire, recensire, wie es die Kunstsprache nennt. Das ist an und für sich recht gut, wenn es redlich geschieht, denn es bildet das Urtheil. Aber Ihr armen Freunde! Wozu benutztet Ihr das schöne unschuldige Papier? Sind das etwa Kritiken, die Ihr

von und über Euch gegeben habt? Nein, sage ich, und hundertmal nein, das ist unter aller Kritik! Denn wollt Ihr den Inhalt, den Geist, den Styl und Stoff, oder die Erfindung eines Gedichtes oder einer Erzählung loben, so lobet Ihr nicht diese, sondern Euch selber, ja Ihr lobhudelt Euch, als ob der Verfertiger ein Prinz oder ein gewaltiger Künstler wäre; und wollt Ihr Eure entgegengesetzte Meinung ausdrücken, so weiset Ihr nicht auf den richtigen Weg, indem Ihr das fehlerhaft Gesagte ruhig und lehrreich bezeichnet, sondern Ihr schimpft Euch wie Gassenbuben und tretet Euch in den Koth, als wenn Ihr nicht gebildete Sekundaner und Primaner, vielleicht sogar bald Studenten, sondern Straßenjungen und Tagediebe wäret. Das muß anders werden, meine Freunde. Jedem was Recht ist, es kann nicht Alles übermäßig gelobt und darf nicht Alles herbe getadelt werden, aber Ihr müßt doch bedenken, daß Ihr Euch belehren wollt, daß man aus Eurer Kritik etwas lernen soll, und da darf sie ja nicht erbärmlicher und unwürdiger sein als das getadelte Werk selber. Wie diese Kritik aber in würdiger Weise belehren, ermuntern und aufmerksam machen soll, wollen wir nachher bei einem Glase Punsch redlich besprechen. Ich gehe jetzt vielmehr von Eurer Beilage

8*

zum Hauptwerke selbst über- und komme also auf den literarischen Werth Eurer Produktionen zurück. Und da will ich Euch denn vor allen Dingen nur Eins bemerklich machen, und — aufgepaßt! es ist dies der Kern meiner ganzen heutigen Rede. Ihr alle, keiner ausgenommen, schreibt mehr oder weniger Liebesgedichte; Eure Erzählungen schwellen von Liebesereignissen über, Liebe, Liebe steht vorn und hinten in allen Zeilen; aber, meine Freunde, wißt Ihr, wo sie nicht steht? Da, wo sie einzig und allein stehen, sitzen, wohnen sollte — in Eurem Herzen! Ja, Ihr seht mich auf das Höchste betroffen an — es ist so wahr, wie drei mal drei neun ist. Ich wette darauf, kein Einziger von Euch weiß, was Liebe wirklich ist, wie sie im Menschen wirkt, was für Gedanken, Vorsätze, Thaten sie erzeugt, denn Liebe, meine Freunde, ist, um es Euch mit einem Worte zu sagen, die unerläßliche Quintessenz aller Liebesgedichte, Liebe ist das einzig belebende Agens in Allem, was erschaffen ist und erschaffen wird. Da Ihr dieses belebende Agens aber nicht kennt, nicht in Euch habt, so ist Alles, was Ihr schaffet, eitel todt, kalt und leer, also nicht werth, daß man davon spricht, noch viel weniger, daß man es lobt.

Und nun schließe ich meine Rede mit folgender

Betrachtung und mit folgendem wohlgemeinten Rathe. Ihr habt mir gesagt, Eure Verbindung sei geschlossen, um Euch zu bessern, klüger, einsichtsreicher zu machen in der Erkenntniß Eurer Muttersprache, damit Ihr künftig, ein jeder in seinem Fache, dem Staate, dem Vaterlande eine wohlerzogene, brauchbare Stütze werdet. Wohlan denn, das ist gut und richtig, sage ich Euch. Wenn Ihr aber einen so erhabenen Zweck vor Augen habt, so müsset Ihr schon um dieses Zweckes willen den Entschluß fassen, das einzige Mittel zu ergreifen, wodurch Ihr Eure Kraft verdoppelt und Euer Talent befeuert, Ihr müßt, mit einem Worte, jenes belebende Agens in Euch erwecken, damit es, wie das prometheische Feuer einstmals, der Welt und Euch Erleuchtung und Erwärmung gebe, Ihr müßt Euch also — sit venia verbo — pro patria verlieben, damit Eure Gedanken, Worte und Thaten nicht der göttlichsten und süßesten Leidenschaft entbehren, der Liebe, die der Sauerstoff aller Produktionskraft, der nothwendigste Bestandtheil aller geistigen Leistungen ist. So habe ich es gesagt und Ihr möget thun, wie ich gesagt habe." —

Wir saßen äußerlich erstarrt, innerlich berauscht vor dem gewaltigen Redner, der die geheimste Tiefe unserer Seelen aufgewühlt, den verwundbarsten Fleck

in unsern entzündbaren Herzen getroffen hatte. Wir erkannten für wahr an, was er gesprochen, und wir vergaßen über diese Erkenntniß sogar, ihm den Zoll unseres Beifalls darzubringen. Schweigend blieben wir auf unseren Plätzen, ein jeder den stillen Vorsatz fassend, die Worte Adolfs, des Barden, zu beherzigen und, wenn nicht des persönlichen, doch des allgemeinen Zweckes wegen, also pro patria sich zu verlieben.

„Ja," rief endlich Max Pfeil mit Begeisterung aus, dem die heißen Thränen der Rührung über das Gesicht rollten, „ja, laßt uns den eben gehörten Gedanken festhalten und wo möglich zur That machen, denn was ist ein Gedanke, dem nicht die That folgt? Eine Schneeflocke, die im Sonnenstrahl zerschmilzt, ein Windhauch, der ohne Wirkung in der Wüste zerstäubt!"

Nachdem diese Worte gesprochen und alle Anwesenden laut oder heimlich ihnen beigetreten waren, wurden die obgenannten vier Elemente in richtigem Verhältniß gemischt und dann die Gläser gefüllt. Die vielen Trinksprüche aber, die diesen Abend von zwiefach begeisterten Lippen ertönten, hatten fast kein anderes Ziel, als das eben besprochene. Von der Literatur war heut keine Rede, nur von der Liebe wurde gehandelt, und wie es in solchem Zustande gewöhnlich

ist, ein jeder wunderte sich, daß Niemand vorher auf den göttlichen Gedanken gerathen sei, das oft gebrauchte Wort durch die That zu begreifen.

Daß wir bei diesem Thema heiter, glücklich und überlaut den Abend verbrachten, versteht sich von selbst. Es war beinahe Mitternacht, als wir uns zum Aufbruch rüsteten. Aber auch da noch konnten wir es nicht über uns gewinnen, uns gänzlich zu trennen. Arm in Arm geschlossen, zogen wir singend und jubelnd durch die allein vom Monde besuchten Straßen. Auf der offenen Plantage angelangt, stellten wir uns zu der beliebten Quadrille paarweise auf. Einige pfiffen, andere sangen den munteren Takt, und das Glockenspiel der Garnisonkirche begleitete beistimmend den nächtlichen Reigen. So tanzten wir in der Stille der Mitternacht die Quadrille im Freien zu Ende, alle Freude dem zeugungsreichen Vorschlag verdankend, uns pro patria, zum Besten des Staats und der ganzen Menschheit, das belebende Agens der Welt, die Liebe, so bald wie möglich anzueignen.

Aber auch als der Tanz, der fügliche Schluß aller menschlichen Heiterkeit, endlich aufhörte, war unsere mehr geistige als leibliche Trunkenheit noch nicht gedämpft. Abermals zogen wir durch die schlafende Stadt, brachten einigen schönen Töchtern bekannter

Familien eine etwas jammervolle Nachtmusik und schlossen das unvergeßliche Fest damit, unter dem Fenster eines beliebten Lehrers, den wir Prusias nannten, ein katzenartiges Gutenachtlied zu heulen.

So schloß dieser denkwürdige Abend und wir werden bald sehen, welche tief schlummernden Leidenschaften der Trieb nach dem belebenden Agens in einigen von uns entzündete.

Wir hatten uns das Wort gegeben, unsere Erfahrungen und Empfindungen nach Ablauf einiger Wochen ohne Hehl einander mitzutheilen und die Wirkungen jenes belebenden Agens offen darzulegen, wie und wo wir auch zur Erkenntniß derselben gelangt waren. Diese nun kurz zu schildern, ist meine jetzige Aufgabe, und wenn ihr Inhalt auch nicht recht in die ernste Strömung meines ferneren Lebens zu passen scheint, so bildet er dennoch einen Bestandtheil der künftigen Gestaltung desselben, denn in jedem menschlichen Dasein, und sei es auch noch so ernst und beschränkt, klingen derartige Zwischenstimmen, das irdische Bild zum harmonischen Ganzen vollendend, heiter und lehrreich hindurch.

Was jenes offene Geständniß der Bundesmitglieder betrifft, so waren wir überzeugt, daß Niemand sein Wort brechen und die Wahrheit verheimlichen würde. Aber auch ohnedieß wäre sie an den Tag gekommen, denn lange vor Ablauf jener bestimmten Frist waren die meisten von uns von den wunderbaren Erlebnissen der liebesuchenden Jugend in Kenntniß gesetzt.

Schon wenige Tage nach dem geschilderten Feste trat Max Pfeil, ein goldhaariger und sehr kleiner munterer Bursche, mit geröthetem Gesicht in mein Zimmer und verkündete frohlockend, er verspüre bereits die zauberhaften Wirkungen einer nie gekannten Leidenschaft. Ueber diesen überaus schnellen Erfolg höchlichst erstaunt, fragte ich ihn, wie das in so kurzer Zeit möglich gewesen sei, da ich in mir selbst noch keine Ahnung von der Verzauberung hätte.

„Ja," sagte er, „es lag Alles schon vorbereitet in meinem Busen, und nun hat des Barden stachelndes Wort den Funken in die Pulvertonne meines Innern geworfen und sie vollständig in die Luft gesprengt. O ich Unglücklicher!"

Und er schritt händeringend vor meinen erstaunten Augen auf und ab.

„So erzähle mir denn die Geschichte Deiner unglücklichen Leidenschaft —"

„Sie ist so unglücklich eigentlich nicht, ich bin noch ganz gut dabei weggekommen, aber ich sehe kein Ziel, keinen vernünftigen Ausgang —"

„Wer ist der glückliche Gegenstand Deiner Herzensneigung?"

Er stockte und wollte mit der Sprache nicht recht heraus.

„Du wirst mich vielleicht tadeln, wenn ich es sage —"

„Heraus damit; in einem edlen Menschen kann keine unedle Neigung vorwalten —"

„Unedel ist sie auch nicht, das fühle ich wohl, aber der Gegenstand derselben ist —"

„Nun wer ist es —?"

„Die Schauspielerin Fröhlich!"

„Die Louise mit den blonden Haaren?"

„Ja, ja, ins Himmels Namen, die ist es."

Um eine nothwendige Erklärung zu geben, muß ich erwähnen, daß in der Residenz eine herumziehende Truppe seit einigen Monaten theatralische Vorstellungen gab. Die meisten Mitspielenden waren jämmerlich, aber der arme Bewohner der Residenz, das

officiell verheißene Vergnügen*) selten in höherem Grade genießend, war mit dem zufällig Gebotenen, da es doch mehr als gar nichts war, stets zufrieden und besuchte fleißig „das Schauspiel im Schauspiel.“ Louise Fröhlich war noch die beste Darstellerin; als erste Liebhaberin war sie bemüht, ihrer Rolle auch außerhalb ihres Berufs Ehre zu machen und ihren zahlreichen Anbetern wenigstens ein freundliches Gesicht zu zeigen. Uebrigens war sie ein anständiges Mädchen, von ziemlicher Bildung, leidlich hübsch, aber wenigstens acht Jahre älter als mein verblendeter Freund. Er, als Sohn eines städtischen Oberbeamten, hatte freien Eintritt in das Theater, besuchte es jeden Abend und war auf diese Weise sehr leicht auf den Gedanken gerathen, das belebende Agens in dem wohlwollenden Gefühle für die *junge* Schauspielerin zu finden.

Nach seiner obigen Mittheilung blieb ich eine Weile still, weil ich nicht wußte, was ich ihm sagen sollte. Da fing er aus seinem Traume zu erwachen an und sprach offen:

---

*) Bekanntlich prangen auf dem Giebelfelde des königlichen Schauspielhauses der Residenz die Worte: *dem Vergnügen der Einwohner.*

„Ich will Dir nur Alles erzählen. Ich bin seit acht Tagen beinahe jeden Abend auf die Bühne gegangen und habe fast immer mit dem lieben Mädchen gesprochen. Sie ist von einer himmlischen Güte, hat mich jedesmal angelächelt und beim Abschiede gewöhnlich meine Hand gedrückt. Gestern nun war sie über alle Maaßen lieblich und freundlich und hat mir erlaubt, sie zu besuchen. Diesen Gang nun will ich heute oder morgen unternehmen."

„Was? Einen Besuch bei einer Schauspielerin?" rief ich entsetzt.

„Du hast Recht zu erstaunen, ich fühle auch, was das heißt. Wenn mein Vater oder unser Direktor dahinter käme, würde es mir schlimm ergehen. Beide dürfen, wie überhaupt kein Mensch, nicht das Geringste davon erfahren, und damit ich weniger beobachtet bin, als wenn ich allein ginge, so mußt Du mir helfen —"

„Ich? Wie könnte ich das?"

„Du mußt mich begleiten, wenn ich den Besuch mache —"

Mir standen die Haare zu Berge — eine solche Kühnheit überstieg meine Begriffe. „Willst Du denn Abends zu ihr gehen?" fragte ich, um nur etwas zu sagen.

„O, wie geht denn das, sie spielt ja alle Abende

und über acht Tage reist sie schon ab. Morgens und Nachmittags können wir nicht, da müssen wir in die Schule, also werden wir uns wohl Mittags zu ihr begeben —"

„Bei hellem lichtem Tage? Bist Du von Sinnen? Max — Max! — Aber wo wohnt sie denn?"

„In der Charlottenstraße, unweit des Zuckerbäckers Mieleke. Da kaufe ich Kuchen und den schenken wir ihr."

„Kuchen?" fragte ich verwundert. „Ist das wohl passend? Wären Blumen nicht entsprechender?"

„Blumen, ha! Das ist ein guter Gedanke. Aber der Kuchen kann, denke ich, auch nicht schaden. Du gehst also mit mir?"

Ich schwieg und dachte im Stillen eifrig nach. Halb war ich dazu geneigt, schon meinem armen Freunde zu Liebe. Aber es war mein erstes Abentheuer der Art. Es schien mir kühn, versprach aber auch angenehm zu werden. Meine Angst war jedoch groß, eben so groß wie meine Erwartung. Endlich siegte die letztere und ich versprach die Begleitung. Wer war froher als Max! Im Sturmlauf begab er sich nach Vogts Blumengarten und bestellte ein Bouquet für fünf Silbergroschen. Auch Kuchen oder eigentlich sogenannte überzuckerte Pfeffernüsse wurden in Menge gekauft.

Einige Groschen trug ich selbst dazu bei. Die nächste Nacht konnte ich keinen Augenblick schlafen, mich regte die Neuheit der Sache auf und dennoch folterte mich die Sorge vor möglicher Entdeckung. Gegen Morgen schlief ich endlich ein, träumte aber, mich suchten Polizeidiener und mein guter Professor Faber machte ein schreckliches Gesicht.

Um sieben Uhr früh holte mich Max zur Schule ab. Eine Stunde lang vor Anfang der Lehrstunden liefen wir Straßen auf und ab und besprachen das bevorstehende Ereigniß hin und her. Während des Unterrichts waren wir beide sehr unaufmerksam; ich übersetzte im Tacitus Auctor mit Schauspieler und erhielt gleich meinem Freunde ernstliche Zurechtweisungen. Endlich schlug es zwölf Uhr. Wir trabten nach Vogts Blumengarten. Aber o Schrecken! Der Gärtner hatte uns aus Verehrung für Marens Vater einen Strauß gewunden, den man kaum mit einer Hand regieren konnte. Wer sollte den ungesehen tragen? Wir überlegten, was zu thun sei. Endlich nahm Max den Strauß und verbarg ihn, so gut es ging, unter dem Rock. Ich trug die Nüsse in der Tasche, die einen Fuß breit von meinem Leibe abstand. Hinter der Stadtmauer herum, uns wie zwei geschickte Tirailleure wo möglich hinter jedem Baume

verbergend, schlüpften wir schweigend in der Mittagshitze unserm Ziele zu. Durch das Jägerthor, wo glücklicher Weise keiner unserer Bekannten wohnte, gelangten wir in die Linden- und endlich in die Charlottenstraße. Angstvoll schauten wir uns nach Nord und Süd um; es war, wie gewöhnlich Mittags, sehr still auf der Straße, denn alle Leute waren bei Tische. Endlich standen wir vor dem inhaltreichen Hause. Niemand schien uns zu bemerken. Ich war zuerst innerhalb der Thür, scheu wie ein Wild, welches sich vor dem furchtbaren Jäger verbirgt. Max folgte, hörbar ängstlich athmend. Auf den Zehen stiegen wir die Treppe hinauf. Max kannte oder glaubte die richtige Thür zu kennen, hinter der seine Sonne leuchtete. Kaum einer Bewegung mächtig vor innerer Aufregung, lauschte er am Schlüsselloch. Endlich klopfte er leise wie ein Zephyr an. „Herein!" rief eine gewaltige Baßstimme. Erschrocken fuhren wir bis an die Treppe zurück; die Thür aber öffnete sich sogleich und ein bärtiger Feldwebel, der hier seine Wohnung hatte, starrte uns fragend an.

„Wohnt hier — wohnt hier —?" stotterte Max.

„Ich heiße Medebach, mein Herr; was wollen Sie von mir?" schrie uns die Baßstimme an.

„Wohnt hier nicht der Schauspieler Fröhlich?“ brachte endlich mein Freund mit halb erstickter Stimme hervor.

„Dort drüben — die Thür!“

Zitternd standen wir vor der bezeichneten Thür. Auf unser leises Klopfen rief eine zarte Stimme: herein! Ah, uns schwoll das Herz vor Freude, wir waren am Ziele, denn das war ihre Stimme. In einigen Minuten sahen wir uns im Zimmer — wie wir hineingekommen, ob wir geflogen oder gegangen waren, weiß ich heute noch nicht. Wir erblickten in der That die gesuchte Schauspielerin, die aber außerhalb der Bühne bei Weitem nicht so hübsch aussah, wie auf derselben. Neben ihr stand ihr alter Vater und ein jüngerer Kunstgenoß, der, wie wir später erfuhren, ihr wirklicher Liebhaber war.

„Ach, Herr Pfeil!“ rief fröhlich die Tochter Fröhlichs und machte uns beiden einen reizenden Knix. „Wollen Sie sich nicht gefälligst setzen?“ Auf einen verstohlenen Wink ihres munteren Auges war ihr lächelnder Vater und der lachende Schauspieler verschwunden und wir Glücklichen waren mit der Schönen allein. Ich stand an der Thür, denn ich konnte mich wegen meiner gefüllten Taschen nicht

setzen; Max hatte sich seiner Geliebten einige Schritte genähert.

„Wollen Sie wirklich nicht Platz nehmen, meine Herren? Welchem glücklichen Umstande habe ich Ihren freundlichen Besuch zu danken?"

Max stotterte einige verlegene Worte, ich brummte etwas Unbestimmtes zwischen den Zähnen. Endlich hielt er ihr den Blumenstrauß entgegen und fragte, ob das nicht hübsche Blumen wären? Sie bejahte es, nahm den Strauß und bedankte sich sehr freundlich. Max schwitzte vor Wonne. In diesem kritischen Augenblicke brachte eine Magd das dampfende Essen herein — das war für uns ein Wink, den Vorhang schon nach Beendigung der ersten Scene des Stücks fallen zu lassen. Einige Abschiedsworte wurden von allen Seiten mehr gemurmelt, als gesprochen. Sie gab uns beiden lächelnd die Hand, die wir zitternd, Max zugleich wonneberauscht, erfaßten. Dann waren wir plötzlich, wieder wie im Fluge, auf der Treppe und — zum Hause hinaus. Mir fiel es wie ein Alp von der Brust, als ich wieder frische Luft athmete und bemerkte, daß uns Niemand aus dem Hause schlüpfen sah.

Schweigend und keiner dem andern ins Gesicht

blickend, gingen wir langsam die Charlottenstraße hinab, unserer Wohnung zu.

„Herr Jesus!“ rief da mein Freund plötzlich — „die Nüsse! Du hast sie ihr ja nicht gegeben —“

„Ach, das habe ich in der Eile vergessen — hier sind sie in der Tasche. Jetzt können wir sie ihr doch nicht zurückbringen?“

„Nein, das können wir nicht; laß sie uns theilen und sie nachher zur Belohnung für die ausgestandene Angst verspeisen.“

Das thaten wir sogleich, indem ich meinem Freunde die Last der einen Tasche rasch in die Hand gab, und in der That, der nachfolgende Genuß war noch das Erfreulichste des ziemlich verfehlten Auftritts. Späterhin ward von der Schauspielerin nicht viel mehr unter uns gesprochen, denn wir mochten wohl im Stillen einsehen, daß das Stück, welches sie mit uns aufgeführt, von keinem besonderen Belange war, und acht Tage nachher war sie auch abgereist.

Das war ein Fall von dem gewaltsam heraufbeschworenen belebenden Agens, und zwar der am mildesten verlaufende, und darum habe ich ihn zuerst erzählt. Der ihm alsbald folgende sollte einige Wochen später beinahe einen traurigen Ausgang nehmen, denn er war in der That ein wenig ernst. Ein an=

deres Mitglied der Aoedia nämlich, Karl mit Namen, der Sohn eines Arztes, verliebte sich plötzlich in die Tochter einer Wittwe, die im Hause seiner Eltern wohnte. Die Einzelnheiten dieses kleinen Romans sind eigentlich nie recht bekannt geworden, wohl aber sein tragikomisches Ende. Karl hatte fleißig den Werther gelesen und war dadurch etwas verrückt geworden. Wenigstens soviel ist gewiß, er hörte mit einem Male auf, wie ein gesunder Mensch zu essen, zu trinken und zu schlafen und gab in der Schule die albernsten Antworten, obwohl er doch sonst nicht auf den Kopf gefallen war. Allmälig fing er an zu kränkeln und hütete sogar ein paar Tage das Bett. Eines Abends kam er auf den Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Da aber eine Pistole zu sehr knallte und ein Dolch zu spitz war, so beschloß er, Gift zu verschlucken. Er kramte in dem von seinem Vater unvorsichtiger Weise offen gelassenen Arzeneischranke und entdeckte eine Kruke, auf deren Etikette das Wort „Arsenik" stand. Die Eltern waren ausgegangen. Der schon in Gedanken Sterbende ließ sich von der Magd eine Tasse Kamillenthee bereiten, schüttete das Gift hinein und rührte es zum Gebrauche um, nachdem er einen zärtlichen Brief an seine Geliebte geschrieben. Als er aber die Gifttasse

an den Mund setzte, klingelte es heftig an der Zimmerglocke, die dicht über seinem Haupte hing, so daß er erschrak und einen Theil des Getränks auf den Boden schüttete. Den schrecklichen Vorsatz einen Augenblick verschiebend, geht er zur Thür, um sie zu öffnen. Zu seinem nicht geringen Schrecken tritt ein Freund seines Vaters, zufällig ein Apothekenbesitzer, ins Zimmer. Diesem fällt das sonderbare Benehmen und das bleiche Gesicht des Knaben auf, auch riecht er den Duft des Kamillenthees. Er tritt an den Tisch und bemerkt sogleich die Kruke mit Gift. „Ich bin todt!“ ruft der verzweifelnde Liebende aus und sinkt vor Aufregung auf einen Stuhl. Der Apotheker, auf das Höchste erschreckt, glaubt an eine schon geschehene Vergiftung, springt im Fluge nach seiner Apotheke und holt das geeignetste Gegengift. Als er aber athemlos zurückkehrt, findet er den Knaben wohlauf, der ihm in der Angst Alles gesteht. Nun machen sich Beide daran, die Tasse auszuwaschen; der Apotheker nimmt das Gift zu sich, verschließt den Arzeneischrank und geht, nachdem Karl ihn gebeten, seinem strengen Vater den Vorfall zu verschweigen, und zugleich gelobt hat, niemals wieder an den Gifttod zu denken.

Am nächsten Tage wurde eine große Scene im

ärztlichen Hause aufgeführt. Ein gewisses Instrument, auch ein belebendes Agens in seiner Art, welches geeignet ist, einen zu früh verliebten Knaben schnell zur Besinnung zu bringen, tanzte wacker auf dem Rücken des Schuldbewußten. Auch der Schuldirektor erfuhr die Geschichte, und die Folge davon war ein vierundzwanzigstündiger Ruhesitz im finsteren Carcer.

Als wir Aoedianer einige Tage später in Gustavs Zimmer versammelt waren, fehlte Karl. Es war gerade der Tag seiner Einkerkerung. Wir hielten uns alle sehr still und waren sichtbar verstimmt. Adolf, der Barde, kaute verlegen an den Nägeln, Max und ich blickten uns geheimnißvoll an, und ein zweiter Adolf, mit dem Beinamen Sokrates, weil er, wie dieser, eine sehr hervorragende Stirn, aber nicht den Geist seines Namensvetters hatte, übrigens aber ein fleißiger und von Herzen braver Junge war, saß im tiefsten Schmerzgefühle da, eine sehr geschwollene Backe zeigend, die seine körperliche Schönheit eben nicht hervorstechender machte. Das belebende Agens schien wenigstens diesmal nicht stark bei uns vertreten zu sein, wir glichen sämmtlich mehr einer eingeschüchterten Taubenfamilie, als jungen, auf Beute lauernden Falken.

„Wovon hast Du das dicke Gesicht?" fragte ich endlich den jugendlichen Sokrates. Dieser senkte das aufgelaufene Auge zu Boden. Gustav lächelte verstohlen. Er war durch Familienverbindungen von dem Grundübel der vorübergehenden Gesichtsfülle seines Freundes in Kenntniß gesetzt.

„Erzähle Deine Geschichte nur aufrichtig," sagte er endlich zu dem Vollbäckigen, „Du darfst Deine Erfahrungen eben so wenig verschweigen, wie Max und Walther, es kommt doch Alles an den Tag."

„Erzähle Du lieber selber," fistelte der Verwundete, „mir fällt das Sprechen schwer." Und da erfuhren wir denn zu unserm nicht geringen Erstaunen, daß Adolf, eines Abends die Nähmamsell seiner Mutter nach Hause begleitend, derselben einige Verdeutlichung des belebenden Agens wollte angedeihen lassen. Der unbeachtet hinter ihnen herschleichende Liebhaber des Mädchens aber, ein Unteroffizier von den Gardes du Corps, hatte die Erklärung übel verstanden und dem gelehrten Stellvertreter einen verständlicheren Puff zukommen lassen, von welchem das geschwollene Gesicht die nächste Folge war.

Das also waren die einer Erwähnung werthen Wirkungen des von Adolf, dem Barden, so sehr gepriesenen belebenden Agens, obgleich ich hier schon im

voraus bemerken muß, daß in unseren Herzen der Gedanke an die Wirkung desselben noch lange nicht ausgerottet war. Was im Augenblick aber die traurigste Bemerkung für uns ausmachte, so sahen wir ein, daß ein wirklich poetischer Erfolg, eine Steigerung unserer dichterischen Kräfte trotz unserer kühnen Erwartung nicht eingetreten war, denn keiner fühlte sich aufgelegt, das Erlebte zu besingen oder die Empfindungen, die ihn dabei durchschauert, in klangreiche Worte zu kleiden. —

Die weiteren Ereignisse im Schooße des erwähnten Sängerbundes gehören nicht in unsere Erzählung, die sich von jetzt an in ernsteren Umrissen bewegen wird, obgleich die Folge lehren wird, daß die durch ihn angeregte Thätigkeit in literarischer Bestrebung für mein Leben wenigstens von bedeutungsvollem Einflusse werden sollte. Der Bund selbst bestand freilich noch Jahre lang an dem Orte seines Entstehens, als die Gründer desselben schon längst davon geschieden waren. Wir dürfen dabei annehmen, daß bei vorgerückteren Jahren und gewachsener Erkenntniß der einstigen Mitglieder die ausgestreute Saat ihre Früchte getragen und jener erwähnte Stachel, das belebende Agens, nicht allein in scherzhafter Weise erprobt worden sei. Aber auch das dürfen wir nicht verschwei-

gen, daß das schöne Bündniß einer strebevollen Jugend sich von selbst innerlich löste, als kaum eine äußerliche Trennung die einzelnen Mitglieder heimgesucht hatte. Und Aehnliches ereignet sich leider im Leben alle Tage. Was die Knaben in der Schule treiben, treiben sie als Jünglinge selten auf der Universität. Das ernstere Leben erdrückt die kindlich genährten Triebe. Ich bin nur selten in späteren Jahren einem früheren Bundesmitgliede begegnet und muß im Allgemeinen also hier von ihnen Abschied nehmen. Mit Gustav blieb ich im engeren Verkehr bis zum Abgang nach der Universität; während er nach Halle ging, studirte ich in Berlin. Das war ein großer Verlust für mich und niemals habe ich wieder einen Genossen gefunden, der mir den Jugendfreund nur zur Hälfte ersetzt hätte. Die anderen Theilnehmer sind leider für mich so gut wie verschollen. In meine Einsamkeit herüber tönt kein Gruß aus ihrem brüderlich warmen Herzen. Einige von ihnen sind Pfarrer, andere Aerzte, wenige Beamte und Kaufleute geworden, und ich zweifle sehr, ob wir noch jetzt, wenn wir uns wiederfinden sollten, in ähnlich geistigem Einklang neben und mit einander leben könnten. Denn ich kann die betrübende Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir im späteren Lebens-

alter, wenn wir auf unsere Jugendzeit zurückblicken und die alten Freunde aufsuchen, selten befriedigt werden und bei diesem Blicke eine traurige Erfahrung machen. Wenige, häufig gar keine, sind mit uns in geistiger Eintracht fortgeschritten. Was früher eine gemeinsame Lust war, ist oft unsere eigene allein geblieben. Die meisten von ihnen sind, so poetischen und selbst romantischen Geistes sie in ihrer Jugend waren, mit dem Alter Stockphilister geworden. Sie lieben nicht mehr, wie sonst, die Bücher und ihre Studien, die Natur und ihre Bäume und Blumen, sie lieben vielmehr die Karten, den Wein oder das Bier, mit einem Worte, die reellen Genüsse und Vergnügungen des Lebens. Das höhere und höchste Element menschlichen Daseins, Sehnsucht nach geistigem Verkehr, existirt unter ihnen nicht mehr, sie leben nur, um zu essen, zu trinken, zu — schlafen. O wie traurig und öde macht diese Erfahrung unsern ewig jung bleibenden Geist, unser strebsames Gemüth, unsere immer nach Oben ringende Seele! —

VI.

Das Pfarrhaus in Glindow.

Aber die Erinnerung an jenes bedeutungsvolle, wie der Blitz in das Pulver geworfene, belebende Agens sollte nicht ganz aus allen unsern Gemüthern verschwunden sein, vielmehr zu späterer Zeit in ernsterer Gestaltung einen von uns ergreifen und völlig und unzerstörbar bis auf den heutigen Tag erfüllen. Wie und wodurch dies geschehen, wird die Folge meiner Mittheilungen enthüllen.

Meinen freundschaftlichen Umgang mit Gustav setzte ich in hergebrachter Weise fort, und wenn wir bei vorgerückten Jahren auch nicht mehr zusammen arbeiteten, so gaben wir doch unsere Spaziergänge in unsere Lieblingsgegenden nicht auf. Bei Gelegenheit eines solchen, lange bevor der Entschluß zur Stiftung jenes Sängerbundes gefaßt war, hatte er mir unter

Anderem von einem fernen Mitgliede seiner Familie erzählt, welches, als Pfarrer einer armseligen Gemeinde in der Nähe der polnischen Gränze angestellt, sich unaufhörlich nach der Gegend sehne, die uns selbst alle Tage entzückte. Endlich theilte er mir mit, daß dieser Oheim aus seiner entlegenen Heimat eingetroffen sei, um sich um eine vakante Pfarre in der Nähe der Residenz zu bewerben. Wochen und Monate vergingen, ohne daß etwas Weiteres in der Sache geschah, endlich aber hörte ich, daß das Glück dem Oheim gelächelt und sein sehnsüchtigster Wunsch erfüllt sei. Die Pfarre war ihm zu Theil geworden. Nächstens sollte er sogar mit Frau und Kind die neue Heimat beziehen. Diese erfreuliche Neuigkeit hatte für mich kein größeres Interesse, als daß mein Freund Gustav der Neffe jenes Predigers war, und seine Familie also an dem Glücke desselben den innigsten verwandtschaftlichen Antheil nahm. Auch fielen zu gleicher Zeit manche andere Ereignisse vor, die meine Aufmerksamkeit wieder von der oft erwähnten Pfarrersfamilie ableiteten. Eines Tages aber, während eines Spazierganges im grünen Laubwald, erzählte mir Gustav, er sei mit seinem Vater in dem Dorfe beim Oheim gewesen, um diesen zu besuchen und seine Frau kennen zu lernen. Jener habe ihn zur Wiederholung dieses Besuches

aufgefordert und er werde in den kommenden Pfingst-tagen die freundliche Einladung benutzen.

Das herrliche Fest des prangenden Lenzes kam und Gustav hatte seinen Vorsatz ausgeführt. Als er nach einigen Tagen zurückgekehrt war, berichtete er mir Wunderdinge von der heimgesuchten Familie, was er eigentlich, da es Familienverhältnisse betraf, nicht hätte thun sollen. Aber er hatte ja keine Geheimnisse vor mir und so erfuhr ich Alles, was er selber wissen konnte. Da hörte ich denn, daß der Pfarrer, Arnold Rieding mit Namen, ein schon ziemlich in Jahren vorgerückter Mann, dennoch aber an eine viel jüngere Frau aus einer polnischen Familie verheiratet sei, die sich ursprünglich für fabelhaft reich und mit Grafen und Fürsten verwandt ausgegeben habe. Ihre Familie aber wäre durch politische Verhältnisse augenblicklich verarmt und sie hätte sich dadurch genöthigt gesehen, nicht allein ihren alten Namen in den deutschen von Bilbeck umzuwandeln, sondern auch als Erzieherin in ein noch vornehmeres Haus zu gehen. Hier hatte sie ihr jetziger Mann kennen gelernt und geheiratet. Die noch jetzt jugendliche Frau sei sehr schön, aber von etwas hochmüthigem Wesen. Sie habe eigentlich sehr geringen Umgang mit ihrem Gatten, bleibe meist für sich mit Lesen und Schreiben

beschäftigt und pflege fleißigen Verkehr mit der begüterten Nachbarschaft, während der Pfarrer, dem weltlichen Vergnügen weniger geneigt, zu Hause bei den Büchern sitze, fast nur seinem Berufe lebe und sich mit der Erziehung seiner beiden Töchter beschäftige, von denen die eine besser polnisch als deutsch spreche. Ueber diese Töchter selbst schwebe irgend ein Geheimniß, welches er, Gustav, noch nicht hinreichend ergründet, da sogar sein Vater mit dem Pfarrer nur einige Male flüsternd darüber gesprochen habe.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß alle diese Mittheilungen mich wunderbar ergriffen. Meine jugendliche Phantasie erhielt mit einem Male einen Antrieb, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihr bisher noch nicht zugänglich gewesen waren. Der Antheil, den ich anfangs nur meinem Freunde zu Liebe an der fremden Familie genommen, wuchs plötzlich riesengroß auf und meine einmal aufgestachelte Neugierde konnte sich kaum bezähmen, nach tausend verschiedenen Einzelnheiten zu forschen, die Gustav mir auch so vollständig beantwortete, wie er nur konnte. Nur um so lebhafter tummelte sich meine erregbare Phantasie in dem mitgetheilten Geheimnisse, da dieses selbst unergründet war, und ich bemühte mich, aus dem bisher Erfahrenen die fabelhaftesten Begebenheiten zu

folgern. Ohne meinem Freunde die Innigkeit und den Umfang meiner Theilnahme zu verrathen, schwärmte ich in Gedanken Monate lang um die Pfarrersfamilie herum und hatte mir im geheimsten Innern meiner Seele die einzelnen Mitglieder derselben nicht nach der entworfenen Schilderung, sondern nach ureigener phantastischer Begabung ausgedacht. Je mehr ich aber auf diese Weise in meiner eingebildeten Bekanntschaft mit ihnen fortgeschritten war, um so beharrlicher schwieg ich darüber gegen meinen offenherzigeren Freund, bis dieser mir endlich eines Tages eine Frage vorlegte, die mir alles Blut aus dem übervollen Herzen ins Antlitz jagte. Diese Frage lautete nämlich, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm einen Gang nach dem Dorfe zu machen, wo der besagte Oheim wohne?

Ein ahnungsvoller Fieberschauer lief durch meinen Körper; ich zitterte, obgleich ich nicht wußte warum, und die plötzliche Freude wirbelte so heftig in mir auf, daß ich Kopfschmerzen davon bekam. Kaum konnte ich das unbegreifliche Wohlgefühl unterdrücken, welches mein ganzes Wesen der neuen Bekanntschaft entgegendrängte. Wenn ich mir alle diese mehr dunkel gefühlten als klar begriffenen Vorgänge in meinem Inneren redlich überlegte, so wollte es mich bedünken, als ob ich nicht ganz aufrichtig hier-

bei gegen meinen Freund verfuhr; eine unwiderstehliche Gewalt aber verschloß mir den Mund und gab mir die Kraft und den Entschluß ein, meine geheimsten Wünsche für mich zu behalten.

Endlich, wir waren schon bis in den Herbst gelangt und die Blätter der Bäume färbten sich dunkler und verließen ihre luftige Sommerwohnung, kam mein Freund zu mir und lud mich im Namen seines Oheims ein, dem er von unserer Freundschaft erzählt, mit ihm einen kleinen Ausflug in das so heiß ersehnte Dorf zu machen. Meine Pflegemutter, die um diese Zeit schon kränklich war und bisweilen das Bett hüten mußte, gestattete mir gern die ländliche Erholung. Unsere Reise wurde auf einen Sonntag festgesetzt und der ganze Tag dazu bestimmt. Dieser Tag kam heran und mir glühte das Gesicht, widerstrahlend von dem inneren Verlangen, die unbekannten Personen von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sie mit den Idealen in meiner Brust zu vergleichen. Gustav bemerkte nicht die Aufregung meiner Seele und schritt gemüthlich erzählend neben mir her. Da wir einen weiten Weg vor uns hatten, waren wir schon Morgens um acht Uhr aufgebrochen.

Es war ein köstlicher Tag, heiter und sonnenhell, warm und doch frisch. Unser Weg führte zu-

nächst nach der Neblitzer Fähre, wo wir uns einige Augenblicke aufhielten, um einen Fischer zu dingen, der uns nach der Römerschanze übersetzte, denn Gustav hatte mir gesagt, daß dieser Weg der nächste und ihm bekannteste sei, obwohl er durch den dichten Wald, über Berg und Thal führe, während die gewöhnliche Fahrstraße, die zum Dorfe leitete, mehrere Meilen lang und sehr eintönig fortlaufe. Ein Fischer setzte uns über und versprach Abends um eine bestimmte Stunde wieder an Ort und Stelle zu sein, um uns zurückzuholen.

Von der Schanze aus, die wir erstiegen, betraten wir den Wald. Fröhlich zwitscherten in den Zweigen die Vögel und in den unter unsern Füßen rauschenden Blättern spielte ein leichter Morgenwind. Ich war feierlich gestimmt wie nie und hatte alle Lust zum Sprechen verloren, wofür mein Freund mir um so eifriger, ich weiß nicht mehr was, erzählte. Rüstig schritten wir indessen vorwärts und, da wir den kürzesten Weg gewählt, gelangten wir nach einer guten Stunde an einen lichteren Waldsaum, von wo aus wir den ersten Blick auf das nicht mehr ferne Dorf gewannen.

Friedlich gelagert schien es nachdenklich in der Sonntags-Morgensonne sich von den Mühen der

Woche auszuruhen und auch nicht ein einziges Wölkchen schwebte spielend über seinen stillen Gärten und Strohdächern. Wie um uns einzuladen, wohlgemuth näher zu treten, erscholl ein sanftes Glockengeläut von ihm herüber und wir sahen deutlich in der Ferne einzelne Leute von der Kirche her langsamen Schrittes in ihre Wohnungen heimkehren. Schweigend verharrten wir einen Augenblick, das in seiner Ruhe so reizende Bild uns anzuschauen, dann schritten wir lautlos den grünen Abhang hinab und gelangten bald in die Nähe des Dorfs. Auch Gustav war jetzt von ernsterer Stimmung ergriffen, das verrieth mir sein Schweigen und sein ausdrucksvolles, allen Regungen seiner Seele folgendes Auge. Immer näher kamen wir dem Dorfe. O wie freundlich und friedlich lag es zwischen den goldfunkelnden Bäumen und seinen wohlbeschnittenen Hecken, aus denen die Häuserchen harmlos mit ihrem hölzernen Giebel hervorlauschten. Junge und alte Leute begegneten uns, ihr Gesangbuch in der Hand, und alle begrüßten uns, freundlich mit dem Kopfe nickend. Als wir endlich in die Hauptstraße einbogen, blieb zur Rechten die Kirche liegen, um sie herum ein mit grünen Rasenhügeln nicht allzu reich bedeckter Kirchhof, den eine steinerne Mauer umgab; zur Linken, dieser Mauer gegenüber, bezeichnete mir Gustav

das Pfarrhaus. Es war ein großes, langes und ziemlich stattliches Gebäude, aber nur ein Stockwerk hoch. Die Thür, in der Mitte des Ganzen gelegen, führte in einen breiten und hellen Flur; zur Linken daran, so flüsterte mir Gustav leise zu, lagen die Zimmer der Pfarrerin, in denen er selbst noch nie gewesen war; zur Rechten aber führte eine kleine Stufe in das Studirzimmer des Pfarrers und dann weiter in das Speise- und Kinderzimmer. Also schon äußerlich durch die Wohnung von einander getrennt, führten die beiden Gatten ein abgesondertes Leben.

Mir bebte das Herz, als ich meinen Fuß auf dem Sande der Schwelle knirschen fühlte. Niemand kam uns entgegen, als ein alter Spitz, der noch von dem vormaligen Pfarrer herrührte und, treuer als sein Herr, an der liebgewonnenen Wohnung hing. Mein Freund klopfte leise an die Studirstube des Oheims. „Herein!“ rief eine milde und gütig lautende Stimme. Einen Augenblick später hatten wir beide die Schwelle überschritten und standen dem Pfarrer gegenüber, der uns freundlich willkommen hieß. Vergönne man mir das Vergnügen, die irdische Erscheinung dieses redlichen und mir so unvergeßlich theuren Mannes mit wenigen Worten zu beschreiben.

Er saß, als wir eintraten, auf einem hölzernen

Stuhl vor seinem Schreibtisch, was er in der Regel that, wenn er, wie heute, von der Predigt aus der Kirche zurückgekehrt war.

Seine Ellenbogen hatte er auf die Platte des Tisches gestützt und seinen Kopf darauf gelegt, wie um nachzudenken oder sich von einer überstandenen Anstrengung auszuruhen. Der schwarze Talar hing bereits an einem Thürriegel, aber die weißen Päffchen glänzten noch an seinem Halse. Als er sich erhob und uns entgegentrat, stand eine große hagere Figur vor mir, die aber etwas gebückt vorn über getragen wurde und dadurch kleiner erschien, als sie wirklich war. Sein Haar war frühzeitig ergraut und fiel schlicht an den eingefallenen Schläfen und etwas lang auf den gebeugten Nacken herab. Seine Hände schienen mir sehr abgemagert und entbehrten der wohlthuenden Wärme eines gesunden und lebenskräftigen Menschen. Aber sein Gesicht, wie soll ich das beschreiben, um den wehmüthig klagenden Ausdruck zu treffen, der mir nie wieder aus der Erinnerung kommen kann? Es war gelblich bleich und von krankhafter Milde; die Augen leuchteten zwar warm und klar wie zwei friedliche Sterne nebeneinander, aber sie hatten einen unendlich traurigen Blick. Um seinen Mund, in dem schon einige Zähne fehlten, spielte beständig

ein nervöses Zucken, als wolle er einen tief inneren Schmerz verrathen und halte doch immer noch, auf Linderung hoffend, damit zurück. Im Ganzen lagerte auf diesem Gesicht der Ausdruck, als müsse es jeden Augenblick in Thränen ausbrechen und als trete gleich darauf immer wieder die Sonne des Lächelns wie aus einer Wolke hervor. Auf mich machte dieser Anblick einen gewaltigen Eindruck; so traurig, so leidend hatte ich mir meines Freundes Oheim nicht im Entferntesten gedacht. —

„Seid mir willkommen, Kinder," sagte der freundliche Mann und reichte jedem von uns eine Hand zum Gruße, „seid mir von Herzen willkommen. Wäret Ihr eine Stunde früher erschienen, hättet Ihr meine Predigt anhören können, sie war für Leute Eures Alters eingerichtet. Aber Euer Weg war weiter, als der meinige. Nun, Gustav, wie geht es dem Vater?"

Während mein Freund verschiedene Grüße und Bestellungen von Seiten seiner Familie ausrichtete, blickte ich mich im Zimmer um. Es sah offenbar etwas ärmlich darin aus. Ein alter, vom langen Gebrauche abgenutzter Tisch stand in der Mitte, dahinter ein überaus hartes verblichenes Sopha. Außer beiden Möbeln bemerkte man nichts, als einige hölzerne

Stühle und den Schreibtisch des Pfarrers, der zugleich sein Bücherschrank war.

„Ihr werdet hungrig sein," sagte der Pfarrer, als Gustav seine Grüße ausgerichtet, „wartet einen Augenblick, sogleich soll das Frühstück bereit sein." Und die Thür zum Flure öffnend, rief er mit lauter Stimme den Namen Lisette. Aber er mußte noch einmal rufen, ehe Jemand erschien. Und doch war es nicht die Gerufene.

„Was wünschen der Herr Prediger?" fragte die eintretende alte Bauersfrau.

„Lisette soll für meinen Besuch ein Butterbrot hereinbringen."

„Lisette kleidet die gnädige Frau an," lautete die Antwort, die mich in diesen Räumen und vor dem nicht besonders aufhorchenden Pfarrer in Verwunderung setzte.

„So," sagte er ruhig. „Dann seid Ihr wohl so gut und bringet das Brot; die Knaben haben Hunger." Wir wollten eine bescheidene Einwendung versuchen, aber er winkte beschwichtigend mit der Hand.

Nach ziemlich langer Zeit trat die Frau wieder mit Butter und Brot herein. Es war das wohlschmeckende sogenannte Hasenbrot, wie man es oft in dieser Gegend auf dem Lande ißt. Der Pfarrer schnitt

die großen Scheiben des Brotes selbst ab und machte sie uns zurecht. Wir langten wacker zu und erzählten unterdeß dem Pfarrer Manches aus der Stadt, wonach er fragte. Ich hatte dabei meine bisherige Aufregung niedergekämpft und fühlte mich bereits ganz heimisch in dem kleinen Zimmer, obgleich mir etwas weh ums Herz wurde, wenn ich dem armen Pfarrer in das traurige Antlitz sah.

Da fuhr rasch ein mit zwei kräftigen Pferden bespannter Wagen vor die Thür, der ziemlich anständig und durchaus nicht ländlich aussah. Gustav und ich glaubten anfangs, es komme ein neuer Besuch. Aber bald sahen wir, daß der Wagen leer war und Jemanden aus dem Hause zum Einsteigen erwartete. Der Pfarrer warf einen kurzen, obwohl eigenthümlichen Blick darauf und drehte dann seinen Kopf sogleich vom Fenster ab. Einen Augenblick später ward die Thür unseres Zimmers rasch geöffnet und eine große, in rauschende bunte Seide gekleidete Dame schaute flüchtig herein. Dies war die Pfarrerin, das sagte mir sogleich eine bestimmte Ahnung. Aber wie ganz anders erschien sie mir, als ich sie mir gedacht. Freilich war sie schön, oder vielmehr n o ch schön, denn bereits hatte sie ein gewisses Alter erreicht, von welchem diese Art Damen nicht gern sprechen hört. Aber

ihre Schönheit bestand bloß in der glänzenden äußeren Erscheinung, der blühenden Farbe, der stolzen und vornehmen Haltung, denn einen inneren Ausdruck, Wärme und Leben, hatte sie nicht. Ach, diese Schönheit erreichte bei Weitem nicht mein Ideal, ja, sie berührte es nicht einmal. Sie gehörte zu jener harten und ausdruckslosen Art, die den Beschauer kalt läßt, niemals in die Seele dringt und das Vertrauen noch auf den Lippen zurückweichen macht.

„Guten Morgen, Rieding!“ sagte sie mit einer harten und für eine Frau etwas zu lauten Stimme. „Ich gehe. Du willst mich also nicht begleiten?“

„Nein, Katharina; Du weißt, ich esse Sonntags nicht gern außer dem Hause. Grüße den Herrn Baron und vergnüge Dich nach Belieben. Sieh, ich habe Unterhaltung mit diesem Besuche bekommen. Es ist Gustav, mein Neffe, und sein Freund.“

Die Dame, denn anders wagte ich damals kaum sie in meinem Innern zu bezeichnen, einen so bedeutenden, doch unangenehmen Eindruck machte sie auf mich, war schon halb aus der Thür. Eine geringe Bewegung nach vorn näherte sie uns wieder. Sie ließ einen kurzen und nicht gerade einladenden Blick auf uns fallen, nickte mit dem Kopfe und zog sich dann ganz zurück. Einen Augenblick später war sie

in den Wagen, in ihren Wagen gestiegen und rollte davon. Der Pfarrer aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle, schaute sich nicht nach dem Fenster und der forteilenden Gattin um, sondern legte seine Hände gefaltet in seinen Schooß und seufzte leise auf.

Mir wurde so eng und so weh ums Herz bei diesem Anblick, daß ich mich, von ungewöhnlicher Neigung emporgeschnellt, dem armen Manne näherte und ihn beinahe mit den Armen umschlungen hätte. Es war mir zu Muthe, als hätte ich sein geheimnißvollstes Leid, seine eigentliche Krankheit, die ihm tief in der Seele saß, auf einmal erschaut.

Eine ziemlich lange Zeit, die mir aber wegen der lebhaften Beschäftigung meiner Phantasie sehr kurz vorkam, mochte vergangen sein, als der Pfarrer, gleichsam aus tiefem Traume auffahrend, plötzlich zu erwachen schien. Er blickte sich mit suchendem Auge im Zimmer um und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Gleich darauf erhob er sich vom Stuhle, nickte uns freundlich zu und fing wieder an zu sprechen, obgleich man ihm anmerkte, daß seine Gedanken nicht recht bei seinen Worten waren. Endlich hatte er sich ganz ermannt und mit einigermaßen erheitertem Gesicht sprach er die Hoffnung aus, wir würden uns nun einen recht frohen und behaglichen Tag machen

können. Während ich auf alle diese flüchtigen und kaum bemerkbaren Vorgänge achtete, hatte Gustav irgend ein Buch ergriffen und darin geblättert, bis er etwas Anziehendes fand, sich nun auf einen Stuhl an's Fenster setzte und las. Unterdessen ging der Pfarrer, immer noch gedankenvoll den Kopf auf die Brust gesenkt und die Hände auf dem Rücken gekreuzt, vor mir auf und ab, von Zeit zu Zeit einige abgebrochene Worte an mich richtend. Plötzlich blieb er stehen, hob den Kopf empor und sagte halblaut: „Ja, die Kinder, die Kinder — die müssen wir haben. Wir wollen alle zusammen traulich mit und bei einander sein.“ Und gleich darauf schritt er zur Thür, öffnete sie und rief wieder den Namen Lisette.

Die Gerufene, diesmal nicht mit dem Ankleiden der *gnädigen* Frau beschäftigt, kam sogleich. Es war ein ziemlich flinkes und etwas weniger bäuerisch aussehendes Mädchen, als die Bewohnerinnen der Umgegend, welches halb den Dienst in der Küche und halb bei der Pfarrerin versah, wozu sie von dieser eigens abgerichtet war.

„Wo sind die Kinder, Lisette?“ fragte der Pfarrer.

„Ich denke, im Garten, Herr Prediger; doch will ich sogleich nachsehen — soll ich sie rufen?“

„Gewiß, sie sollen einmal hereinkommen.“

Lisette verschwand. Nach kurzer Zeit öffnete sich leise die Thür und ein etwa zehnjähriges Mädchen von schwächlichem Körperbau, mit hellblonden Haaren und etwas kränklicher Gesichtsfarbe kam lächelnd hereingehüpft, einem jeden von uns der Reihe nach die Hand reichend und knixend, wobei sie einige freundliche Worte an ihren Vetter Gustav richtete.

„Aha, Marianne,“ sagte der Pfarrer, „da bist Du ja. Du bist ein gutes Kind. — Hier, mein Sohn,“ fuhr er zu mir gewendet fort, „ist mein Töchterchen, mein jüngstes Töchterchen,“ setzte er mit starker Betonung hinzu. „Aber wo ist Anna, Marianne?“

„Ich weiß nicht, Papa, sie ist ins Dorf hinuntergegangen, als die Kirche aus war, und bis jetzt nicht wiedergekommen.“

„Ist sie noch immer so wild und streift allein in den Gebüschen herum?“ fragte Gustav, der einen Augenblick sein Buch sinken ließ.

„Wilder und unstäter als je,“ antwortete der Oheim, „und heute wird sie sich noch weniger als sonst blicken lassen, da ein Fremder zugegen ist.“

„Es sollte mir leid thun, wenn ich dem Kinde im Wege wäre,“ warf ich hin, denn ich hatte schon

längst durch Gustav von dem seltsamen kleinen Wesen gehört.

„Das laß Dich nicht kümmern, mein junger Freund. „Wenn Du öfter kommst, wie ich hoffe, wirst Du ihr nicht lange fremd bleiben, sie ist eine kleine wilde Katze und liebt, wie diese, den Wald, die Einsamkeit und die Freiheit."

„Das alles liebe ich auch," sagte die innere Stimme in mir und ich mußte unwillkürlich über die zufällige Harmonie unserer Neigungen lächeln.

„Ja, sie geht stundenlang allein unter den Bäumen umher und pfeift den Vögeln nach, wobei sie das Wiederkommen vergißt," bemerkte Marianne, indem sie sich an mich wendete.

„Sieh nach, wo sie ist, meine Tochter," rief der Vater, „und sorge dafür, daß sie zu Tische hier ist. Sage auch der Lisette, daß sie sich darum kümmert."

Die Kleine sprang davon und wir blieben wieder allein.

Unterdessen war die Zeit vergangen und die Stunde des Mittagsessens näherte sich. Im Nebenzimmer hörten wir deutlich genug die Vorkehrungen dazu treffen. Der Prediger band die Päffchen vom Halse ab, die er wahrscheinlich vergessen, und zog

sich einen bequemeren Rock an. Sodann wurde die Thür zum Speisezimmer geöffnet und Lisette meldete, daß die Mahlzeit angerichtet sei.

„So kommt, meine jungen Freunde," sagte der Pfarrer und nahm uns beide an die Hand. Als wir in das sehr einfache Zimmer nebenan getreten, dampfte die Suppe auf dem Tische und fünf Stühle waren rings herum gestellt; außer uns dreien aber befand sich Niemand darin.

„Nun, wo sind die Mädchen, Lisette?" fragte der Pfarrer.

Diese zuckte die Schultern und entgegnete: „ich weiß es wahrlich nicht zu sagen, Herr Prediger. Wir haben die schwarze Anne überall gesucht, aber nirgends gefunden. Nun ist die weiße hinter ihr hergelaufen und will sie herbeischaffen."

„Das ist mir nicht lieb, mein Kind. Bei Tische wenigstens und heute am Sonntage, wo Besuch hier ist, hätte ich es am wenigsten gewünscht. Doch wir wollen uns dadurch nicht stören lassen." Und er beugte sein Haupt, indem er an den Tisch trat, die Hände faltete und ein kurzes Tischgebet sprach. Darauf setzte er sich und wir folgten seinem Beispiele.

Kaum aber hatte er uns die Suppe auf den Tel-

ler gethan, so entstand ein kleiner Lärm im Nebenzimmer.

„Hier ist sie, hier ist sie!" schrie Marianne's kreischende Stimme, und sogleich erschien sie in der Thür, ein kleineres Mädchen mit Gewalt hinter sich herziehend. Letztere erschien gerade so lange Zeit vor unseren Augen, um ihre äußere Erscheinung flüchtig bemerken zu lassen. Um einen ovalen Kopf von klassischer Form flatterten lose und wild rabenschwarze Locken und bildeten in ihrer tiefen Farbe einen auffallenden Gegensatz zu dem bleichen aber beinahe durchsichtig klaren Gesicht, über welches jedoch in diesem leidenschaftlichen Augenblick eine flammende Röthe blitzte. Kaum hatte dieser kleine holde Unhold einen scheuen Blick aus ihren großen, runden dunkelblauen Augen auf die speisende Gesellschaft geworfen, als sie dieselben funkelnd auf die Schwester fallen ließ, von der sie sich heftig losriß und, wie vom Winde verweht, über den Flur nach der Küche floh. Gleich darauf kam Marianne keuchend herein und bat den Vater, den Lärm zu entschuldigen, Anna aber wolle nicht bei Tische erscheinen und äße bereits in der Küche.

Der Pfarrer schüttelte unwillig den Kopf, jedoch sah man ihm an, daß er sich mäßige, um in unse-

rer Gegenwart nicht zu schelten und dadurch den Sonntag zu entheiligen.

„Es ist nicht meine Schuld," sagte er sanft, „und liegt im Blute — vielleicht auch an der Erziehung. Wie Gott will! Laß sie draußen, Marianne; wenn sie so eigensinnig ist, soll sie auch nachher nicht mit in den Wald gehen."

So saßen wir denn zu Vieren am Tische. Der Pfarrer hatte sich bald von dem Eindrucke des eben erwähnten Auftritts erholt. Er wurde sichtlich redseliger während des Essens und erzählte aus freien Stücken Mancherlei, da er sah, daß er aufmerksame und lernbegierige Zuhörer vor sich hatte. Auch wir fingen unbefangen zu plaudern an, als unser Wirth plötzlich die Frage an mich richtete: Ob meine Eltern in der Stadt lebten, wo ich die Schule besuchte?

Ich sah ihn verwundert an, da ich glaubte, er kenne bereits durch seinen Neffen meine vereinsamte Lebenslage.

„Nein, Herr Pfarrer," sagte ich, „sie wohnen im Himmel."

„Im Himmel? Wie? Beide? Sind sie todt?"

„Seit langen Jahren!" Und ich erzählte ihm kurz, was ich von meinen Eltern und mir selber wußte.

„O!“ rief der Pfarrer und blickte mich mit leuchtender Innigkeit an. „Du bist also eine Waise? Das habe ich nicht gewußt, sonst hätte ich jene Frage nicht an Dich gerichtet. Armer Junge, jetzt bist Du mir doppelt willkommen — aber einen Trost hast Du —“

„Welchen?“ fragte ich betrübt, da ich keinen sah.

„Wenn Deine Eltern im Himmel, das heißt, bei Gott sind, so ist ihnen wohler zu Muthe, als uns auf der Erde.“ Und er seufzte laut auf. „Aber das laß Dich nicht anfechten, mein Sohn, Du mußt nicht traurig sein. Die ganze Welt liegt vor Dir mit ihrem Glücke, ihrem Segen. Gott, der Allmächtige, hat es so gewollt und Dir vielleicht so früh viel genommen, um Dir später noch weit mehr wieder zu geben. Es ist also gut so, wie es ist. Wir leben, so hat er es auch gewollt — und es muß daher auch gut sein.“ — Es entstand eine augenblickliche Pause. „Marianne!“ fuhr er fort, „geh hinaus und laß Lisette eine Flasche Wein aus dem Keller holen.“

Das Kind lief davon, Thränen in den Augen in Folge des ernsten Gespräches. Einige Minuten später stand die Flasche mit einigen Gläsern auf dem Tische. Der Pfarrer entkorkte sie und schenkte uns und sich ein.

„Auf nähere Bekanntschaft!“ rief er und hob

das Glas, an welches wir die unsrigen stießen, so daß ein fröhliches Geklinge entstand. Dem guten Pfarrer schien das kräftige Getränk zu behagen und seine in Sorge untergetauchten Lebensgeister auf die Oberfläche seines Wesens zu heben. Er trank mit Vergnügen das erste Glas aus und goß sich schnell das zweite ein, als wir noch nicht zur Hälfte das unsrige geleert. Darauf setzte er seine vorige Erzählung fort und sprach von dem unwirthlichen Lande Polen, in dessen Nähe er so lange gehaust, den sonderbaren Menschen und dem düsteren Leben daselbst. Wir hörten aufmerksam zu, denn er sprach gut und fließend und was er sagte, klang schon dem Tone nach wahr und lehrreich. So ging das Mittagsessen zu Ende und wir standen vollkommen gesättigt und gut unterhalten auf. Auch die Flasche war leer, und auf dem bleichen Antlitz unseres Wirthes spielte augenblicklich eine etwas belebtere Farbe.

„Mir ist jetzt recht wohl, Kinder," sagte er, nachdem er das Gebet gesprochen, „und das verdanke ich Eurem Besuche. Kommt öfter zu mir, ich denke, wir werden gute Freunde werden. Du kannst jetzt hinaus gehen, Marianne, und der bösen schwarzen Anne erzählen, wie Ihr sie nennt, daß wir recht heiter gewesen sind — geh — wenn Kinder eigensin-

nig sind, verdanken sie sich selbst den verkümmerten Genuß — sag' ihr das von mir; heute Abend werde ich selber mit ihr reden."

Das Mädchen sprang willig hinaus und ihr Vater schlug uns einen Spaziergang in den Wald vor, wenn wir nicht zu ermüdet wären. Zugleich stopfte er sich eine Pfeife, was er, wie ich später erfuhr, nur that, wenn er in behaglicher Stimmung sich befand, und das widerfuhr dem armen Manne sehr selten. Und als er das duftende Kraut angezündet und ein paar tüchtige Wolken versuchsweise in die Stube gedampft, traten wir unsern Weg ins Freie an.

Nach einer Stunde Umherwandelns in den anmuthigen Umgebungen des Dörfchens, während welcher unser Führer im traulichen Gespräche unsere Kenntnisse geprüft und uns wiederholt seine Zufriedenheit über unser Wissen zu erkennen gegeben hatte, kehrten wir wieder ins Haus zurück, um den gemüthlichen Kaffee zu trinken. Nachdem auch hierbei wieder eine Stunde vergangen, fragte uns der Pfarrer, zu welcher Zeit wir den Fischer ans diesseitige Ufer bestellt hätten? Als wir die fünfte Stunde nannten, sah er nach der Uhr.

„Dann ist es Zeit, daß wir gehen," sagte er. „Kommt Ihr zu spät, so würde Euch der Fährmann

nicht mehr erwarten. Ich will Euch bis an das Wasser begleiten.“ Und Hut und Stock nehmend, schritt er uns voran zum Hause hinaus.

Ich war der letzte, der aus der Flurthür trat. Eben wollte ich diese schließen, als ich in der gegenüberliegenden Ecke die schwarze Anne stehen sah. Sie hielt sich im tiefsten Winkel und starrte mich mit ihren großen Augensternen an, deren dunkelblaue Farbe einen wunderbaren Glanz ausstrahlten.

„Willst Du mit uns gehen, kleine Anna?“ fragte ich leise.

Sie schüttelte den Kopf, daß ihr die schwarzen Ringelhaare um Gesicht und Nacken flogen; dann mit einem hastigen Satze an mir vorbei springend, stürzte sie in das Hinterhaus und verschwand, während Marianne dem Vater nachlief, um seine Hand zu fassen und uns zu begleiten.

Langsam schritten wir die grüne Anhöhe hinauf und traten in den Wald, bald über diesen, bald jenen Gegenstand uns unterhaltend. Als wir eine weite Strecke in demselben fortgewandelt waren, drehte ich mich zufällig um und sah, wie die schwarze Anne uns vorsichtig in der Ferne nachschlich, wie ein Hund, der, von seinem Herrn ernstlich zurechtgewiesen, ihm dennoch aus treuer Anhänglichkeit folgt. Kaum aber

hatte sie bemerkt, daß ich sie wahrgenommen, so sprang sie in das Gebüsch zur Seite und kam nicht wieder zum Vorschein. Als wir uns dem Wasser näherten, fanden wir, daß der Fischer sein Wort gehalten und in seinem kleinen Nachen bereits mitten auf dem Strome uns entgegenschwimme. Nach kurzer Zeit legte er ans Ufer und wir stiegen ein, nachdem wir dem Pfarrer herzlich für die gute Aufnahme gedankt und er uns zur baldigen Wiederholung unseres Besuches nochmals aufgefordert hatte. Er stand noch lange auf der Höhe des Ufers und sah uns beinahe unser Ziel erreichen. Dann schwenkte er zum Abschiede den Hut, ergriff die Hand seines Kindes und verschwand im Schatten des Waldes. —

Das war mein erster Besuch im Hause des Pfarrers zu Glindow. Ich habe mich etwas umständlich über mehrere Kleinigkeiten daselbst ausgelassen, aber ich konnte nicht gut anders. Denn wie ein Maler, der ein großes Bild mit vielen Figuren herstellen will, erst den Grund vorsichtig untermalt, um später die Farben des Lebens desto treffender aufzusetzen, so mußte auch ich erst einen allgemeinen Grundriß jener seltsamen Familie entwerfen, um ihre einzelnen Charaktere später sicherer und genauer entwickeln zu können.

VII.

Die schwarze Anne.

Auf unserm Heimgange nach der Stadt verhielt sich Gustav, so gut wie ich, ungewöhnlich still. Ich erklärte mir das dadurch, daß wir beide sehr verschiedene Bemerkungen an diesem Tage gemacht hatten, die so wenig erfreulicher Natur waren, daß wir sie einander nicht mitzutheilen wagten. Aber wie trübe der Blick auch war, den ich für meine Person in das Familienleben des armen Pfarrers gethan, so steht doch so viel fest, daß derselbe meinen Antheil an dem Schicksal des Verlassenen und mein Interesse an seiner Familie um ein Bedeutendes erhöht hatte. Eine zur Zeit noch unklare, aber mit vorschreitenden Jahren immer deutlicher in mir redende Stimme sprach schon jetzt zu mir und trieb meine Neigung mit Gewalt nach dem einsamen Dorfe, wo ich von einer

Seite wenigstens so freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wenn Gustav mir einige Tage später mittheilte, er fühle keine große Lust, den Oheim sobald wieder zu besuchen, so erwiderte ich ihm, bei mir fände das Gegentheil statt, ich würde mit Vergnügen den Prediger heimsuchen und mich nicht im Geringsten an die vornehme Dame des Hauses kehren.

„Das kannst Du auch leichter, als ich," entgegnete mein Freund; „ich bin leider mit ihr verwandt und muß ihr schon als Neffe meine Achtung beweisen. Indeß will ich Dir im Stillen vertrauen, daß mein Vater aus denselben Gründen auch die Pfarre vermeidet, denn die Frau seines Bruders, freilich nur eines Stiefbruders, hat ihn das erste Mal nicht verwandtschaftlich freundlich empfangen, vielmehr ihn bitter fühlen lassen, daß er nur ein einfacher Schulmann, sie aber eine geborene Katharina von Bilbeck sei."

„Die Thörin! Wenn sie so stolz ist, warum hat sie denn aber einen Landpfarrer geheiratet?"

„Frage lieber, warum hat der arme Landpfarrer diese sich so vornehm dünkende Person geheiratet?"

„Ja, warum hat er das gethan? Er hat sie gewiß wegen ihrer Schönheit und Jugend sehr geliebt?"

„Nicht im Geringsten, darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Mein Gott!“ rief ich. „Wie kann man denn Jemanden heiraten, den man nicht liebt?“

„Ja, das ist mir auch im Allgemeinen unklar; aber in diesem Fall kenne ich den Grund, der ein sehr ehrenwerther ist, wie ihn mein Vater neulich meiner Mutter erzählt hat.“

Ich war sehr neugierig zu hören, warum dieser Mann diese Frau, wenn nicht aus Liebe, geheiratet.

„Aus reinem Mitleiden,“ fuhr Gustav mit leiserem und ernsterem Tone fort, „hat er sie genommen, damit sie nicht von aller Welt verlassen und einsam im Leben stehe. Ich habe Dir schon gesagt, sie war Erzieherin in einem gräflichen Hause und an allen Luxus und alle Bequemlichkeiten des Lebens in diesem Hause gewöhnt. Die gräfliche Familie aber hatte verschiedenes Unglück. Ein Mitglied starb, das andere wurde verbannt, ein drittes verarmte oder verschwand spurlos. Die wenigen Uebriggebliebenen hielten es für rathsam, sich zu trennen, und so löste sich die ganze Familie auf. Da blieb nun Katharina von Bilbeck in einer trostlosen Lage allein und härmte und beklagte sich bitter über ihr trauriges Schicksal. Sie hatte kein eigenes Vermögen mehr und war eine schöne,

an vornehmes Leben gewöhnte und also verwöhnte Person, die außerdem die große Welt und ihre rauschenden Vergnügungen über Alles liebte. Nicht ihre Fehler, wohl aber ihr scheinbares Unglück sah das mitleidsvolle Herz meines Oheims. Er kannte die Familie der Grafen Valeski und war sogar häufig bei ihr zum Besuche gewesen, wo er natürlich die damals blendende Erzieherin gesehen. Als er nun um dieselbe Zeit eine kleine Pfarre an der Gränze erhielt, dachte er zunächst daran, nicht sich selbst glücklich zu machen, wohl aber einem armen Mädchen in trostloser Lage ein Rather und Helfer zu werden und er fragte sie, ob sie stark und Gott ergeben genug sei, das genügsame Leben eines Landpfarrers zu theilen, er wolle für sie sorgen, wie ein Vater oder Bruder. Katharina, augenblicklich von aller Welt verlassen und ohne jede Hülfe, besann sich nicht lange, nahm den guten Pfarrer zum Manne und zog mit ihm in sein kleines Dorf. Da aber widerfuhr der jungen Pfarrerin ein unerwartetes Glück. Als die übrig gebliebenen Mitglieder der gräflichen Familie, meistentheils junge, umherirrende Leute, die frühere Erzieherin so wohl versorgt sahen, boten sie ihr das kleine Kind des verbannten Grafen zur Erziehung an, dafür eine Summe verheißend, die unverhältnißmäßig groß war.

So kam die kleine schwarze Anna, die Du neulich so unartig gesehen hast, in das Haus meines Oheims."

„Ah, das ist nicht des Pfarrers und der Pfarrerin Kind?"

„Gott behüte! Es ist beinahe eine Waise wie Du; aber sie ist reicher, als Du. Denn von ihrem Erziehungsgelde, was jährlich pünktlich von einem Kaufmann gezahlt wird, treibt meine Tante ihren jetzigen Luxus, während mein Oheim keinen Groschen davon nimmt. Nur Marianne ist der beiden Kind. Wieviel die gnädige Frau sich nun um die beiden Töchter und ihren Gatten bekümmert, hast Du selbst gesehen, und wenn Du öfter hingehst, wirst Du noch viel mehr zu sehen Gelegenheit haben. So, nun weißt Du Alles, was ich selber weiß; sei aber vorsichtig und laß Deine Mitwissenschaft nicht unzeitig hervorbrechen."

Betroffen schwieg ich; meine Neigung zu dem guten Pfarrer konnte kaum noch wachsen, aber meine Sympathie für das kleine vernachlässigte Wesen, dem die gewesene Erzieherin so viel verdankte und doch so wenig zukommen ließ, war auf das Höchste erregt. Ich nahm mir vor, über das Kind mit dem Pfarrer selber zu sprechen und ihm meine Vorliebe für dasselbe zu erkennen zu geben, wobei ich übersah, daß ich

noch ein junger Wicht und ein erbärmlicher Rathgeber war; aber wer wüßte nicht, daß die Träume der Jugend uns zu Ideen treiben und zu Thaten veranlassen, die oft eben so überflüssig wie lächerlich sind. —

Acht Tage waren seit unserem Besuche auf dem Dorfe vergangen. Die Schule nahm alle meine Aufmerksamkeit und meine Thätigkeit in Anspruch; meine freien Stunden benutzte ich zum Umgange mit Gustav und zu den Ausarbeitungen für die Aoedia, deren Gründung bereits erfolgt war. So blieb mir wenige Zeit zu anderen Dingen übrig und, in der That, ich bedurfte auch weiter nichts, denn ein junges Gemüth ist genügsam; tägliche Arbeit, nächtliche Ruhe, Essen und Trinken, um Hunger und Durst zu stillen, und endlich zur Erholung ein vertrauter Freund genügen ihm, um das Leben wünschenswerth und behaglich zu finden. Am zweiten Donnerstag oder Freitag nach dem Besuche, so erzählte mir Gustav, langte ein Brief von dem Oheim an. Die beiden Knaben, Gustav und Walther, schrieb er an seinen Bruder, hätten ihm viel Vergnügen gewährt und beide sich als verständige junge Menschen gezeigt, von denen sich Erfreuliches hoffen ließe. Am nächsten Sonntage würde er wieder allein sein und er bäte sie, abermals seine Einsamkeit und seine frugale Mahlzeit zu theilen.

Bei Ueberbringung dieser Nachricht bebte mein Herz, denn mein sehnlichster Wunsch war unerwartet schnell erfüllt. Gustav schien, äußerlich wenigstens, mit mir übereinzustimmen. Als ich aber am frühen Sonntagsmorgen kam, um ihn abzuholen, klagte er über Zahnschmerzen und erklärte, zu Hause bleiben zu wollen, ich möge indessen getrost allein gehen. Das war mir nicht recht, auch hatte ich es nicht erwartet. Aber der Vorsatz meines Besuchs war mir so fest in den Kopf geprägt, daß ich ihn auch allein auszuführen beschloß. Freilich war es kein so schöner Tag mehr, als vor zwei Wochen, denn die Jahreszeit war aus dem September in den Oktober gerückt, die Sonne schien matter und der schreitende Fuß rauschte schon in der Fülle abgewehter Blätter dahin; aber was hindert das einen siebzehnjährigen Menschen, für den es eigentlich noch keine Hitze und Kälte giebt, da seine innere Herzenswärme eine ausgleichende Potenz für alle äußeren Temperaturgrade ist.

Um acht Uhr schon war ich am Naunerthor; gegen neun in Nedlitz und eine halbe Stunde später schwebte ich auf dem bekannten kleinen Kahn über die sanft bewegte Havel hin. Beim Ueberfahren hatte ich, in stille Betrachtung versunken, allein auf die romantische Gegend ringsum geachtet und dabei meine

Augen nur oberflächlich auf das jenseitige Ufer gerichtet. Als ich aber in die Nähe desselben gelangt war, fiel mir ein sonderbares Schauspiel auf, welches so unerwartet kam, daß es mich in das höchste Erstaunen versetzte.

Vom letzten Wintersturme entwurzelt, hatte sich eine stämmige Pappel kopfüber in den Ufersand und mit ihrer äußersten Spitze noch weiter vor, bis in das Wasser gesenkt. Aeste und Zweige waren theils von den in der Umgegend wohnenden Knaben entfernt, theils verwittert, und nur der übriggebliebene kahle Stamm, seiner Rinde beraubt und dem Tode des Verfaulens geweiht, lag leblos wie ein getödteter Riese in dem halb trocknen, halb nassen Grabe da. Auf diesen glatten Stamm war, so weit es das herandrängende Wasser erlaubte, nicht ohne Gefahr ein Kind geklettert; fest an das Holz geschmiegt, ruhte es bewegungslos und den Kopf tief vornüber gebeugt, auf ihm und blickte unverwandt in die Tiefe des spiegelnden Flusses. Ich schaute genauer hin und ein jäher Schrecken rieselte mir kalt den Rücken herab. Es war, es konnte keine andere sein, als Anna, die, auf eigene Hand im Walde umherschweifend, bis an den Fluß gelangt war. Von ihrem Gesicht sah ich indeß nichts, ihre langen Haare, vorn über fallend,

beschatteten es gänzlich und berührten mit der gelockten Spitze die vorbei tanzende Welle. So lag das kleine Wesen unbeweglich da, man hätte es für todt und erstarrt halten können.

„Anna!“ rief ich voller Angst, als ich gelandet und schnell vom Lande her auf den Baum gestiegen war, indem ich ihr Kleid mit beiden Händen ergriff, damit sie nicht erschrecke und ins Wasser falle. Aber sie erschrack nicht im Geringsten, drehte sich kaum nach mir um, und als ich sagte: „Was thust Du hier, Kind, Du wirst ins Wasser fallen,“ schaute sie ruhig wieder in das Wasser nieder und erwiderte einfach: „Ich möchte ein Fisch sein.“

„Ein Fisch? Warum das?“

„Weil der schwimmen kann, wohin er will, und weil er immer lustig und glücklich ist.“

„Woher weißt Du das?“

„Ich sehe es. Sieh, da unten schwimmen sie — alle einen Finger groß und schon so klug und so schnell.“

„Liebe Anna,“ bat ich und zog sie mit einiger Mühe empor, „komm mit mir, ich will Deinen Vater in Glindow besuchen und wir können zusammen dahin gehen.“

„Ja, das können wir, wenn Du mir so schöne

Dinge erzählen willst, wie Du neulich Mariannen erzählt hast."

„Das will ich sehr gern." Und ohne sich weiter zu widersetzen, faßte sie, nachdem sie vom Baume heruntergehüpft, meine Hand und schritt langsam neben mir her in den Wald hinein.

„Kennst Du mich denn noch?" fragte ich weiter.

Sie schaute mich blitzschnell mit ihren flammenden Augen an und lächelte. „O ja," sagte sie, „Du hast mich neulich liebreich angeredet."

„Das thut der gute Pfarrer ja immer" —

„Du meinst Papa! O ja! Aber die Mama thut es nicht."

„Du bist gewiß immer eigensinnig gegen sie und darum schilt sie Dich."

„Ja, aber warum bin ich eigensinnig?"

„Nun, warum denn?"

„Weil sie mich immer schilt und niemals lobt."

„Du wirst vielleicht auch nichts Lobenswerthes thun?"

„O gewiß, so gut wenigstens wie Marianne. Die aber lobt sie beständig."

„Eben weil sie gehorsamer ist, als Du."

„Nein, weil sie ihre Tochter ist und ich es nicht bin."

„Wer hat Dir das gesagt? Du bist eben so gut ihr Kind.“

„Nein, sie ist weder meine Mutter, noch bin ich ihr Kind. Das weiß ich besser.“

„Wer hat Dir das gesagt, frage ich?“

„Wenn sie böse ist, sagt sie es selber, und wenn sie einmal gut ist, was selten geschieht, so streitet sie es ab, daß sie es gesagt hat — Du hast aber auch keine Eltern —?“

„Woher weißt Du auch das?“ fragte ich erstaunt.

„Die weiße Anne hat es mir gesagt, Ihr habt bei Tische davon gesprochen“ —

„Warum nennt man sie die weiße Anne?“

Das Mädchen lächelte heiter, griff mit der kleinen Hand in die rabenschwarzen Locken und ließ sie langsam durch die Finger gleiten. „Sieh,“ sagte sie, „das ist der Unterschied — sie ist blond und ich bin schwarz — schwarz wie die Nacht!“ setzte sie hinzu.

„Wie die Nacht? Ja! Du meinst doch nur Dein schönes Haar — aber Dein Herz ist doch hell wie der Tag, nicht wahr?“

„O ja — ich liebe den Tag, aber ich fürchte mich nicht vor der Nacht.“

„Da hast Du sehr Recht, Gottes Sterne erleuchten beides. Sage mir, lernst Du auch fleißig?“

„Nein, ich lerne nicht gern.“

„Das ist sehr aufrichtig von Dir“ —

„Ich gehe weit lieber in den Wald und höre die Vögel singen — darum bin ich auch heut nicht in die Kirche gegangen“ —

„Das ist sehr unrecht von Dir — Papa wird böse darüber sein“ —

„Ich werde ihn um Verzeihung bitten, dann ist er gleich wieder gut.“

„Papa ist überhaupt sehr gut, nicht wahr?“

„Sehr gut — aber Mama ist sehr böse, auch gegen ihn. Sie hätte mich in meiner Heimat lassen sollen, da wäre mir gewiß wohler gewesen.“

„Wie kannst Du das wissen?“

„Da hätte ich die fremde Sprache nicht zu lernen gebraucht, die mir so sauer geworden ist“ —

„Welche Sprache ist Dir denn sauer geworden? Ich glaube, Du bildest Dir das nur ein, da dem Kinde jede Sprache gleich leicht wird, die es von Anfang an lernt.“

„Das ist möglich, aber ich hätte lieber Polnisch, als Deutsch gelernt — ich bin eine Polin!“ Letzteres sprach sie mit starker Betonung und erhob dabei

stolz und kühn den prachtvollen Kopf, wobei ihre voll aufgeschlagenen Augen lebhaft blitzten. „Und mein Vater war ein Graf!“ setzte sie hinzu, indem sie noch kühner den Nacken erhob.

Ich sah das Kind verwundert von der Seite an; ihr natürlicher Stolz gefiel mir nicht recht und ich bangte vor ihm. Dennoch war ihre Offenherzigkeit in einen edlen Ausdruck gekleidet und ihr Vertrauen zu mir hatte etwas Schmeichelhaftes für mich. „Bist Du auch von Adel?“ fragte sie plötzlich.

„Von Adel sind alle Menschen, die ein edles Herz haben und Edeles thun. Das Herkommen ist in den Augen eines gebildeten Menschen ziemlich gleichgültig. Du bist doch nicht etwa stolz auf Deinen Adel?“

Sie sah mich fragend an und schüttelte leise den Kopf. „Das würde mir auch leid thun Deinetwegen,“ fuhr ich fort; „denn nur dumme Menschen sind eitel darauf, wenn sie weiter nichts, weder klug, noch gut, noch rechtschaffen sind, als eben von Adel.“

„Das sagt Papa auch — Mama aber sagt das Gegentheil.“

„In diesem Punkte hat Papa mehr Recht und auch mehr Einsehen, als Mama. Und selbst wenn Du als eine reiche und vornehme Gräfin ungehorsam,

eigensinnig und böse wärest, so würde die Welt Dich nie Deines Standes würdig erachten" —

„Ich lebe jetzt nicht in der Welt und bin auch nicht reich — bist Du reich?"

„Nein, ich bin arm und in wenigen Jahren, wenn mein kleines Vermögen aufgezehrt ist, werde ich an Geld ganz arm sein" —

„Das thut mir leid" —

„Warum? Ich werde mir Kenntnisse erwerben, und da ich auch fleißig und arbeitsam zu sein denke, so werde ich mir Geld genug erwerben, um anständig leben zu können."

„Bist Du jetzt schon fleißig und arbeitsam?"

„Ich bestrebe mich es zu sein und das macht mir keine Mühe, denn Arbeit ist ein Genuß" —

„Das sagt auch Papa — es ist merkwürdig — wie ist Dein Name?"

„Ich heiße Walther Lund."

„Walther! Der Name gefällt mir. Gefällt Dir mein Name auch?"

„Anna ist ein sehr schöner Name und würde noch schöner sein, wenn er immer ein sanftes und gehorsames Kind bezeichnete."

„Wie meinst Du das?"

„Du bist neulich sehr ungehorsam gewesen" —

„Ja, man hatte mich am Morgen gescholten und ich hatte es nicht verdient" —

„Aber Du hast dem Papa wehe damit gethan —, das hat ihn und auch mich recht betrübt."

„Sei mir nicht böse — ich mag Dich gern leiden."

„Wenn Du mir versprichst, Dich nie wieder seinem Wunsche zu widersetzen, wenn Du gern lernen und Alles thun willst, was Du als Kind thun mußt" —

„Ich verspreche es Dir — halt! Hier sind wir an der rechten Stelle; nun will ich Dir auch etwas recht Schönes zeigen." Und sie ließ hastig meine Hand los und sprang zur Seite in ein noch ziemlich grünes Haselnußgebüsch. Ich folgte ihr zwar, konnte aber nicht so geschwind wie sie, die gleich einem jungen Rehe sich bückte und kroch, durch das dichte Gestrüpp dringen. Endlich fand ich sie vor einem kleinen Baume mit drei gabelförmig aus einander laufenden Aesten stehen. Vorsichtig bog sie einige Zweige zurück und zeigte mir mit dem tippenden Finger ein Vogelnest. Es war jetzt zwar leer, aber es hatte doch einst ein Vögelchen beherbergt, das erkannte man an dem wolligen Flaum, der rings an den Wandun=

gen, vom Hauche des Kindes bewegt, hin und her flatterte.

„Das ist hübsch,“ sagte ich, „aber Du hast doch die Vögelchen nicht vertrieben?“

„O wie werde ich einem Vögelchen etwas zu Leide thun — das wäre gerade so, als wenn Du mich schlagen wolltest, nicht wahr? O, ich liebe die kleinen Thierchen so sehr! Wenn ich hier vorbei gehe, sehe ich mir immer das Nest an“ —

„Wir wollen weiter gehen,“ sagte ich und sie folgte sogleich, indem sie wie vorher Hand in Hand mit mir den Weg fortsetzte. „Liebst Du die Vögelchen auch?“ fragte sie wieder.

„Gewiß liebe ich sie sehr — sie sind ja so fröhlich und füllen den Wald und die Flur mit Leben und Gesang“ —

„Ja, den Wald, den liebe ich über Alles, aber weißt Du, was ich auch sehr liebe?“

„Nun, was denn?“

„Die Wolken, wenn sie fliegen, bunt und eilig — und den Wind, der sie jagt, daß es heult und zischt“ —

Ich stand im Innersten meines Wesens ergriffen vor dem sprechenden Kinde. Es war kein Wunder, daß meine Sympathie zu ihm wuchs, denn Alles,

was sie liebte, liebte auch ich, und sie sprach es so natürlich einfach, rein und aufrichtig aus. „Weißt Du auch," fragte ich, „wer Vögel, Wolken und Wind erschaffen hat?"

„Nun, der Alles erschafft — Gott — sage mir, wie denkst Du Dir Gott?"

„Sage mir zuerst, wie Du ihn Dir denkst, dann will ich Dir auch meine Gedanken darüber mittheilen."

„O! früher dachte ich mir, er sei ein großer, guter, alter Mann mit langem weißem Barte — aber jetzt —"

„Nun jetzt — fahre fort" —

„Papa sagt, so stelle man ihn sich in der Jugend vor — so sei er aber nicht — wie er aber eigentlich ist, das hat er mir noch nicht gesagt — er meint, das verstände ich nicht recht. Nun möchte ich es aber doch von Herzen gern wissen."

Ich sann einen Augenblick nach. Anna's Fragen waren, wie man sieht, nicht alle leicht zu beantworten und sie sprang, wie Kinder thun, flüchtig von einem Gegenstande auf den andern über. Endlich sagte ich warm: „Ich denke mir Gott als ein großes, ja das größte, obwohl unsichtbare Wesen auf der Welt. Aber es ist so allweise, so allgütig, so

allmächtig, daß es eben die Welt und Alles, was darauf ist, geschaffen hat" —

„Ja, das weiß ich wohl, aber wie sieht er aus?"

„Er ist eben nicht sichtbar, das heißt, für die Augen nicht da, eine gute, reine Seele aber, die kann ihn empfinden und ein klarer, wohlwollender Geist kann ihn sich denken" —

„Das verstehe ich nicht recht, doch vielleicht werde ich es noch verstehen lernen. Sage mir aber, bist Du auch gut und rein, und klar und wohlwollend?"

„Ich bemühe mich, es zu sein und alle Tage es mehr zu werden" —

„Und noch Eins sage mir: wo wohnt eigentlich Gott?"

„Er wohnt überall; was er kann, da er ein Geist ist. Daher wohnt er im Wasser, in den Wolken, im Winde und vor allen Dingen, in dem Herzen der guten Menschen."

„Also er wohnt auch in Dir?"

„Ja, mein Kind, Gott wohnt auch in mir."

Anna senkte den lockigen Kopf und schien sich etwas fester an meine Seite zu schmiegen. Aber da waren wir dicht vor dem Dorfe angekommen. Lang-

sam durchschritten wir die Straße und sahen schon aus der Ferne den Pfarrer vor der Thüre stehen.

Anna schien etwas betreten zu werden, als sie den Pflegevater erblickte. „Bitte Du ihn," sagte sie eilfertig, „daß er mir verzeiht, weil ich die Kirche versäumt und an das Wasser gelaufen bin. Und nun will ich Dir auch sagen, daß ich Dich daselbst erwartet habe" —

„Wie!" rief ich erstaunt. „Du wußtest, daß ich kam?"

„Gewiß, Papa hatte es uns gestern Abend bestimmt versprochen."

„O!" rief ich laut — weiter konnte ich nichts denken und sagen, denn der Pfarrer kam uns entgegen und drückte mir, ohne Anna zur Rede zu stellen, seine Verwunderung und Freude aus, daß es mir gelungen wäre, die kleine wilde Katze einzufangen und Hand in Hand mit ihr in Frieden daherzuwandeln. Mit wenigen Worten darauf gelang es mir, zwischen dem guten Vater und Anna den Vermittler zu spielen und wir hatten das Studirzimmer des Pfarrers noch nicht erreicht, als letzterer bereits Alles vergeben und vergessen hatte. Hier fanden wir auch Marianne vor, die in einem Buche las. Anna blieb diesmal bei uns, that aber nichts, sondern setzte sich auf das alte So-

pha, wo sie sich zusammenkauerte, uns der Reihe nach anschaute und jedes Wort zu erhaschen schien, welches wir sprachen. Der Pfarrer selber war heute schon früh in gemüthlicher Laune und darum stopfte er sich noch vor Tische eine Pfeife, mit deren Hülfe er das kleine Gemach bald in ein bläuliches Nebelgewand gehüllt hatte. Wie bei meinem ersten Besuche frühstückte ich von dem herrlichen Brote; wie das erste Mal fuhr der Wagen vor und trat die rauschende Dame in die Thür, machte aber eine widerwärtig erstaunte Geberde, als ihr der Tabaksrauch wirbelnd entgegendrang.

„Wie kannst Du das Haus mit solchem Gestank füllen?“ rief sie empört aus und hielt sich das Taschentuch vors Gesicht. „Ich gehe — Du hast es wohl aufgegeben, mit mir zu Tische zu fahren?“

„Ich danke, Katharina, Du siehst, ich habe Besuch von meinem jungen Freunde aus der Stadt“ —

Durch diese Worte aufmerksam gemacht, drehte sie stolz und langsam den Kopf nach mir hin und zum ersten Male begegneten sich ihre und meine Augen. Als wir uns eine Zeitlang auf eigenthümliche Weise betrachtet, verbeugte ich mich, was sie mit einem spöttischen Lächeln und einem ausdrucksvollen Blick auf ihren Gatten beantwortete. Dann warf sie

allen Versammelten ein oberflächliches Lebewohl hin, stieg in den Wagen und fuhr davon.

Heute ließ der Pfarrer keine so große Traurigkeit nach ihrer Abfahrt blicken, als neulich; vielleicht nahm er sich mehr zusammen, vielleicht war er vorbereiteter darauf. Ueberhaupt schien er im Ganzen heiterer, gesprächiger und viel weniger zerstreut. Auch der Umstand, daß beide Kinder sich im Zimmer und unter seiner Obhut befanden, mochte zu seiner günstigeren Stimmung beitragen. Kurz, wir genossen diesmal einen durch keine Störung unterbrochenen, durchweg vergnügten Tag, und als ich endlich den Rückweg antrat, begleitete mich die ganze Familie wie ein liebgewonnenes Mitglied durch den von trocknen Blättern rauschenden Wald, indem der Pfarrer Mariannen an der rechten, ich Anna an der linken Hand hielt, jener und ich aber dicht neben einander gingen. Unter den vielen lehrreichen und angenehmen Gesprächen, die wir auf diesem Wege traulich führten, sind mir seine letzten Worte noch deutlich im Gedächtniß geblieben. Es waren folgende:

„Und nun, mein Sohn, will ich Dir noch etwas sagen. Da Du einmal allein zu uns gekommen bist, kannst Du auch öfter allein kommen. Sollte Gustav künftig wieder Zahnschmerzen oder irgend eine

andere Abhaltung haben, so sei versichert, daß Du mir zu jeder Zeit auch ohne ihn willkommen sein wirst, vorausgesetzt, daß Du den weiten Weg und das verschlimmerte Wetter nicht scheust. Sieh, Du hast keinen Vater in der Stadt, der Dir mit Rath und That an die Hand ginge, und Dein guter Professor Faber hat vielleicht für viele Knaben zugleich zu sorgen. Komme zu mir, wenn Du eine Frage auf dem Herzen hast, und Dir soll meine Erfahrung und mein bester Wille zu Gebote stehen. Aufrichtig gesagt, Deine verlassene Lage bei Deiner kränklichen, jedes Geräusch scheuenden Pflegemutter hat meinen Antheil an Dir zur Neigung gesteigert, zumal ich weiß, was es heißt, weder Vater, noch Mutter, noch Geschwister zu haben. Ach ja! In solcher Verlassenheit erwärmt es des Menschen Herz um so mehr, wenn andere Menschen Wohlwollen für uns hegen.

Auch willst Du ein Geistlicher werden, wie Du mir gesagt hast. Gut, auch darin kann ich Dir künftig vielleicht förderlich sein. Sieh, ich merke Dir an, daß es Dir bei uns gefällt und Du mit dem Wenigen vorlieb nimmst, was ich Dir bieten kann; das behagt auch mir, und wenn Du so denkst wie ich und meine Kinder, so suchst Du recht oft unser einsames Dorf heim. Wie Du uns heute fandest, wirst

Du uns alle Tage finden. Doch da sind wir am Wasser und dort kommt schon Dein Nachen; der alte Mann ist pünktlich, das muß ich sagen."

Und herzlichen Abschied von Allen nehmend und baldige Wiederkehr verheißend, fuhr ich ab, und es war Zeit, daß beide Theile nach Hause kamen, denn die Nacht hatte uns überrascht und ich erreichte erst die Stadt, als schon die matten Laternen brannten, die damals die Straßen der Residenz eben nicht königlich erleuchteten.

Unterweges aber hatte ich eine Fülle neuer Gedanken zu verarbeiten gefunden. Zunächst erfüllte mein Sinnen Anna's seltsames Wesen, ihre instinktartige Klugheit, ihre romantische Schwärmerei und ihr natürlicher Stolz, und ließen mich Manches an ihr bewundern, Manches anders wünschen und darin von der Zukunft das Beste hoffen. Ich glaubte oder bildete mir wenigstens ein, es werde mir mit der Zeit gelingen, ihr auf geeignete Weise ein sanfteres und nachgiebigeres Wesen beizubringen, ihre ursprünglich natürlichen, aber von dem gewöhnlichen Wege abweichenden Manieren zu läutern und sie in das Benehmen eines vollkommen gut gearteten Kindes überzuleiten. Dazu hatte mich sogar der Pfarrer mehrmals aufgefordert, als wir einen Augenblick allein

gewesen und ich ihm Annas seltsame Fragen erzählt hatte, wobei er mir ihre Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, wenn es ihr nur auf die rechte Weise klar gemacht würde, gerühmt hatte. Sodann aber beschäftigte mich hauptsächlich die traurige Lage des Pfarrers selber. Ich hatte diesmal schon mehr von dem seltsamen Verhältniß zwischen ihm und seiner Frau gesehen und gehört: Durch Zufall stand heute die Thür zu ihrem ersten Zimmer offen und Anna hatte mich, wie es schien, absichtlich, einen kurzen Blick in sein Inneres werfen lassen. Aber wie erstaunt war ich, als ich das sah. Hier zeigte sich Alles ganz anders, als in dem prunklosen, ärmlichen Gemach ihres vereinsamten Gatten. Es war in der That nach der neuesten Mode und dem besten Geschmack ausgestattet. Polster und bunte Teppiche waren überall ausgebreitet, Sopha und Stühle mit blendendem, sammetartigen Stoffe überzogen, Spiegel und Bilder in goldenen Rahmen hingen an den Wänden, duftende Blumen in porzellanenen Töpfen und auf schönen Gestellen waren überall zu sehen. Dieser Anblick hatte meinem Herzen nicht wohl gethan, so schön er auch war. Sie umgiebt sich mit allem möglichen Glanze und aller Bequemlichkeit, sagte ich zu mir, und ihren Mann läßt sie wie einen einfachen Land-

mann leben. Sie besucht fast täglich rauschende Vergnügungen, und er bleibt einsam zu Hause. Das ist vielleicht sein Wille und seine Neigung so — aber dann könnte sie doch freundlicher sein, wenn sie fortgeht; sie könnte, wenn nicht seine Lippen mit den ihrigen, doch seine Hand mit ihrer Hand berühren und ihm ein herzlicheres Lebewohl bieten. Das würde doch nicht gegen seinen Willen und seine Neigung verstoßen. Alle diese Gedanken beschäftigten meinen Geist lange Zeit und ich ward im Herzen immer mehr um den armen Pfarrer betrübt. Auch theilte ich Gustav meine neuesten Erlebnisse gewissenhaft mit und er hörte sie ruhig an, als wollte er sagen, das sei ihm nichts Neues mehr.

Aber ich sollte bald gewahr werden, daß es in diesem Hause noch schlimmer stand, als es aussah, und daß die beiden Gatten mehr dem Schein als der Wirklichkeit nach diesen herrlichen Namen führten.

VIII.

Eine musterhafte Ehe und eine vornehme Frau.

Was die Einladung des Pfarrers, ihn bald wieder zu besuchen, und mein Versprechen, derselben nachzukommen, betraf, so befolgte ich die erstere treulich, indem ich das letztere so häufig wie möglich erfüllte — Anfangs ging ich, meistentheils allein, nur alle vierzehn Tage hinaus; da mir aber die dazwischen liegenden Sonntage, die ich in der Stadt verbrachte, unaussprechlich langweilig wurden, und ich die Zeit des Antritts meiner kleinen Reise vor Ungeduld kaum erwarten konnte, so kam es bald dahin, daß ich auch diese im Dorfe verlebte, und wir waren noch vier Wochen von Weihnachten entfernt, als ich schon ein unumgänglich erwarteter Sonntagsgast im Pfarrhause war. Und gestehen will ich es gern, es riß mich eine beinahe übernatürliche Gewalt in dasselbe

hinaus, die Stadt bot mir keine Freude, kein Vergnügen, keine Ruhe mehr, mein ganzes Sinnen und Trachten war auf das einsame Dörfchen gerichtet. Und von meinem pünktlich angetretenen Marsche hielt mich kein Unwetter, weder Regen noch Schneegestöber, ab. Mit Winden und Stürmen war ich längst befreundet, die Kälte that mir so wenig, wie mir die Hitze gethan, und selbst das mit abnehmendem Jahre wachsende Dunkel der Winternacht schreckte mich niemals von meiner einsamen Wanderung zurück. So wurde ich allmälig ein Mitglied der Pfarrersfamilie, ich lernte bald vergessen, daß es früher anders gewesen, und war mir nur des wohlthuenden Gefühls bewußt, durch Neigung, Empfindung und Vertrauen mit gleichgestimmten Seelen auf das Innigste verbunden zu sein. Meine Pflegemutter legte mir nie dabei Hindernisse in den Weg, ja sie bestärkte meine Vorliebe für den liebenswürdigen Pfarrer, indem sie ihre Freude aussprach, mich in so lehrreicher und angenehmer Gesellschaft zu wissen, die mir für die Zukunft nach ihrer Meinung nur heilbringend und förderlich sein könne.

Und als nun die Weihnachtstage sich näherten, da fühlte ich erst recht das Bedürfniß, die Stadt mit dem Lande zu vertauschen und außerordentlich erwünscht,

aber auch sehr natürlich erschien es mir, als der Pfarrer am letzten Sonntage vorher mich einlud, meine ganze Ferienzeit in seinem Hause zu verleben. Der Professor Faber und meine Pflegemutter genehmigten meinen Wunsch und so zog ich denn am Tage vor dem heiligen Abend, mit Büchern und den nothwendigen Kleidern versehen, meinem traulichen Ziele entgegen. Ich ward mit allgemeiner Herzlichkeit bewillkommnet, nur die Pfarrerin blieb still, kalt und gemessen gegen mich, wie sie es immer gewesen, und so freute sie sich weder über meine Ankunft, noch sprach sie sich laut dagegen aus. O, wie soll ich die friedliche Wonne jener unvergeßlich traulichen Tage beschreiben, wie die Stunden malen, die ich im Stübchen des Pfarrers bei Arbeit, Geplauder und harmlosem Spiel ahnungslos glücklich verlebte!

Und wunderbar! Anna, die wilde schwarze Anna, war allmälig, ich möchte sagen, fast wie von dem Zauberstab eines guten Geistes berührt, umgewandelt worden. Nicht mehr wie sonst, ob Winter- oder Sommer war, strich sie durch Wald und Flur, nicht einmal ihre Lieblingsplätze mehr besuchte sie allein. Das einsame Gehölz und die funkelnden Gebüsche lockten sie nicht mehr hinaus, der bergende Schnee zeigte nicht mehr wie früher ihre leicht darüber schwe-

benden Spuren, sie schien sich nicht einmal mehr nach Winden und Wolken und Vögeln zu sehnen. Mit ihren Arbeiten fleißiger denn je beschäftigt, saß sie neben Marianne und mir, der ich selbst meine Schulaufgaben unter Aufsicht des Pfarrers vollendete, und schrieb und lernte, was ihr Vater oder Mutter, die einzigen Lehrmeister der Kinder, zu schreiben und zu lernen aufgegeben hatten. Und ich half ihr oft, wenn sie nicht weiter konnte, und immer hörte sie mir aufmerksam, lernbegierig und dankbar zu. Abends, bei heiter brennender Lampe um den runden Tisch der Studirstube versammelt, erzählte ich gewöhnlich Ereignisse der Geschichte oder Fabeln der Dichter, oder aber der Pfarrer sprach allein über ernste Dinge oder las aus einem guten Buche vor — o das waren die traulichsten Stunden des ganzen Tages und schon Morgens beim Kaffee freuten wir uns kindlich darauf. Gegen Mittag oder kurz nach Tische unternahmen wir Spaziergänge, so weit es der fest getretene Schnee oder die Gunst des Wetters gestatteten, und wenn wir dann, ausgefroren und doch vergnügt in die warme Stube zurückkehrten, fühlten wir erst recht das Glück, munter und fröhlich bei einander zu sein.

Ueber Eins aber wunderte sich der Pfarrer oft und sprach seine beistimmende Ansicht wiederholt gegen

mich aus. Ob er daran recht oder unrecht that, will ich hier nicht entscheiden, so viel aber ist gewiß, daß sein mildes Lob mir nie sichtlich geschadet hat. Ihm fiel nämlich die Leichtigkeit und Schnelligkeit auf, mit der ich die mir in der Schule gegebenen Aufgaben löste, namentlich die, welche ein selbständiges Denken, die Anwendung der Phantasie und poetische Erfindung forderten. Meine deutschen Aufsätze besonders schüttete ich mit einer wahren Virtuosität auf das Papier, und oft stand der Pfarrer hinter mir und sah meine Feder, als ob sie wirklich befiedert wäre, mit leidenschaftlicher Hitze und Eilfertigkeit über den Bogen fliegen. Und in der That, mir ist nie im Leben etwas leichter geworden, als meine Gedanken in geschriebene Worte zu verwandeln. Ich brauchte nur meine Aufmerksamkeit ohne alle Anstrengung auf den vorliegenden Gegenstand zu heften, meine Augen auf das Papier zu senken und die gefüllte Feder zu ergreifen, so strömte Alles, was ich erzielte, aus meinem Innern sichtbar und hörbar heraus. Es war, als ob das Geschriebene, nur der Entfesselung harrend, vorbereitet und fertig in meiner Seele läge und dem Augenblick entgegen strebte, wo ich es, in Gedanken und Worte gestaltet, aus der Pforte meines Geistes herausließe. Wiederholt las der Pfarrer meine

Schreiberei, schüttelte verwundert den Kopf und fragte mich, wo ich diese oder jene Bemerkung gesammelt hätte und ob sie aus eigenem Nachdenken und eigener Beobachtung entstanden wäre. Das ermuthigte mich sichtbar zu größerer Freiheit und vertraulicherer Mittheilung. Endlich wagte ich es, ihm von unserem Sängerbunde und dessen Erfolgen zu erzählen und er horchte noch mehr erstaunt auf. Ich holte meine schülerhaften Arbeiten hervor und eröffnete ihm meine neusten Pläne und Vorsätze. Er prüfte Alles und verweilte bei Manchem längere Zeit. Da sagte er eines Tages nach längerem Nachsinnen freundlich und ernst zu mir, während die beiden Mädchen aufmerksam unser Gespräch verfolgten: „Walther, Eure jugendliche Betriebsamkeit, Euer Eifer gefällt mir; nur müssen Eure klassischen Studien nicht darunter leiden. Ihr leistet zwar noch nichts Bedeutendes, Neues und der Rede Werthes, aber aus dem Bäumchen kann einst ein Baum werden. Du hast Talent zur Dichtkunst und Schriftstellerei, das ist unverkennbar, und wenn Du rüstig fortschreitest, wie Du frühzeitig begonnen, so hoffe ich Erfreuliches. Auch in Deinem künftigen Berufe wird Dir dieses schöne Talent nützen und frommen. Wohl dem jungen Herzen, welchem neben dem ernsten Lebenszweck eine so heitere

Blume duftet. Fahre fleißig fort und der Himmel segne Dein Beginnen!"

Gewaltiger hätte mich nichts auf der Welt anspornen können, als dieser aufrichtige Beifall des hochverehrten und geliebten Mannes und, angefeuert, wie es die strebsame Jugend so leicht ist, unternahm ich es, eine Erzählung zu schreiben, die ich den Freunden in der Aoedia vorlegen wollte. Anna und Marianne, denen ich mein Vorhaben vertraulich eröffnete, hörten mir staunend zu und glaubten nicht, daß es möglich sei, etwas so Schönes aus dem Nichts zu erfinden. Als ich ihnen aber das bereits Ueberdachte vorerzählte und der Zusammenhang mir selbst dadurch klarer wurde und ich dabei in leidenschftliche Ergüsse meines übervollen Innern gerieth, wurden sie bleich vor Erregung und wollten alle Tage Neues und Bedeutenderes vernehmen. So waltete ein geistiges Einverständniß zwischen uns und vereinigte Herzen und Seelen immer inniger mit jenen geheimnißvollen Banden, aus denen sich Zukunft und Schicksal webt, denn am unauflöslichsten verknüpft die Jugend die glühende Begeisterung für irgend eine edle Sache, zumal wenn die menschliche Einbildung dem Verstande und Herzen dabei zu Hülfe kommt.

Nach diesen allgemeinen persönlichen Bemerkungen

muß ich jetzt auf verschiedene Einzelnheiten im gewöhnlichen Leben des Pfarrhauses zurückkommen. Wie mich ein längerer Aufenthalt in demselben und eine genauere Beobachtung seiner Sitten und Gewohnheiten belehrte, sah ich sehr bald, daß eigentlich zwei Familien, neben aber nicht mit einander, die eine bildeten. Und wenn von Zeit zu Zeit der äußerliche Frieden, der nur ein künstlicher war, zwischen beiden gestört wurde, so ging diese Störung jedesmal von einem einzigen Mitgliede aus, und zwar von jenem, welches sich mit wunderbarer Ueberhebung das vornehmere und bedeutendere dünkte.

Es war dies die erste und mithin tief erschütternde Einsicht, die ich in meinem Leben in das von mir heilig erachtete Bündniß der Ehe erlangte. So, nein so gewiß nicht, hatte ich mir die irdische Vereinigung zwischen Mann und Weib, zwischen Seele und Seele, zwischen Herz und Herz nie gedacht. Ich hatte einen natürlichen höheren Begriff von dem gattlichen Beisammensein zweier sich fürs ganze Leben einander hingebender Menschen in mich aufgenommen — und was sah ich hier in erschreckender Wirklichkeit? Ach! In Zukunft freilich wurde mein Wissen auch darin bereichert und die vervollkommnete Erfahrung belehrte mich, daß es auf

Erden nichts Selteneres gebe, als eine wahrhaft glückliche Ehe, trotzdem sie zur vollendeten Glückseligkeit auf Erden von ihren Stiftern und Gründern und zum Segen der Menschheit eingesetzt sein soll.

Aber in der That, es giebt wunderbare Ehen in der Welt, so wunderbare, daß man oft nicht begreifen kann, wie sich so manches Paar aus den vielen Millionen Menschen, die darin leben, zusammen gefunden hat. Wenn dieser Mann, sagen wir uns oft, nicht diese Frau zur Gattin erwählt, ein anderer hätte sie gewiß nicht berührt, und wenn diese Frau nicht diesen Mann genommen, er hätte gewiß keine andere erlangt. Aber aus welchen verschiedenen Beweggründen werden auch im Leben Ehen geschlossen! Wahrlich, so unglaublich es klingt, so wahr ist es doch: aus tausend sonderbaren und unbegreiflichen Gründen, nur aus den natürlichsten von allen nicht — aus wahrer, wirklicher, herzinnigster Liebe, wozu ich den augenblicklich verfliegenden Rausch rasch bewältigender Leidenschaft nicht rechnen will.

Hier, in der Ehe, die uns gegenwärtig vorliegt, hatte nicht einmal jene Leidenschaft das Bündniß geschlossen; hier war, von Seiten der Frau wenigstens, so warm auch das Gefühl des Mitleids von Seiten des edlen Mannes war, mit kalter Berechnung

ein Vertrag eingegangen, und man konnte also nicht sagen, die Frau hätte sich in ihren jugendlichen Empfindungen getäuscht. Nein, sie wußte, daß sie den Mann nicht liebte, der ihr Namen und Unterhalt gab und ihr die bittre Sorge der Existenz dafür abnahm; sie wußte, daß es ein guter, vortrefflicher, biederer Mann war, der sie dem Elende entriß, und also lag es an ihr, ihm seine Güte zu vergelten, ihm die Mühe des Lebens zu erleichtern und wenigstens in freundschaftlicher Gemeinschaft an seiner Seite zu stehen. Aber was that sie dafür? Und hatte sie ein Recht, ein durch ihren Adel und ihren Stolz vielleicht verbrieftes Recht, das Leben dieses edlen, von vornherein auf Glück und Liebe verzichtenden Mannes so ganz, so unglaublich elend zu machen?

Betrachten wir diese Ehe also aus der Nähe. Durch die Einrichtung der Wohnung schon von Außen getrennt, lagen die Stätten ihres Lebens und Wirkens gänzlich von einander abgesondert. Wie die Zimmer des Pfarrers kaum mit ländlicher Einfachheit ausgestattet waren, so, wissen wir, strotzten die seiner vornehmen Gattin von städtischem Luxus und glänzendem Ueberfluß. In ganz ähnlichen Verhältnissen wickelte sich das Leben innerhalb beider ab. Das harmlose Treiben des Pfarrers kennen wir, auf das

der Pfarrerin müssen wir nothwendig einen schärferen Blick werfen. Mit erhabener Ergebung, so hatte sie oft gegen ihren Gatten geäußert, fand sie sich in die dornenvolle Lebensbahn, in die sie wider Willen durch den unerwarteten Antrag Arnold Riedings geschleudert war. Ihm hatte sie, so wiederholte sie häufig, ihre Jugend, ihre Schönheit und ihren Adel zum Opfer gebracht. Warum, konnte man fragen, hatte sie das gethan, wenn sie in Folge dieses Opfers nichts Besseres erwartete, als was ihr ohne dasselbe übrig geblieben war? Und wenn sie es einmal gethan, wie konnte sie so thöricht sein, ihr eigenes Thun einen Anderen entgelten zu lassen? Wie kann ein Weib überhaupt das ein Opfer nennen, was sie freiwillig, nach reiflicher Ueberlegung und nach dem Herkommen der Welt, in Folge eines Bündnisses vor Gott und den Menschen ohne allen Zwang als eine heilige Pflicht auf sich genommen hat? Für wen hat sie denn ihre Schönheit, ihre Jugend, ihren Adel empfangen, als für den Mann, der ihr dafür seine Gelehrsamkeit und seine Kraft, seine Stellung und seinen Namen, seinen Besitz und sein Glück giebt? —

Katharina Rieding, geborne von Bilbeck, zeigte aber sogar täglich, ja stündlich, wenn sie mit ihrem Manne in Berührung kam, daß jene gepriesene Er=

gebung nicht eben mit Heldenmuth von ihr getragen wurde, denn sie offenbarte durch alle ihre Handlungen, daß das Leben mit ihrem Mann ihr eine Last, eine Qual sei, die sie am liebsten von sich abgeschüttelt hätte, wenn der Mensch so leicht das ungern Getragene von sich abschütteln könnte. Damit aber nicht zufrieden, peinigte sie ohne Unterlaß den still und wirklich in sein Schicksal ergebenen Gatten, indem sie Alles, was er am meisten liebte und begehrte, Ruhe und Frieden, aus seiner Nähe beinahe absichtlich verbannte.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchdrang ein lautes Getöse, Rufen und Schelten, Gehen und Kommen, von dem man nie einen Zweck sah, das priesterliche Haus von einem Ende bis zum andern. Selbst die wenigen Unterrichtsstunden, die sie den Kindern des Morgens ertheilte, gaben sich durch überlautes Sprechen, Schelten und Toben kund. Alle arbeitenden Kräfte des Hauses wurden in jedem Augenblick und allein für diese Frau und ihre Bedürfnisse in Bewegung gesetzt. Selten war für den Mann, wenn er in seiner bescheidenen Abgeschiedenheit einmal einen kleinen Wunsch hegte, Jemand vorhanden, denselben zu erfüllen. Nähterinnen, Putzmacherinnen, mit vielen Kosten aus der Stadt her-

beigeholt, kamen fast nie aus dem Zimmer der gnädigen Frau, und zur Bedienung der Dienenden hatte noch eine besondere Magd angeworben werden müssen. Vor zwölf Uhr Mittags war die Dame des Hauses nie sichtbar, nur hörbar; dann aber bewegte sie sich, im seidenen Kleide, mit klirrendem Schlüsselbund wie ein Gefängnißwärter prunkend, durch alle Räume, ordnete angeblich an, aber rügte, tadelte und keifte nur und machte sich einem Jeden auf unwillkommene Weise bemerklich, indem sie Alles befahl, nur nie das Rechte. Gern hätte der arbeitsame Mann, der schon Morgens sechs Uhr am Schreibtisch saß, um zwölf, spätestens um ein Uhr gegessen, aber er mußte warten bis zwei, oft bis drei, da dies für vornehmer und zweckmäßiger beliebt wurde. Und dann noch war er gewöhnlich genöthigt, mit den Kindern allein die kleine Mahlzeit zu sich zu nehmen, deren er bedurfte, denn die gnädige Frau litt entweder an Kopfschmerz, um seine Gegenwart unerträglich zu finden, oder sie hatte nothwendig zu denken, um ihre tägliche Correspondenz mit vornehmen Leuten — so sagte sie Jedermann — besorgen zu können. Gleich nach Tische ruhte sie von den Anstrengungen des Morgens. Dann durfte keine Thür geöffnet, kein Wort im Hause gesprochen werden. Um vier Uhr wurde sie wieder sichtbar, oder

vielmehr hörbar, wenn sie zu Hause blieb. Dann ging oder fuhr sie spazieren, wozu Wagen und Pferde angeschafft waren, die auf dem Felde nützlicher verwandt werden konnten und nie für die Wirthschaft oder den Hausherrn zu haben waren, wenn sie gebraucht wurden. Abends um sechs Uhr trank sie Thee, und um acht Uhr speiste sie, in der Regel allein, wenn kein Besuch da war. Von den Kindern und deren Treiben nahm sie niemals Kenntniß, wenn die Stunden gegeben waren; von da an standen sie allein unter der Aufsicht des Vaters, oder wenn dieser abwesend war, unter gar keiner.

So verfloß der Tag, wenn er regelrecht war. Häufig aber geschah es, wie wir schon gesehen haben, daß sie das verabscheute Haus mit einem fremden vertauschte. Unter den umwohnenden begüterten Familien waren unbegreiflich schnell und innig Verbindungen angeknüpft worden. Hier, in glänzender Geselligkeit, wußte die geborene von Bilbeck Talente zu offenbaren, Empfindungen zu entwickeln und Erfahrungen an den Tag zu legen, von denen man zu Hause keine Ahnung hatte und die dazu angethan waren, die geprüfte Dulderin aller Welt als ein Wunder von Güte, Geist und Bildung darzustellen. Eben so häufig aber fast, als sie außerhalb

Gesellschaften besuchte, kamen dieselben auf ihre Einladung in das priesterliche Haus. An solchen Tagen war Alles darin wie umgewandelt und bezaubert. Die Dienenden gingen in Putz und Schmuck einher und die Zimmer der gnädigen Frau strahlten von Kerzen, wie die Tische darin von köstlichen Speisen strotzten. Eine lärmende und Alles zu eigenem Belieben benutzende Gesellschaft wirthschaftete zur Sommerzeit in Garten und Flur, und im Winter in den duftenden Gemächern. Selten, höchst selten nahm der Pfarrer an diesen Freuden Theil, wenn ihm auch die Ehre einer Einladung widerfahren war. Er spielte auch eigentlich eine traurige Rolle darin, denn man sah ihm seine Sorge, seinen Kummer, sein Elend nur zu deutlich an, und das war das Schlimmste, was er seiner Frau gegenüber verüben konnte. O wie wohl wäre ihm gewesen, wenn sie ihn ganz und immer unbeachtet zur Seite gelassen hätte! Aber selbst in seinem einsamen Stübchen hatte er wenig Ruhe und Frieden. War er mit einer wichtigen Arbeit, vielleicht mit der Ausarbeitung einer Predigt beschäftigt, so kamen die Mägde und sagten, sie hätten den Auftrag, die Stube zu reinigen oder die Fenster zu waschen. Widersprach er, so stürzte er die Ordnung des Hauses um, so war er ein Feind aller Reinlich-

keit und Sitte. Verlangte er zu ungelegener Zeit ein Stück Brot oder ein Glas Milch, so mußte er es sich selbst verschaffen, oder hören, daß das Begehrte augenblicklich nicht vorhanden sei.

Diese einzelnen kleinlichen Anführungen werden seltsam klingen, aber ich theile sie mit, weil sich aus ihnen auf alles Uebrige ein richtiger Schluß ziehen läßt.

Anfangs, als ich dies hörte und sah, hatte ich mich oft gefragt: wie konnte der Pfarrer ein solches Gebahren von Anfang an dulden und zugestehen, warum widersetzte er sich nicht männlich und fest und zeigte dadurch, daß er Herr im Hause sei? Ach! die Zeiten, wo er die Herrenmiene angelegt, waren längst vorüber; einst war er ein Mann gewesen und hatte befohlen, aber das war ihm schlimm bekommen; damals hatte er eben so oft an die Hölle, als an den Himmel geglaubt. Dann war ein Zeitpunkt eingetreten, wo er gebeten und beschworen hatte — auch dieser war vorüber, denn er schämte sich vor den Leuten, vergebens gebeten zu haben. Jetzt war er schweigsam, still, in sich gekehrt; er ertrug, was er ertragen gelernt hatte, um nur bisweilen Ruhe und Frieden zu haben und vor der Welt selbst als friedfertiger Verkündiger des Wortes Gottes zu gelten.

Mit welchen Empfindungen also dieser gepeinigte und schwer geprüfte Mann an seine tägliche Arbeit ging und seinen Beruf erfüllte, für den er mit allen Gaben eines wahrhaften Seelsorgers lebte und wirkte, kann jeder sich selbst sagen. Innerlich zerknirscht und gedemüthigt, gebrochen und zermalmt, war er mit jungen Jahren ein Greis geworden, hatte er Lust und Trieb zum Leben verloren, und nur der einfachste und natürlichste Genuß, der Verkehr mit Gott, mit seinen Kindern und der gleichgestimmten Natur zog ihn noch erhebend an, hatte noch Inhalt und Wonne für ihn. Und hieraus erklärt sich auch seine schnelle Neigung zu mir, der ich mich ihm mit voller Erwiderung dieser Neigung hingab. Im Umgange mit mir und den beiden aufblühenden Mädchen verschwand sein Gram, erbleichte sein Kummer, war er glücklich, zufrieden, denn bei uns war er Mensch, Vater und Priester zugleich.

Schwer ist es zu begreifen, wie bei allen diesen von Außen drohenden Unbilden, in dieser fast gänzlichen Verlassenheit von allem geistigen Verkehr dieser Mann noch glückliche Stunden haben konnte. Und doch ist es so, ich bin häufig ein Zeuge davon gewesen; im Vorstehenden habe ich deren einige in wenigen Umrissen geschildert und der Verfolg meiner

Erzählung wird unser beider Glück und Unglück noch näher offenbaren. Als ich jene erste Ferienzeit und auch späterhin noch viele Tage bei ihm verlebte, in seinem Zimmer schlief, mit ihm arbeitete, dachte, ging und sprach, warf ich tiefe Blicke in sein herrliches, reines, wenn gleich umwölktes Gemüth. Und je heftiger er von äußeren Anfeindungen bewegt und betrübt wurde, um so fester schlossen wir abgesondert für uns lebende vier Menschen uns innerlich an einander an. Wir bildeten eine Familie in der Familie, — und wahrlich! wenn wir in stillen Stunden ungestört und allein waren, fühlten wir uns so behaglich, zufrieden und wohl, wie selten eine im Allgemeinen glücklichere Familie sich jemals gefühlt haben mag.

Das Fest war vorüber; wir hatten während desselben genügende Freiheit genossen, uns Abend um Abend ungehindert unseren Beschäftigungen und Unterhaltungen hinzugeben, denn die unruhige Hausfrau war fast jeden Tag in eine andere Gesellschaft gefahren und gewöhnlich erst nach Mitternacht in das Pfarrhaus zurückgekehrt. Schon fing ich an, den

Umgang mit ihr auf diese Weise erträglich zu finden, als ich die Erfahrung machen sollte, daß der schlummernde Vulkan, der die Pfarrersfamilie durch sein langes Schweigen in sorglosen Genuß eingeschläfert hatte, auch wieder erwachen und Feuer und Schrecken um sich her verbreiten könne.

Das Neujahr rückte heran; ich hatte den Kindern kleine Verse gedichtet, die sie vor Vater und Mutter sprechen sollten und manche heitere Stunde auf deren Einübung und Vortrag verwandt. Wir freuten uns daher auf ein recht harmloses Fest in der gewöhnlichen ruhigen Art. Aber wir hatten uns arg getäuscht. Schon zwei Tage vor Ablauf des alten Jahres berichtete Lisette, daß sie glaube, es stände dem Pfarrhause ein großes Fest bevor, wenigstens würden in der Küche alle erdenklichen Vorkehrungen dazu getroffen.

Der Hausherr sprach seine Meinung nicht aus, als er dies hörte, sondern begnügte sich, die Achseln zu zucken und die Augen ergebungsvoll nach dem Himmel zu richten. Aber bald mehrten sich die Anzeichen der Festlichkeit und am Abend vor Sylvester erschien die Pfarrerin im Studirzimmer ihres Mannes, vollständig zum Ausfahren in die Nachbarschaft ge-

schmückt, und sagte kurz und einsylbig: „Guten Abend! Ich fahre heute Abend nach Sakrow.“

„Es ist gut, Katharina,“ erwiderte der hauptsächlich Angeredete — „fahre in Gottes Namen.“

Als diese Worte gesprochen waren, ging sie nicht wie gewöhnlich schnell hinaus, sondern blieb an der Thüre stehen und schwieg, wobei sie sich zu bedenken schien, wie sie die eigentliche Hauptsache einleiten sollte. „Wolltest Du mir noch etwas sagen?“ fuhr der Hausherr mild und freundlich fort.

„Ja — ich wollte Dir eine Freude bereiten —“

„Mir?“ Und die aufgerissenen Augen des Fragenden staunten verwundert die vornehm sich haltende Frau an, die im glänzendsten Staate vor ihrem im bescheidenen Hausrock dasitzenden Gatten stand, schön und beobachtend, aber auch kalt und gefühllos, wie immer.

„Morgen ist Sylvester,“ fuhr sie etwas lebhafter fort, „das ist mir der liebste Tag im Jahr — da vergesse ich die Sorgen des vergangenen und hoffe auf die Freuden des kommenden —“

„Wohl, wohl, Du hast Recht. Aber hast Du denn so viele Sorgen?“ fragte der gute Mann zaghaft.

„Ach! wer hätte die nicht — doch lassen wir

das. Ich will Dir nur sagen, daß ich auf morgen Abend eine Gesellschaft eingeladen habe —"

„Auf morgen Abend? Katharina, ich bitte Dich! Ich muß am Neujahrstage predigen — bedenke die große Störung — und meinen heiligen Beruf —"

„Lieber Mann!" — Das war das erste Mal, daß ich sie diese Anrede gebrauchen hörte — „Die Predigt kannst Du am Morgen und Nachmittag memoriren, den Abend mußt Du der Welt schenken, so ist es mein Wunsch und Du wirst mir hoffentlich nicht zuwider streben."

„Nein, Katharina, diesmal ist Dein Wunsch nicht mein Wunsch. Ich muß zum bevorstehenden Feste meine Gedanken und Fähigkeiten gesammelt halten, und eine Gesellschaft ist nur dazu da, sie zu zerstreuen —"

„Das ist nicht meine Ansicht; eine Gesellschaft im Gegentheil weckt alle Fähigkeiten und giebt zu neuen Gedanken den Anstoß —"

„Es kommt auf die Gedanken an, die man dabei im Auge hat; die meinigen werden dadurch nicht gefördert — nein, nein, laß uns darüber keine Worte verlieren — verschiebe das Fest einen Tag — morgen verdirbt es mir die ganze Stimmung. Am Neujahrstage aber wollen wir gern erscheinen."

„Wir? Wen meinst Du damit — die Mädchen besuchen noch nicht die Gesellschaft —"

„Katharina — Du vergißt Dich — sieh da, ich habe Besuch und einen recht angenehmen, wie Du weißt —" und sein Blick gleitete freundlich zu mir hinüber, der ich von meinem Stuhle aufgestanden war, und seine Rechte deutete geradezu auf mich. Dieser Geberde mußten die Augen der vornehmen Frau folgen und sie wandte also den Blick auf mich, was sie bisher nicht gethan. Und dennoch fühlte ich innerlich, daß sie sich in Gedanken schon hinreichend mit mir beschäftigt hatte, denn woher sollte sonst die sichtbare Feindschaft stammen, die mir jetzt aus ihren Augen entgegen blitzte, als sie sie nothgedrungen auf mich richtete.

„Ja so," sagte sie langsam und wiegte stolz den mit Blumen gezierten Kopf, als ob sie mir einen gnädigen Gruß damit wolle zu Theil werden lassen. „Ja so, Du hast Besuch — Du — ich dachte, er gelte den Kindern. Verzeihe, ich hatte den jungen Menschen da für zu kindisch gehalten, um mit einem grauköpfigen Manne, wie Du bist, zu verkehren."

„Katharina! Was sprichst Du? Ich bitte Dich — in diesem jungen Menschen, wie Du ihn nennst, liegt ein Geist und ein Gemüth, die einen älteren

zieren könnten — er verzeihe mir, daß ich es in seiner Gegenwart sage — aber ja, warum soll ich es verschweigen — obgleich dreißig Jahre uns trennen, ist er dennoch mein Freund, und als solchen wünsche ich ihn von Dir behandelt zu sehen."

„Sonderbar!" murmelte die Frau und kniff ihre Augen zusammen, als wolle sie mich recht scharf betrachten. „Sehr sonderbar! Wie man doch alle Tage klüger wird! Ein siebzehnjähriger Mensch hat die Gabe, einen beinahe funfzigjährigen zu einer Leidenschaft hinzureißen, die mir gegenüber stets verborgen geblieben ist — ich gratulire Ihnen, mein junger Herr, und Dich — Dich, Arnold Rieding, — bedaure ich deshalb. Aber das muß ich Euch Beiden sagen, in meine Gesellschaften kommen nur ausgewachsene Männer und Frauen, denn ich liebe die Jugend wohl in der Kinderstube, aber nicht vorlaut und frühreif im Umgange mit der gebildeten Welt. Uebrigens findet morgen eine gewählte Gesellschaft bei mir statt, und der Schüler wird fühlen, daß er keinen Anspruch darauf hat, unter Meistern zu sitzen."

Mir erstarrte das Blut vor unterdrücktem Aerger und vor meinen Augen tanzten Flammen wie Gespenster umher, denn ich fühlte instinktmäßig, daß die

eben gesprochene Rede nur der Ausbruch eines lange vorbereiteten Schlages war. Der Pfarrer selbst schien beinahe verdutzt, seine Blicke flogen von seiner Frau zu mir herüber, als könne er nicht begreifen, wie sie solches zu sprechen wage und als erwarte er, ich werde selbst die passende Antwort besorgen. Und darin hatte er sich nicht getäuscht, ich war schon lange zum Sprechen geneigt, denn mein Herz duldete hier kein ergebenes Schweigen, es schlug mir bis zum Kopf hinauf und alle meine Gedanken stürzten blitzschnell zur Pforte hinaus, über die in Zorn und Schmerz bebenden Lippen. Und dennoch mäßigte ich mich, und daran war, außer meiner Achtung vor dem Pfarrer, Anna's flehende Miene schuld, die erwartungsvoll an meinem Gesichte hing, während Marianne sich in einen Winkel zurückgezogen hatte und leise weinete.

„Frau Pfarrerin," begann ich kalt und schneidend, denn ich konnte mich nicht überwinden, die gewöhnliche Anrede, gnädige Frau, über meine Lippen zu bringen — „Sie erlauben wohl, daß der Schüler, einer Meisterin gegenüber, es wagt, sein eigener Vormund zu sein. Warum Sie mich für vorlaut halten, weiß gewiß Niemand, wie Sie, denn ich habe bisher noch nie die Ehre und das Glück gehabt, mit Ihnen

ein Wort zu wechseln. Daß Sie mich aber frühreif nennen und mir meiner Freundschaft zum Herrn Pfarrer wegen Glück wünschen, erfreut mich sehr und ich danke Ihnen für Ihre Einsicht in die Wahrheit dieser Freundschaft, die ich in der That auf das Innigste hege und pflege. Auch hoffe ich, ihm noch später beweisen zu können, daß ich, obgleich so viele Jahre jünger als er, wohl im Stande bin, sein ganzes Herz und die Freuden und Leiden darin zu begreifen, wie Wenige! Glauben Sie also nicht, ich sei hierhergekommen, eine Gesellsaft von auserlesenem Geiste und erhabnerem Stande zu suchen, als worin ich, im Gefühle meines Unwerthes und meiner Jugend, auftreten kann — nein, die Gesellschaft, die Sie hier neben mir sehen, der ältere Mann und die jüngeren Kinder, genügen mir vollkommen, denn sie belehren mich, daß ich, wenn ich auch in Ihrer Gesellschaft nicht geduldet, hier wenigstens willkommen und meiner selbst wegen geschätzt bin. Und so wünsche ich, daß Sie sich morgen durch meine Anwesenheit in diesem Zimmer nicht in Ihrem Glücke und Ihrer meisterhaften Gesellschaft stören lassen."

„Aha!" erwiderte sogleich die Pfarrerin, die während meiner etwas langen aber hastig gesprochenen Rede bald blaß, bald roth geworden war, „Aha!

So höre ich das Wunderkind also auch einmal reden! Recht gut gedacht, recht wacker gesprochen, mein Sohn, für Deine Jugend. Sie scheinen wirklich einige Anlage zum Predigen zu haben und thun wohl, sich hier zu vervollkommnen; nur scheint mir Ihr Mund etwas früher gewachsen zu sein, als Ihr übriger Körper — doch das ist ein Zeichen der traurigen Zeit, in der wir leben; Sie sind ein würdiges Beispiel ihrer elenden Erziehung ohne Bildung, ohne Achtung vor dem schönen Geschlecht, ohne wahres Gefühl und ohne — Adel. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte. Ihre Dienerin! Wenn ich künftig einmal Zeit habe, bitte ich um einen ähnlichen Vortrag" —

„Der soll Ihnen zu Theil werden, Madame," unterbrach ich sie.

Sie schleuderte einen wüthenden Blick auf mich, einen vernichtenden auf ihren Mann und rauschte mit den Worten: „Bei der Gesellschaft morgen bleibt es!" schnell zum Zimmer hinaus.

Alle Zurückgebliebenen standen sprachlos im Kreise umher, als die Stelle im Zimmer leer geworden war, wo die ungemüthliche Frau wie eine düstere Wolke gestanden hatte, aller Augen hafteten voller Mitge=

fühl auf mir. Der Pfarrer trat sogleich auf mich zu und ergriff meine Hand.

„Dafür konnte ich nicht, mein junger Freund,“ sagte er, „das habe ich nicht verschuldet“ —

„Herr Pfarrer,“ rief ich, und die Thränen kamen mir halb vor Rührung, halb vor unterdrücktem Zorne in die Augen, „wenn ich gewußt hätte, daß ich Ihrer Frau ein so bitterer Zeuge Ihres Glückes bin, ich würde vielleicht nicht gekommen sein.“

„Sprich nicht weiter, Walther,“ rief der Pfarrer und schloß mich fest in seine Arme, während Marianne laut schluchzte, die schwarze Anna aber von hinten her sich mir näherte und ihre Arme flehend um meinen Nacken legte, — „kein Wort mehr — es sind ihrer schon zu viele gefallen. Wie? Du, Du wolltest mich auch verlassen“ —

„Nein, nein, nein!“ schrieen die Mädchen laut aufschluchzend durcheinander.

Ich stand, aufgeregt von bitteren und süßen Gefühlen, vor ihnen da; die drei liebenden Seelen flatterten der meinigen entgegen und ich nahm sie warm und fest in der meinigen auf. „Nein,“ rief ich, „nein! Sie sind nicht daran Schuld und diese lieben, guten Kinder auch nicht, und dieser Auftritt wenigstens soll mich nicht aus dem Hause, wo ich so

glücklich und gern war, vertreiben.“ Und wir umfaßten uns Alle und drückten und küßten uns, als ob wir einen großen Sieg erfochten, obgleich wir viel eher eine Niederlage erlitten hatten; die Liebe und die Vereinigung gleichgestimmter Seelen aber ist ja immer ein Sieg, — ein Sieg über den Haß und die Feindschaft der Welt — wo sie auch stattfindet! —

Von diesem Tage an sprach die gnädige Frau nie wieder mit mir, auch that sie nichts, woraus ihre Feindschaft, ihr Haß und ihr Zorn gegen mich hätte hervorleuchten können. Von diesem Tage an war sie vielmehr nur meine heimliche Feindin geworden und harrte sehnsüchtig auf den Augenblick, wo sie mich unvorbereitet mit einem Schlage vernichten könnte. Ob und in wie weit ihr dies gelungen, wird die Zukunft herausstellen.

Das angemeldete Fest aber fand wirklich statt, und endloses Geräusch herrschte die ganze Nacht zum neuen Jahre hindurch. Die Musik aus einem benachbarten Flecken spielte zum Tanze auf bis gegen Morgen. Der Pfarrer, die Kinder und ich saßen in unserm Zimmer still plaudernd bis um zehn Uhr auf. Dann gingen wir zur Ruhe und vergaßen im Traume die Sorgen und Mühen des wandelbaren Lebens.

In meinem Gemüth aber hatte jener abendliche

Auftritt doch einen gewaltigen und dauernden Eindruck hinterlassen. Ich konnte ihn lange nicht vergessen und es schien mir in der ersten Zeit nachher, als ob dadurch ein dunkeler Flecken an dem mir sonst so theueren Hause hafte und eine drohende Hand mich aus seinen Mauern verscheuche. Als ich am Tage nach Neujahr in die Stadt zurückgekehrt war, ließ ich zwei Sonntage verstreichen, ohne wieder hinauszugehen. Am Nachmittage des dritten Sonnabends aber kam der Pfarrer selber zur Stadt und suchte mich auf. Mit rührender Stimme bat er mich, christlichen Herzens das Böse zu vergessen und nur das Gute im Auge zu behalten, was mir sein einfaches Haus bisher geboten hätte. Und das besiegte mich bald. Noch denselben Abend begleitete ich ihn hinaus und feierte wieder einen schönen Sonntag mit ihm und seinen mir so theueren Kindern.

IX.

Das Gewitter am Johannistage.

Und der Winter verschwand und der Frühling kam wieder. Offen stand die ganze entschleierte Natur, leise Winde athmend, ringsum den berauschenden Duft ihrer Blumen ausstreuend, und lud uns zur Theilnahme an ihren Freuden, zum Genusse ihrer Gaben ein. Und wir folgten dem freundlichen Winke gern und häufig und streiften stundenlang, ungestört im Denken und Reden, durch Wälder und Fluren. So geschah es in diesem und dem nächstfolgenden Jahre, bis wohin ich meine Erzählung jetzt flüchtig trage. Oft ging ich mit dem Pfarrer, häufiger mit ihm und den Kindern, aber auch wohl ohne ihn mit diesen allein von Gehölz zu Gehölz, von Berg zu Berg, von Thal zu Thal. Auf dem Wasser im fliegenden Nachen waren wir eben so gut zu Hause, wie

auf dem grünenden Waldpfade, und immer und überall waren wir glücklich und traulich bei einander. Es wäre mir nicht möglich, wenn auch der Raum dieser Blätter es gestattete, die einzelnen Freuden und Genüsse dieses durch keinen weiteren Zwischenfall gestörten ländlichen Lebens der Reihe nach zu beschreiben, so viele und mannigfaltige wurden uns damals zu Theil. Nur einer einzigen Begebenheit, deren ich mich genau erinnere, weil sich an sie ein bedeutender Fortschritt in meiner inneren Entwicklung, in dem allmäligen Wachsthum und der Erkenntniß meiner Empfindungen knüpft, muß ich hier gedenken.

Ich glaube, Pfingsten fiel in dem Jahre, welches ich hier vor Augen habe, etwas spät und ich brachte die Tage dieses Festes, wie schon so viele andere, im Dorfe zu. Es war gerade Johannistag, und seit jener lange verflossenen Zeit lasse ich nie wieder einen seiner Nachfolger verstreichen, ohne mich mit den süßesten und bittersten Gefühlen der Wehmuth zugleich jenes merkwürdigen Tages zu erinnern. Ich war damals beinahe neunzehn Jahre alt und hatte nur noch ein Jahr auf der Schule der Residenz zu verweilen. Denn mein Vormund wollte, daß ich nicht wie ein frühreifes Kind, sondern mit vollständig entwickelter Kraft und Einsicht die Universität bezöge,

da er der Ansicht war, meine eigenthümlichen Verhältnisse bedingten es so, damit ich, selbständig in jeder Richtung, erst mit völlig gereiftem Verstande ins praktische Leben träte, welches unmittelbar nach Ablauf der akademischen Jahre vom Jüngling, wenn er auch noch nicht zum Manne gewandelt, doch die Ausdauer und Widerstandsfähigkeit eines solchen verlangt. Die Kinder im Pfarrhause waren sichtbar herangewachsen und beinahe keine Kinder mehr. Wir bemerkten aber unsere geistigen und körperlichen Fortschritte gegenseitig nicht, weil wir häufig beisammen waren und kein besonderes Ereigniß uns darauf aufmerksam machte.

Es war ein glühend heißer Tag; Arbeiter und Wanderer suchten den Schatten, im Hause oder im Felde, wo er nur zu finden war, um sich zu lagern, zu ruhen. Im Pfarrhause, selbst in seinem kühleren Garten, herrschte eine schwüle, drückende Luft, wir sehnten uns alle nach dem luftigeren Freien.

„Kommt, Kinder," sagte der Pfarrer, „laßt uns den Wald aufsuchen und im schattigen Grün uns erfrischen, der Tag ist lang und der Himmel rein, so wollen wir beides genießen."

Und schnell griffen die Mädchen nach ihren breitrandigen Strohhüten, der Pfarrer nahm seinen Stock

und wir wanderten aus, die grüne Anhöhe hinauf, die in den Wald führt, der sich nach der Krampnitz hinüber erstreckt. Aber im Walde, im Nadelgehölz wenigstens, war es noch schwüler, als im Dorfe. Die Mädchen nahmen ihre Hüte ab und ließen die goldenen Strahlen der Sonne in dem Glanze ihrer blonden und schwarzen Locken spielen. Langsam schritten wir vorwärts.

„Hört," sagte der Pfarrer, „hier ist es heißer, als ich dachte. Habt Ihr Lust, mich ganz bis zur Krampnitz zu begleiten, so haben wir da das Wasser, und auf dem Wasser ist es kühler und luftiger — aber es ist ein weiter Weg."

„Nach der Krampnitz, nach der Krampnitz!" riefen alle und schon wendeten wir unsere Schritte dem düsteren, romantischen See zu, dessen unablässiges Rauschen ich jetzt Tag und Nacht unter meinen Fenstern vernehme.

Nach einer Stunde langsamen Wandelns erreichten wir den traulichen grünen Fleck, dicht oberhalb des alten Forsthauses. Hier war in der That Kühlung und Schatten genug. Nachdem wir uns mit Muße ausgeruht, tranken wir frische Milch und stiegen dann an das Ufer des Sees hinab, um die flüsternden Wellen zu betrachten, die mit den kleinen

Kieseln am Rande spielen, und die Blümchen zu pflücken, die auf dem grasigen Boden so reichlich wuchsen. Während die Mädchen beschäftigt waren, Kränze zu winden und sich damit das Haar zu schmücken, saßen der Pfarrer und ich auf dem Rasen, wendeten unsre Augen dem spiegelnden See zu und sprachen über ernste Dinge, denn schon oft war die Rede von meinem baldigen Verlassen der Gegend gewesen und dem Pfarrer hatte die Trennung von mir stets wie eine dunkele Zukunft vorgeschwebt.

„Da Du nach Berlin gehst," fuhr er im Gespräche fort, „so bist Du nicht allzu weit von uns entfernt, und da Dich keine andere Freundschaft für jetzt ins Weite zieht, so hoffe ich, wirst Du uns in den langen Ferien wie bisher besuchen."

„Es wird mir stets eine Erholung und eine Freude sein, Ihre Schwelle ferner zu betreten," erwiderte ich, „die mir in meinen Knabenjahren schon ein gastliches Heiligthum war und der ich so Vieles verdanke."

„Das wollen wir so genau nicht abwägen, mein Sohn, wer von uns mehr gegeben oder empfangen hat; ein jeder, hoffe ich, hat das Seine gethan, und so soll es auch künftig bleiben. Schaue die Mädchen da, was für schöne Kränze sie gewunden haben. Jetzt

kommen sie heran und ich wette, sie werden sie uns verehren wollen. Sieh, die schwarze wie die weiße Anne lächelt schelmisch, sie haben sich etwas vorgenommen, paß auf!"

Und wie er vermuthet, so geschah es. Langsam schreitend, wie zwei Nymphen des Sees anzuschauen, die Kränze mit den lieblichen kleinen Blumen, welche die schönsten Augen der Kinder Flora's haben, in den Händen, die Augen auf das eigene künstliche Werk gerichtet, traten die beiden Mädchen heran. Wir störten sie nicht, weder durch Blicke, noch durch Worte. Schleichend umgingen sie uns. Wir drehten uns nicht herum, ihnen die Freude und uns die Ueberraschung nicht zu rauben. Dann hörten wir ein leises Kichern und plötzlich wurde dem Pfarrer und mir ein kühlender Reif auf die heiße Stirn gedrückt. Beide hielten wir nun unerwartet die gütigen Hände fest, die uns krönten, der Pfarrer hatte die Hand der Tochter, ich Anna's gefaßt.

„Das ist unrecht, das ist unrecht!" riefen sie. „Ihr dürft uns nicht halten — o nein! o nein!" Aber wir hielten sie nur um so fester und der Pfarrer küßte sein Kind, während ich meinen Dank mit Worten und Blicken aussprach.

So verstrich der Nachmittag wie im Fluge und

die Zeit, die in glücklichen Stunden die meiste Eile hat, wandte sich schnell zum Abend. Immer noch saßen wir am Ufer, plaudernd und scherzend, und vergaßen dabei die Stunde, was ja ein glückliches Zeichen im Leben des Menschen sein soll.

„Guten Abend, Herr Pfarrer!" sagte plötzlich eine Stimme hinter uns. Wir wandten uns und erblickten einen Jäger, der in der Nachbarschaft wohnte und den Dienst im königlichen Forste versah. „Sie sind weit von Hause," fuhr der Mann fort — „haben Sie das heranziehende Gewitter nicht bemerkt?" Wir richteten alle die Köpfe in die Höhe und wirklich, wie er gesagt, von Osten her brauste ein fernes Unwetter herauf und der Himmel hatte sich bereits in sein dunkelstes Gewand gehüllt.

„Kommt, Kinder, kommt schnell, noch können wir das Dorf erreichen, ehe es losbricht, da sind wir geborgen" —

„Ich glaube nicht," bemerkte der Jäger lächelnd, indem er seinem Hunde pfiff und seinerseits auch der Heimat zueilte.

Rasch hatten die Mädchen ihre Habseligkeiten zusammengerafft und sich zum Aufbruch bereit erklärt. Meinen Vergißmeinnichtkranz in der Hand haltend eilte

ich mit Anna voraus, während der Vater mit Mariannen uns dicht auf dem Fuße folgte.

„Schade!“ sagte Anna, „daß wir so früh aufbrechen mußten, es war so schön am Wasser und ich wäre so gern in dem kleinen Kahne mit Dir ein Stündchen herumgeschwommen. Ich liebe das Wasser über die Maaßen.“

„Hier hast Du wenigstens Wolken,“ erwiderte ich, „die uns auch nächstens mit Wasser beglücken werden; sieh, wie sie über die Bäume wegjagen — liebst Du sie nicht mehr wie sonst?“

„O gewiß liebe ich sie noch, aber ich wünschte nicht, daß der Vater und Marianne sehr naß würden, sie sind beide so schwächlich. Wir könnten schon eher etwas ertragen, nicht wahr, Walther?“ Und ihr bei so düsterem Wetter ganz dunkeles Auge sprühte mich an, als wolle es mir die Fülle von Kraft und Licht zeigen, die in ihrer Seele Sitz und Wohnung hatten.

„Hollah!“ rief der Vater hinter uns her. „Ihr lauft ja wie zwei junge Hirsche, so daß wir nicht mitkommen können.“ Wir blieben sogleich stehen und erwarteten die eilig heranfeuchenden.

„Laßt uns zusammenbleiben,“ mahnte der Pfarrer. „Es ist besser, daß wir unsere Kräfte sparen,

so lange der Weg noch trocken und die Wolken allein am Himmel sind; kommt das Wetter wirklich herauf, so haben wir dann Athem genug, eine Strecke zu laufen."

„Es kommt gewiß herauf," bemerkte ich, „sehet nur, wie dunkel der Himmel da oben und der Wald hier unten wird — wir erreichen das Dorf nicht mehr vor dem Ausbruch."

„Das wäre mir nicht lieb — aber vorwärts, Kinder, die Ueberlegung kommt jetzt zu spät."

Und wieder bewegte sich der kleine Zug dem Dorfe zu; diesmal aber ging der Pfarrer und Marianne voran, damit sie uns flüchtigeren, die nachfolgten, das Maaß der Schritte angäben.

So rückten wir, ohne viel zu sprechen, nur rings den düsteren Wald und den düsterern Himmel musternd, eilig vorwärts. Die Schatten um und über uns, die so schnell dem perlenden Sonnenlichte gefolgt waren, boten einen gespenstischen Anblick und ließen Herz und Seele zusammenschauern. Aber Anna und ich — wir schauderten nicht, denn beide liebten wir die Schattenseite der Natur, und aus ihrem nächtigen Schooße sprangen die lichtesten Gestalten unserer Phantasie hervor. In einige Bemerkungen dieser Art vertieft, und noch dreiviertel Stunden vom Dorfe

entfernt, erschien endlich der Augenblick, wo der Sturm losbrach. Und das geschah mit solcher Gewalt, daß, trotzdem wir uns im Schutze der Bäume befanden, die Mädchen alle Kraft aufbieten mußten, ihre flatternden Hüte und Kleider zu bewältigen. Vom heftigen Anprall des ersten Windstoßes gefaßt, drehten wir uns alle auf einen Ruck instinktmäßig um, auf diese Weise dem Sturme nur den weniger verwundbaren Rücken zu bieten. Ich hielt meinen Hut in der einen Hand, und um die andere frei zu behalten, hatte ich mir den geschenkten Kranz um den Hals gelegt. „Soll ich Dir helfen?" fragte ich die rüstig widerstehende Anna, die keinen Schritt von meiner Seite wich.

„Was wolltest Du thun, Walther, was ich nicht selber könnte?"

Und wieder drehten wir muthig um und folgten dem vom Winde arg zugesetzten, langsamer schreitenden Pfarrer. Da legte sich der lustig pfeifende Wind plötzlich ein wenig, aber durch die hin und her schwebenden Aeste und Blätter der Bäume fielen dafür große Tropfen hörbar herab.

„Nun kommt es," rief Anna jauchzend — „das liebe ich!"

„Ich auch, aber der Vater —"

„Und Marianne!“ — Die eben genannten aber schritten eilig vor uns her, dann und wann einen trostlosen Blick zur Seite werfend; wir beide folgten ihnen kurz auf dem Fuße, aber voll unausgesprochener innerer Freude.

Da kam der zweite Windstoß herangebraust und mit ihm als Vorspiel des ernsten Gewitters ein kleiner Blitz mit murmelndem Donner.

„Ha! Das war köstlich, Walther, nicht wahr?“ flüsterte das Mädchen an meiner Seite, während sie rasch ein Tuch um den Kopf wand, den Hut in die linke Hand nahm und mit der andern ihr Kleid faßte, die Augen aber seitwärts und fragend auf mich gerichtet hielt.

„Köstlich!“ wollte ich antworten, aber ich kam nicht dazu, das Wort wurde mir im Munde zerdrückt. Ein wirbelnder Windstoß packte uns von vorn, riß meiner Begleiterin den Hut aus der Hand und trug ihn weit ab hinter uns in die tanzenden Gebüsche. Schnell wie der sausende Sturm war ich hinter ihm her, aber ich mußte mich tummeln, um ihn zu erreichen, und das gelang mir nicht eher, als bis die Dornen der Hecken, die ich durchdrang, mein Gesicht zerkratzt hatten und einige Tropfen Blutes mir von der Stirne rieselten. Triumphirend brachte ich den

Hut der Eigenthümerin zurück, diese aber erschrack, als sie mich sah, und vergaß darüber ihren Dank.

„Du blutest," rief sie — „Walther, hast Du Dir wehe gethan?"

„Nicht im Geringsten — nur vorwärts! die Andern sind weit voraus."

„Gieb mir den Hut — er hindert Dich —"

„Dich würde er noch mehr hindern — ich will ihn mit dem andern in der Linken tragen — sieh, ich habe die Rechte noch frei." Und ohne zu säumen, griff ich ihr unter den Arm und drängte sie, um ihr den Gang gegen den Wind zu erleichtern, kräftig nach vorwärts. Aber da brach das Unwetter mit unsäglicher Allgewalt los. Der Regen goß in Strömen auf uns herab und schlug uns mit fühlbarem Falle laut ins Gesicht; unsere Kleider waren im Nu durchnäßt. Ich fing an, mich um das Mädchen an meiner Seite zu ängstigen. Sie aber lächelte mich noch immer heiter an, da sie nicht sprechen konnte, denn so leicht war ihr muthiger Sinn nicht zu beugen. Endlich aber mußte sie stillstehen, um Athem zu schöpfen, und um eine augenblickliche Erleichterung zu gewinnen, drehte sie sich herum.

„Warte einen Augenblick," sprach sie leise — „nur einen Athemzug — so — wo ist der Vater?"

„Weit voraus — ich sehe ihn nicht mehr — der verrätherische Hut hat uns aufgehalten —“

„So laß uns ihm folgen!“ — Und wieder eilten wir vorwärts, hastig durch Büsche und Fußsteige dringend. Anfangs hatten wir uns die Hände gereicht, um uns gegenseitig zu unterstützen; bei immer heftiger blasendem Gegenwinde aber bemerkte ich, daß der Athem des Mädchens immer kürzer wurde und ich schlang meinen Arm um ihren Leib, um sie auf diese Weise langsam mit mir vorwärts zu ziehen.

Da zischte und krachte es über unserem Haupte und ein bläulich funkelnder Blitzstrahl fuhr dicht neben uns in die Erde. Erschrocken standen wir still und blickten uns an.

„Gott ist uns nahe!“ rief Anna. „Er schütze uns!“

„Er ist uns immer nahe, Anna — komm weiter — das Gewitter zieht rasch vorüber —“

„Ich kann nicht mehr“ — rief sie plötzlich, stand still und bückte sich zu ihrem rechten Fuße nieder. Der sonst so weiße, jetzt aber vom Wasser und schlüpfrigen Erdreich befleckte Strumpf war mit Blut benetzt. „Anna!“ rief ich, von heftigster Angst bewegt, „Du blutest —“

„Nun, was ist es denn weiter? Auch Du hast

ja schon heute geblutet — ein Dorn ist mir in den Fuß gedrungen.“ Augenblicklich stürzte ich ihr zu Füßen nieder und hatte den langen noch sichtbaren Stachel herausgezogen.

„Hier ist er, Anna, sieh den Bösewicht! Der hat Dich verletzt.“

„Es ist gut — ich danke Dir — aber komm weiter.“

Und wieder strebten wir vorwärts, aber immer langsamer wurde unser ermattender Schritt. Die Verwundete fing an zu hinken; endlich, nachdem sie alle Kräfte aufgeboten, Schmerz und Ermüdung zu überwinden, sagte sie leise: „ich kann nicht mehr gehen — lauf Du allein den Anderen nach — ich komme später langsam hinterher.“

„Was denkst Du von mir? Ich soll Dich verlassen? Verläßt der Donner den Blitz, der Sturm die Wolke? Und wenn mich jener feurige Strahl an Deiner Seite zerschmetterte — uns soll er nicht trennen!“ Sie drückte mir die Hand und sah mir dankbar ins Gesicht. Ich schlug meinen Arm fester um sie und drängte sie halb tragend Schritt vor Schritt vorwärts. Wir waren durchnäßt von Kopf bis zu Fuß — wir sahen es nicht — die Nässe, die so rasch einer übermäßigen Hitze gefolgt war, erkältete unsere

Glieder — wir merkten es nicht, denn sie erreichte noch lange nicht unser Herz, das muthig und warm in unserm Busen klopfte. Aber Anna's Körper wurde mir immer schwerer und schwerer, sie lag fast ganz in meinen Armen, an meiner Brust — endlich konnte ich selbst nicht weiter — da hörte der Regen auf — mich erfüllte ein unerklärbares Verlangen vorwärts zu dringen und — ich weiß nicht, wie mir geschah — Anna's Gesicht wurde bleich wie der Tod — ich glaubte, sie stürbe mir in den Armen und — woher mir die Kraft kam, ich begriff es nicht, — aber ich hob sie wie ein Kind auf meine Arme und lief, was meine Füße laufen konnten, den wohlbekannten Pfad immer bergauf und bergab, dem allmälig näher rückenden Dorfe zu. Plötzlich wurden meine Tritte unsicher, kürzer — schon keuchte ich schwer — ein dunkeler Nebel legte sich vor meine flimmernden Augen — mit einem Male war es mir, als wenn sich meine Glieder vom Leibe löften — ich sank in die Knie, die theuere Last immer noch in den Armen haltend.

Was mir damals geschah, davon habe ich keine rechte Erinnerung, aber ich glaube, die Ueberreizung meiner jungen Kräfte hatte meine Muskeln erschlafft und die übermäßig angestrengten Nerven versagten ihren Dienst. So wurde ich niedergeworfen. Als

ich nach einiger Zeit die Augen aufschlug — siehe, da lag ich mit meinem Gesicht über einem andern Gesicht — ein lieblicher Athem hauchte über meine Wangen — zwei dunkelblaue, sternengleiche, liebevoll schimmernde Augen spiegelten sich in den meinen und drückten ihr holdes Bild tief, tief in die aufjauchzende Seele hinein.

„Was war das, Anna?“ fragte ich leise erbebend.

„Ich weiß es nicht — jetzt ist mir wieder leicht — hast Du mich getragen?“

„Ich glaube es“ —

„So danke ich Dir innig — wo sind die Andern?“

„Ich sehe sie nicht — kannst Du wieder gehen?“

„Ich will es versuchen —!“ Und sie erhob sich langsam auf die Füße, schüttelte das rinnende Wasser aus Haaren und Gewändern und gab mir die Hand, die ich mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühl ergriff. Langsam schritten wir vorwärts — wir sprachen nicht mehr — der Regen hatte nachgelassen — endlich erreichten wir das Dorf, das Haus, wo ein Jeder in sein Zimmer ging, um sich trocken zu kleiden, womit der Pfarrer und Marianne schon beschäftigt waren. Mir war kaum so viel Athem geblieben, dem ersteren

zu berichten, was uns begegnet war, als mir das Seltsamste an diesem seltsamen Tage geschah. Denn noch mit meiner Entkleidung beschäftigt, sanken mir abermals die Hände nieder, mir entschwand das Bewußtsein und ich fiel mitten im Zimmer zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bette. Der Pfarrer stand angstvoll vor mir, die umgekleidete Marianne bleichen Angesichts daneben, nur Anna kniete dicht an meiner Seite und hatte eine meiner Hände gefaßt.

„Wie ist Dir, Walther, mein Sohn?" fragte der Vater.

„Das Athmen wird mir so schwer — sieh!"

Ich sehe noch im Geiste die besorgte Miene der damals um mich Stehenden, das kummervolle Gesicht des Pfarrers, die unaussprechlich beredten Blicke der starr mich betrachtenden Anna — dann aber sah ich nichts mehr."

Mitten in der Nacht erwachte ich. Man hatte einen Arzt herbeigeholt und dieser hatte mir zur Ader gelassen. Er erklärte, ich hätte eine Lungenentzündung. Was ich zunächst erblickte, war Anna, die immer noch neben mir kniete. Ich wollte sprechen, ihr danken, aber ich vermochte es nicht; alle Kraft war von mir gewichen. Meine Augen fühlten das

Bedürfniß, sich zu schließen, aber immer wieder zwang ich sie auf, um den strahlenden, sich in mein Innerstes bohrenden Augen eines Wesens zu begegnen, welches ich an diesem Tage zum ersten Male mit einem wunderbaren Gefühle, für das ich noch keinen Namen wußte, in meinen Armen gehalten hatte.

Acht Tage vergingen und ich lag noch im Pfarrhause auf dem Krankenlager. Meine Pflegemutter und mein Vormund, der gute Professor, kamen in einem Wagen herausgefahren und besuchten und trösteten mich. Ach, ich bedurfte ihrer Tröstung nicht, mein irdisches Wesen schwelgte in himmlischen, phantastischen Träumen, die mir wie lichtstrahlende Engel um die aufgeregten Sinne tanzten und schwirrten. Und noch zwei Wochen blieb ich im Dorfe. Dann erst war ich genesen. Von der liebevollen Pflege, die mir widerfuhr, von aller der Aufopferung, die mir Vater und Töchter angedeihen ließen, sage ich nichts, das versteht sich von selber. Als ich aber an einem lieblich warmen Julitage, vom Pfarrer allein begleitet, langsam nach Hause ging, war mir zu Muthe, als ob ich den besten Theil meines Selbst in seinem Hause zurückgelassen hätte. Den Kranz aber, den ich

an jenem bedeutungsvollen Tage aus Anna's Händen empfangen, habe ich nie wieder von mir gelassen. Da, da hängt er vertrocknet und verblichen an der Wand, und kein Tag vergeht, wo ich ihn nicht herunternehme, betrachte und küsse und dabei der unschuldigen Stunde gedenke, wo er für mich geflochten und auf mein Haupt gedrückt wurde.

In Wahrheit, Kränze und Blumen, in der Jugend gepflückt und gewunden, verdorren und erbleichen, die Erinnerung an die seligen Stunden aber, wo wir sie dem Busen der Natur entrissen und an den unsrigen drückten, verdorren und erbleichen niemals. Wir arme und wir glückliche Menschen! —

X.

Trennung und Wiedersehen.

So glücklich und segensreich aber auch die unvergeßlichen Jugendjahre waren, die ich während der Schulzeit in der schönen Havelstadt verlebte, so mußten sie doch einmal ein Ende nehmen, wie alles Glück und Wohlergehen auf der Welt ein Ende nimmt. Die wichtige Periode im Dasein des Jünglings, in welcher er den bedeutungsvollen Schritt aus der kleinen in die große Schule des Lebens thut, sollte bei mir nicht ohne tief eingreifende geistige Erschütterungen vorübergehen und schon allein dadurch den verhängnißvollen Abschnitt meiner Laufbahn bezeichnen, dem ich entgegeneilte.

Schon der letzte Besuch bei meinem Vormunde, dem Professor Faber, stimmte mich ernst und feierlich. „Mein lieber Walther," schloß er seine lange und

wohlmeinende Rede, „es thut mir sehr leid, daß Du von uns scheiden mußt; da Du aber nicht immer bleiben kannst und der bevorstehende Fortschritt in Deinem Leben zu dessen glücklicher Zukunft nothwendig ist, so müssen wir beide schon die Schmerzen der Trennung überwinden, ja wir dürfen sie nicht einmal beklagen. Gott, der Allmächtige, der Dir einen gesunden und rüstigen Körper, eine reine unschuldige Seele und, ich darf es Dir ja wohl sagen, ohne Dich hochmüthig zu machen, auch einen schöpferischen Geist und Talent gegeben hat, möge Dir fernerhin auch innere Beruhigung, Stetigkeit im Streben und, was allem menschlichen Vollbringen die Krone aufsetzt, einen heilsamen Erfolg dieses Strebens zuertheilen. Der Grund zu allem diesem ist glücklich und sicher gelegt — von heute an aber baust Du Dir Dein künftiges Lebensgebäude von diesem Grunde auf weiter empor — sei also thätig, wie Du vorsichtig bist, denke, rede und handle mit Gott — auf den Du alle Deine Hoffnung setzen mußt. — Nun kommen wir zu Deinen Vermögensverhältnissen. Hier lege ich Dir Rechnung ab — schau in diese Bücher und beurtheile, ob Dir Recht geschehen."

Ich that, was er verlangte, obschon ich seinem Wort allein vertraute; die Rechnung war leicht zu

übersehen, es war wenig zu meinem Besitze hinzu, desto mehr aber davon gekommen. So fand ich die Summe richtig, Facit und Probe stimmten.

„Es bleiben Dir also," so schloß mein Vormund, „von Allem, was Deine Eltern hinterließen, im Ganzen zwölfhundert Thaler übrig — Du siehst, Dein edler Vater hatte richtig gerechnet. Davon sollst Du jährlich dreihundert erhalten; drei Jahre studirst Du; im vierten, wenn Du Kandidat geworden, hast Du noch dieselbe Summe, aber während dieses Jahres mußt Du eifrig bemüht sein, eine Stellung zu finden, die Dir Unterhalt gewährt, sobald Dein Vermögen aufgezehrt ist. Auf diese sichere Stellung sei in jeder Stunde fernerhin bedacht, und bietet sich eine günstige Gelegenheit, ob früher, ob später, so halte sie fest, denn sie liebt es nicht, zweimal an dieselbe Thür zu pochen. Viele Menschen gehen zu Grunde, weil sie ihre Zeit verkennen und ewig vergebens auf eine bessere warten. Das ist, außer den redlichsten Wünschen, die ich für Dich im Herzen trage, Alles, was ich Dir sagen kann."

Mit den aufrichtigsten Dankesworten für so viele, Jahre hindurch getragene Liebe und Mühe schied ich von ihm. Meine übrigen Freunde und Genossen, der Schule und der Aoedia, die ebenfalls die Universität

bezogen, waren schon abgereist; Halle und Bonn hatten die meisten aufgenommen, ich war der einzige, der nach Berlin ging. Nun blieb also nur noch der Abschied von Glindow übrig und zu dem entschloß ich mich mit traurig verödetem Herzen. Es war in der That das erste Mal, daß ich mich nicht freudig auf den Weg nach dem lieben Dorfe begab. Langsam, Schritt vor Schritt, verfolgte ich die wohlbekannten Pfade in tiefen Gedanken, und immer schwerer fiel mir der bevorstehende Abschied aufs Herz, immer düsterer und drohender stiegen die Wolken der Zukunft in meinem ahnenden Geiste auf. O! die traulichen Lichtblicke der lauen Märzsonne wärmten diesmal meinen Scheitel nicht, das hoffnungsvoll knospende Grün der erwachten Bäume lächelte mein Auge nicht an, und selbst das liebliche Murmeln des befreundeten Wassers berauschte mein verwöhntes Ohr nicht mehr mit seiner melodischen Sprache. Wo sonst der blaue Himmel im Spiegel des Flusses sich und mich so freundlich beschaut, da wälzte sich heute träge und schwer nur eine auf und niederwogende formlose Masse — mit einem Wort, es war für mich kein Geist, kein Leben, keine Sprache mehr in der todten Natur.

Von solchen trüben Eindrücken beklommen, trat

ich mit zagendem Fuße ins Pfarrhaus. Man wußte, daß ich des Abschieds wegen kam und darum begrüßten mich alle weniger freudig und laut als sonst. Wie ein geheimnißvoll pressender Alp lag ein dumpfer Druck auf dem ganzen Hause, wenigstens schien das meiner umdüsterten Phantasie so. Der Pfarrer schloß sich mit mir lange in sein Zimmer ein und sprach wohlmeinende, sanfte Worte zu meinem in Wehmuth getauchten Herzen. Beinahe hätte er mich getröstet, denn er sprach nur von der Freude des Wiedersehens, nicht von dem Schmerze der Trennung. Als er mich aber in seine Arme schloß, den Segen Gottes auf mein Haupt herabbeschwor und mit seiner weichen Hand meine niedergebeugte Stirn berührte, da erfaßte mich ein wildes, sturmartiges Gefühl, es war, als wenn eine Windsbraut meine inneren Blüthen brach und knickte, und ich fing laut zu schluchzen an, indem ich ihn meinen Vater, meinen Wohlthäter, meinen einzigen Freund auf Erden nannte. Als ich meine Thränen getrocknet hatte und aufschaute, sah ich, daß er das Zimmer verlassen, und an seine Stelle zwei leise weinende Jungfrauen getreten waren, die mir so nahe standen, wie Schwestern, die ich so innig liebte, wie ich nur einen Menschen auf Erden lieben konnte. Was Alles wir in dem folgenden stundenlangen Ge-

spräche verhandelten, weiß ich nicht genau, denn meine Seele hatte keine Empfänglichkeit mehr für die Gegenwart, sie schwelgte nur in der verlorenen Vergangenheit und bemühte sich, den Schleier der ungewissen Zukunft zu lüften. Nur soviel weiß ich, daß ich das, was ich sprechen wollte, nicht sprechen konnte, und daß das, was ich sprach, nicht den tausendsten Theil dessen enthielt, was mir in schweigendem Schmerze die Seele überflutete.

Endlich war der Augenblick der Trennung gekommen. Ich hatte den Wunsch ausgesprochen, man möge mich allein den Weg nach Redlitz zurückwandern lassen, um mir die Pein des Abschieds nicht durch viele Worte zu verlängern. Man willfahrte mir und hatte zurückzubleiben versprochen. Ich stand vor den beiden Mädchen und schaute sie wehmüthig an, als wollte ich ihre lieblichen Züge tief in meine Seele prägen. Immer noch wollte ich Verschiedenes sagen und konnte keine Worte finden.

„Kinder!" rief ich plötzlich. „Erlaßt mir das Uebrige; Ihr seht, ich kann nicht mehr sagen und leiden. Was für Euch in meinem Herzen liegt, wißt Ihr — das Herz ist nicht das beredteste, was Alles der Lippe anvertrauen kann. Lebet wohl und behaltet mich lieb."

„Das wollen wir redlich," erwiderte Marianne, leise weinend und mir die Hände drückend, während Anna stumm blieb und mehr noch als ich die Sprache verloren zu haben schien. Starr blickte sie mir ins Auge, aber fest legte sie ihre Hand in meine Hand, als ich ihr Lebewohl sagte. Doch da zuckte es um ihre Lippen und ihre großen Augensterne öffneten sich weit, ohne eine einzige Thräne mehr zu vergießen; ich sah, sie wollte etwas sagen, es schien aber nicht den weiten Weg vom Herzen zu der Lippe finden zu können. Endlich hauchte sie es heraus — aber leise nur bebte es an mein Ohr, so daß ich es mehr errieth, als verstand:

„Walther! Geh mit Gott — und mit Gott kehre wieder!"

„Ja," rief ich, „ich komme wieder — mit Gott — zu Dir! Und nun laßt mich los!"

„Wir halten Dich nicht," sagte da Anna tonlos. „Du magst gehen —"

„Aber ich kann noch nicht fort!" schrie ich angstvoll heraus und ergriff noch einmal ihre zitternde Hand. Und siehe, da fand sie ein Mittel, meine Bande zu lösen. Ihre Augen senkten sich, langsam aber fest, in die meinen; tief, tief blickten sie in meine Seele hinein und ich glaube, die meinige ant-

wortete ihr. Der Gedanke, den sie mit diesem unbeschreiblichen Blicke wie mit magnetischer Gewalt in meinen Busen geschleudert, gab mir Fassung, Kraft und Männlichkeit wieder und — im nächsten Augenblick war ich auf dem Vorsaal und die Thür lag zwischen ihr und mir.

Da fiel es mir kalt aufs Herz — mir stand noch ein letzter schwerer Auftritt bevor. Ich mußte mich der Pfarrerin empfehlen. Sie war zu Hause, ich hatte noch so eben ihre gellende Stimme durch das Haus schallen gehört. Rasch also hob ich die Hand und dumpf klang der Ton meines klopfenden Fingers zurück.

„Herein!“ rief sie mit ihrer gewöhnlich eisigen, klanglosen Stimme, die Gott ihrem Herzen gleich gebildet zu haben schien. Ohne Zweifel wußte oder vermuthete sie, daß ich zu ihr kam. Ich stand vor ihr, zum ersten Mal in dem noch nie betretenen Gemache, und verbeugte mich.

„Madame,“ sagte ich, „ich gehe von diesem Hause in die Welt —“

„Da thun Sie recht, mein Herr!“

„Ich bin Ihnen vielleicht oft ein Störenfried gewesen, aber ich habe Ihnen ohne bösen Willen im Wege gestanden —“

„Was wir gewesen sind und gethan haben, ist vorüber — was wollen Sie ferner thun?“

„Ihnen — Ihnen — danken —“

„Wofür?“

„Daß Sie mich geduldet haben.“

„Sparen Sie sich die Mühe — leben Sie wohl und — und — ich wünsche Ihnen alles Gute, was Sie — erreichen können.“

Und mir mit erhobenem Kopfe und listig funkelnden Augen den Rücken kehrend, schritt sie langsam und majestätisch ins Nebenzimmer.

Was Sie erreichen können! Welcher Stolz, welcher Hohn, welche Herablassung lag in diesem stark betonten Worte. „Ja,“ sagte ich zu mir, als ich raschen Schrittes durch das Dorf ging, „was ich erreichen kann. Das soll heißen, was so ein armes Ding von Mensch, so eine bürgerliche, namenlose Kreatur, wie ich in dieser verglas'ten, verpanzerten, vermummten Welt bin, erreichen kann — nicht wahr? O Du willst mich bei meinem ersten Schritte in diese Welt erdrücken und niederbeugen, mit Deinem Spott mein warmes Herz erkälten und mit Deinen Schlingen meinen arglosen Fuß verwirren — nein! Du gnädigste Frau, Deine Gnade, Deine Huld, Deinen Beifall wollte ich freilich nicht erringen — wir wollen sehen,

ob ich ihrer bedarf, ob ich überhaupt so unglücklich bin — Deiner zu bedürfen!“ —

Und, durch solche meinen Geist wieder erhebende Gedanken von den schwermüthigen Gefühlen meines Herzens abgeleitet, kam ich nach Hause, um — ach! noch einen Unglücksfall zu erleben und einen neuen Schmerz in die fremde Welt als Zehrgeld in die zu beginnende Laufbahn mit hinüber zu nehmen, denn — noch an demselben Abende erlag meine gute Pflegemutter, die lange schwer gekränkelt, ohne daß ich ihre so schnelle Auflösung geahnet hatte, ihren Leiden. So vereinigte sich Alles, mir die Kluft, die meine Vergangenheit und Zukunft trennen sollte, noch größer zu machen und den vollendeten Lebensabschnitt als ein verlorenes köstliches Gut betrachten zu lassen, womit man sich in der Erinnerung wohl liebevoll beschäftigen, welches man aber nie wieder ins Dasein zurückrufen kann.

So war ich also Student der Gottesgelahrtheit geworden, und mit warmem Eifer gab ich mich meinem neuen Berufe hin, von dem ich hoffte, daß er einst das Glück meines Lebens begründen und mir

den Frieden im Himmel und auf Erden, wonach ich trachtete, erobern sollte. Der zwiefache Schmerz, der in den ersten Tagen des ungewohnten Alleinseins mein Inneres durchwühlte, linderte sich mit der fortschreitenden Zeit, und die neuen tausendfältigen Anregungen eines in allen Einzelnheiten sonst geregelten Lebens hielten den Geist frisch und belebten den gesunkenen Muth des von allen Lieben und früheren Gewohnheiten abgesonderten Jünglings. Aber die wenigen Kollegien, die mein Studium mich vor der Hand zu besuchen zwang und die sich mir auf die Einleitungen und Vorbereitungen in das höhere Gebiet der Theologie bezogen, füllten meine ganze Zeit nicht zur Hälfte aus und entsprachen den Anforderungen meiner jugendlichen Thatkraft bei Weitem nicht. Lieber wollte ich meinen Leib an Entbehrungen gewöhnen, als meinem Geiste die ihm nöthige und eifrig begehrte Speise versagen. Daher besuchte ich sehr bald Vorlesungen, die, streng genommen, meinem eigentlichen Studium nicht entsprachen, meine Liebhaberei für die schönen Wissenschaften und die Literatur aber, und meinen unsäglichen Durst nach allgemeinerer Kenntniß vollkommen befriedigten. Glücklicherweise waren die Lehrstühle in diesen Fächern mit würdigen Lehrern besetzt und bald lebte und webte ich

in einer Fülle niegeahnter Weisheit und menschlicher Schulgelehrsamkeit. Das aber regte natürlich meinen Produktionseifer von Neuem an und bald kam der Tag, wo ich meine früheren schriftstellerischen Arbeiten hervorholte und an neue zu denken begann. Da schmeckte ich denn zum ersten Mal in genügender Weise die unnennbare Wonne des geistigen Schaffens, es eröffneten sich mir tausend neue Quellen höherer menschlicher Befriedigung. Ich schwelgte in den Bildern meiner Phantasie und füllte mehr Papier mit meinen Gedanken an, als man von einem Menschen in meinem damaligen Alter vorauszusetzen pflegt.

Da trat aber eine neue und unerwartete Störung in dieses paradiesische Leben. Einige Studiengenossen, die ich bald in Hörsäälen und auf dem Fechtboden kennen gelernt, brachten mich auf den Einfall, meine Militairpflicht schon jetzt abzuleisten, um später des herberen Einflusses dieses Herrendienstes auf meine entwickelteren Studien überhoben zu sein. Die Antwort einer Anfrage, die ich deshalb an meinen Vormund richtete, lautete im Ganzen, daß ein Mensch, der eine nothwendige Pflicht zu erfüllen habe, wohl thue, diese sobald wie möglich zu erfüllen. Das gab dem einmal angeregten Wunsche den Ausschlag. In wenigen Tagen war ich ärztlich un=

tersucht, tauglich befunden und trug zu meinem eigenen Erstaunen den bunten Rock des Königs. Aber meine geringen Mittel wurden dadurch unerwartet scharf angegriffen und machten mir die größte Enthaltsamkeit in meinen Genüssen zur Pflicht. Auch meine Studien und häuslichen Arbeiten wurden häufig dadurch unterbrochen, ich holte aber alles Versäumte durch nächtlichen Fleiß redlich wieder nach. Was ich aber nicht vorherbedacht, daß mich die übernommene Dienstleistung auch von meinen so schön ausgemalten Ferienreisen nach Glindow abhalten würde, sah ich erst ein, als es zu spät war, und nun blieb mir nichts Anderes übrig, als mein sehnsuchtsvolles Herz durch Gründe der Vernunft zu beschwichtigen. An die Stelle des mündlichen Austausches mit den geliebten Verlassenen im Pfarrhause aber trat der längst vorher besprochene schriftliche ein. Der Pfarrer billigte alle meine Pläne und ihre sofortige Ausführung und vertröstete mich mit der flüchtigen Zeit, die achtlos durch Jahre rausche und das vorgesteckte Ziel noch früh genug erreichen lasse. Das tröstete mich schon etwas; und wenn ich noch herzlicheren Zuspruchs bedurfte, so floß mir auch dieser reichlich aus den liebevollen Zeilen entgegen, die ich von dem aufblühenden Schwesterpaar erhielt.

„Glaube nicht," schrieb Anna eines Tages, „daß Du allein thätig und fleißig bist und Deine Tage mit ernsten Studien ausfüllst; auch wir vertreiben uns die lange Zeit durch ernstere Dinge, als Du in unseren kindlichen Tagen uns gemeinschaftlich vollbringen sahst. Der Vater hat nicht genug Bücher und besitzt nicht genug Kenntnisse, unsere begehrenden Wünsche nach Neuem und Bedeutendem zu erfüllen, und keine Woche verstreicht, wo nicht von der Stadt aus die gedruckten Belehrungen einlaufen, nach denen wir ein so heißes Verlangen tragen. Jetzt erst begreife ich, was Du mir so oft gesagt, daß der Mensch am glücklichsten und ruhigsten sei, wenn er unausgesetzt an seiner Vollendung arbeite. Und das thun wir, das thue namentlich ich, da ich nicht wissen kann, was die meinen Augen verborgene Zukunft von mir verlangt. In unserem Hause selbst herrscht das gewohnte Leben und Treiben, nichts hat sich darin verändert, ich brauche Dir also auch nichts davon zu sagen; was mich aber bisweilen ruhelos ins Weite zieht und treibt, das ist die Leere und Einsamkeit der Stunden des Tages, die wir früher in vertraulichem Umgange gemeinschaftlich zuzubringen pflegten. Seitdem Du fort bist, will die alte Vereinigung nicht so recht mehr zu Stande kommen, es fehlt uns ein

Mittelpunkt, der das Ganze hebe und trage. Namentlich in den sonst so süßen Stunden der Abenddämmerung, wenn die Sonne sinkt, die Vögel zur Ruhe gehen und die Nebel der Ferne unsern Blick begränzen, kommt oft ein unbestimmtes Sehnen über mich, dessen ich selten Herr werden kann. Da schweife ich denn wie ehemals durch Berge und Wälder, und alle die heimlichen Plätze, die mir durch die Vergangenheit theuer und süß geworden sind, suche ich am liebsten und häufigsten auf. Ich grüße dann das Wasser von Dir, die Bäume und die Wolken, und trage ihnen Gedanken und Worte auf, die sie Dir vielleicht nicht alle wiedersagen. O mein Freund, wie ist doch das Leben so schön, wenn ein geistiges Band uns auf Erden mit Gleichgesinnten verknüpft, und wie traurig ist es, allein zu stehen unter Vielen, die uns nicht begreifen und empfinden können. Bisweilen ist Letzteres mein Loos, dann denke ich aber an Dich, der Du gewiß noch mehr an Aehnlichem leidest, und dann bin ich gleich wieder glücklich und zufrieden. Lebe wohl und laß das Jahr schneller eilen als gewöhnlich, damit ich nicht zu lange auf Deine Wiederkehr zu warten brauche. Nur noch um Eins bitte ich Dich. Ueberrasche uns nicht durch einen unverhofften Besuch, sondern melde ihn vorher an, denn

die Freude darauf ist mir ein hoher Genuß. Du wirst mir dann wohl gestatten, Dich schon von Weitem zu begrüßen und ich brauche nicht im öden Hause zu warten, bis Du über die Schwelle trittst. Es könnte eine Störung daheim obwalten, wie häufig, und wir ständen uns dann nicht wie alte Freunde, sondern wie Fremde gegenüber — fremd aber, und das erbitte ich mir vom Lenker unseres Schicksals, — magst Du mir niemals werden, denn einen Menschen auf Erden verlieren, den man einmal lieb gewonnen, scheint mir ein Theil des irdischen Todes zu sein. Lebe wohl und gedenke unserer, wie wir Deiner gedenken."

Dieser Brief gab mir neues Leben, einen frischeren Trieb, gesteigerte Spannkraft. Ich bat Gott, das Jahr schneller kreisen zu lassen, und Gott erhörte meine Bitte, denn es verschwand mir pfeilgeschwind unter allerlei Arbeiten und freudiger Erwartung, wie ein Schneeflöckchen unbemerkt unter dem Einfluß der Wärme zerschmilzt, und bald war ich ein Jahr lang Soldat gewesen und also frei geworden von einer Last, die, wie jede aufgedrungene, Leib und Seele drückte.

Es war im Mai, als in meinem zweiten Studienjahre das Pfingstfest herankam, und nun hatte ich keine Ruhe mehr in dem gefühllosen Treiben der großen Stadt. Die vier Meilen nach der kleineren Residenz waren in drei Stunden zu Wagen zurückgelegt, von wo ich mich, nach kurzer Begrüßung meines Vormunds, nach dem so lieben Neblitz begab. Der alte bekannte Fischer fuhr mich wie früher hinüber, aber weder rechts noch links blickten meine Augen, nur vorwärts waren sie auf einen Punkt gerichtet, wobei mir bald zaghaft, bald hoffnungsvoll das Herz schlug. Ich hatte nämlich, wie gewünscht worden war, den Tag meiner Reise und die Stunde meiner Ankunft voraus gemeldet, und daß man mir irgend wo entgegenkommen würde, glaubte ich bestimmt annehmen zu dürfen.

Es war in der sechsten Abendstunde, die Luft warm, der Himmel rein, und selbst auf dem Flusse wehte kein Wind. Bäume und Sträucher waren schon mit ihrem Frühlingsschmucke bedeckt und die vom treibenden Safte strotzende Natur hauchte jenen würzigen Duft aus, den wir nur im Lenze athmen, wenn wir die Auen und Wälder betreten. Mir wurde wohl und wehe ums Herz, als ich der Römerschanze immer näher kam und Niemanden sah, den ich so

eifrig herbeigewünscht hatte. Trotz des heiteren Lächelns der ruhig um mich quellenden Erde und des segnenden Himmels, fiel ein leichter kühler Schatten in mein frohlockendes Herz — schon wollte ich meinen Blick von der bewaldeten Anhöhe abwenden und das fremde Weite suchen — da fesselte ihn plötzlich eine lichte Erscheinung, gerade auf der grünen Höhe der Schanze. Aber welche Erscheinung war es, die ich gewahrte! Täuschte mich das bezaubernde Abendlicht oder waren meine Augen mit lichtvoller Wonne erfüllt? Da stand sie — ich erkannte sie — es war Anna, Anna allein, mich erwartend. Sie war zwischen die grünen Gebüsche getreten und trug ein weißes Gewand, um das sich oberhalb der Hüften ein rosafarbener Gürtel mit langen Enden schlang. Die schwarzen Locken fielen ihr wie früher über Nacken und Hals und küßten spielend und ringelnd ihre Schultern. In der einen Hand hielt sie den breiten Strohhut, in der andern einen Strauß leuchtender Waldblumen, beide aber hatte sie gegen mich wie zum Gruße erhoben. Wie geblendet stand ich aufrecht in dem schwankenden Kahne und hatte unwillkürlich meinen Hut abgenommen. Meine Athemzüge wurden lebhafter, in meinem Innern machte sich ein klopfender Schlag bemerklich, der lauter und lauter

durch meinen Busen zitterte. Da sprang ich aus dem Kahne und flog die Höhe hinauf — sechs Schritte vor der Erscheinung aber blieb ich unwillkürlich stehen — denn ich konnte nicht weiter — ich war wie gebannt von dem unerwarteten Anblick.

„Walther!" flüsterte ihre Stimme mehr, als sie sprach.

„Anna!" entgegnete ich eben so.

„Warum bleibst Du stehen — komm nur heran — ich bin es ja — kennst Du mich nicht?"

„Ich kenne Dich und kenne Dich nicht — Anna, wie siehst Du verändert aus —!".

„Du auch, mein Lieber — o wie sehr!" —

Und langsam herantretend war ich ihr endlich nahe, so daß unsere Hände in einander fallen konnten. So blieben wir stehen und schauten uns an, von Kopf bis zu Fuß. Und wieder fiel ein wunderbarer Blick, wie er damals beim Scheiden tief in mein Inneres sich senkte, in meine Augen. Als aber die meinigen den Blick wiedergegeben hatten und dieser verstanden worden war — da rief sie laut und sprang freudig empor: Ja, Du bist es, derselbe Walther, wie Du gegangen bist, ich sehe es, Du bist mit Gott wiedergekommen." Und Hand in Hand lassend, schritten wir auf dem Walle der

Schanze zwischen den Bäumen herum und besprachen, was uns zunächst auf der Seele lag.

Während dieses verschiedenartigen Gespräches aber konnte ich es mir nicht versagen, immer wieder und wieder das neben mir mehr schwebende als gehende Mädchen genauer zu betrachten. Sie war wirklich merkwürdig verändert, obwohl sie im Einzelnen noch meine alte Freundin war. Aber die Jahre waren gekommen, wo in der weiblichen Gestalt eben so, wie in dem weiblichen Herzen, eine, wie in keiner Erscheinung des Lebens sonst, fast wunderbare Veränderung vor sich geht. Ein Wunderwerk Gottes, o ja, ist die rasche geistige und leibliche Entwickelung des Kindes zur Jungfrau. Wer hätte das nicht schon oft beobachtet und empfunden — nur daß manches Mädchen sich noch auffallender, schneller, bedeutender entwickelt als ein anderes. Geht es mit ihr nicht beinahe wie mit dem angestaunten tropischen Gewächse, welches in einer zeugungsreichen Nacht Blatt, Blüthe und Frucht hervortreiben läßt, oder in wenigen Sommertagen aus dem unscheinbaren Keime sich zum Riesengebilde zeitigt? Wahrlich, zu begreifen ist eine solche zauberähnliche Wandelung nicht, sie ist nur zu bestaunen und zu bewundern.

Anna war bis zu ihrem vierzehnten Jahre etwas

klein geblieben, obwohl alle ihre Formen und Glieder stets das reinste Ebenmaaß verriethen; von da an aber hatte sie an Kraft, Größe und Fülle des Körpers beinahe täglich zugenommen. Die Umrisse ihrer vollkommen schönen Gestalt zeigten jene bezaubernden Wellenlinien, die das Auge des Mannes so unwiderstehlich und liebevoll an das Weib fesseln. Ihr elastischer Körper hatte sich weder zu stolz noch zu demüthig aufgerichtet und trug den ausdrucksvollen Kopf kühn den Wolken entgegen. Alle ihre Bewegungen, der Schritt des kleinen Fußes, die Führung der gerundeten Hand, hielten das richtige Maaß des Wohlgefallens und geschahen mit unbewußter und um so natürlicherer Anmuth. Aber dieser Kopf, dieses Gesicht — wie kann man den Ausdruck, den Zauber, den es auf den Beschauer übte, mit Worten beschreiben? Dicht, voll wie sonst, aber glänzender, in geglätteteren Schlangenlinien als in früherer Zeit, legten sich die üppigen Locken wie eine gern getragene Last auf die weichen Schultern, ein Gesicht umrahmend, wie es wohl selten im Leben gesehen worden ist. Es waren aber nicht die reinen, edlen, ich möchte sagen adlerartigen Züge aller einzelnen Theile desselben, was so wunderbar ansprach und anzog, es war vielmehr die harmonische Uebereinstimmung aller

zusammen genommen, die sich zu dem ganzen unbeschreiblichen Ausdruck vereinigten. Stirn, Nase, Wangen, Lippen und Kinn, namentlich wie sie in diesem Augenblick von der inneren Freude angehaucht und belebt waren, strahlten in ihren schönsten Farben und Verhältnissen, und wenn noch eins von ihnen eine hervorragende Stelle unter allen einnahm, so war es das seltsam gebildete, volle und runde Auge, das, edel und rein geschlitzt, einen Strahl in sich schloß, dessen Ursprung und Ziel vergebens hätte gemessen und errathen werden können. Blau war die Grundfarbe dieses köstlichen Organs, aber ein so tiefes und wandelbares Blau, daß bei jeder leidenschaftlichen Erregung, bei jedem stärker hervortretenden Gefühl, sich seine Farbe zu verdunkeln schien, bis sie zuletzt dem glänzenden Schmelze glich, der das südliche Auge auszeichnet und die Glut der Empfindung so unnachahmlich wie hinreißend macht.

Man verzeihe mir diese umständliche Beschreibung, aber ich konnte diesmal nicht an Anna vorübergehen, ohne wenigstens zu versuchen, den unvergeßlichen Eindruck zu schildern, den sie damals auf mich hervorbrachte. Und doch habe ich sie mit vorstehenden Worten nicht halb nach Verdienst gezeichnet. Denn höchstens der Pinsel des Malers, nicht aber das

Wort des Dichters ist im Stande, eine so vollkommene Schönheit darzustellen, wie die Anna's war, die noch dadurch ihren höchsten Glanz erreichte, daß sie selbst nicht zu wissen schien, wie schön sie war, zumal es im Pfarrhause nie Sitte gewesen, einem oder dem anderen Mädchen von seiner sich vollendenden Entwickelung nur die geringste Andeutung zu geben. —

„Hast Du mich nun genug bewundert?“ fragte Anna neckisch, als ich träumerisch, in ihren Anblick ganz versunken, auf dem grünen Walle der Schanze an ihrer Seite ging. „Du hörst ja gar nicht, was ich Dir sage.“

„Aber ich höre und sehe Dich — ist das nicht genug, theure Anna?“

„Wenn ich Dich nun auch so anstaunen und kein Wort sprechen wollte, würden wir dann nicht eher ein Paar wandelnder Bildsäulen, als lebens- und freudvolle Menschen vorstellen?“

„Dafür ist gesorgt, daß das nicht geschieht — Du würdest an mir wenig Erbauliches zu sehen bekommen —“

„Nun, daß ich Dir nicht verrathe, was ich sehe — auch ich habe Augen und kann sie weit öffnen — siehst Du so — aber Du bist etwas blaß geworden, Walther —“

„Ich habe etwas viel gearbeitet und manche Gemüthsbewegung gehabt — doch sage mir, wie kommt es, daß ich Dich allein hier so weit von der Wohnung des Vaters entfernt finde?“

„Wundert Dich auch das? Fällt Dir das erst heute zum ersten Male auf? Habe ich Dich nicht schon als Kind an jenem Wasser erwartet? Aber ich will Dir die Wahrheit sagen — Du schaust mich so ernst an — sieh, der Vater und Marianne wollten mich begleiten. Aber sie säumten so lange, daß ich ihnen endlich voran lief, um die verabredete Stunde nicht zu versäumen —“

„Und fürchtetest Du Dich denn nicht auf dem langen Wege in dem einsamen Walde?“

„Ich mich fürchten? Im Walde? Du bist ein Thor geworden; wenn ich als Kind nichts besorgte, was soll ich jetzt besorgen, da ich erwachsen bin? Doch still — ich höre Stimmen auf dem Wege dort — ja, sie sind's — es ist der Vater und unsere gute Marianne —“

Und im nächsten Augenblicke erhoben sich beider Gestalten über dem Rande des Walles und noch einige Augenblicke später — und ich lag in den Armen des mir so theuren Mannes.

XI.

Die Römerschanze.

Nur drei Tage blieb ich im Dorfe; ich fand außer dem Gemeldeten nichts, was ich zu erwähnen brauche, außer, daß auch Marianne sichtbar gewachsen und schön geworden war; aber sie schien körperlich etwas leidend zu sein, war blaß und hager geblieben und stand also an äußerem Liebreiz weit hinter ihrer älteren Gefährtin zurück. Auch der Pfarrer war auffallend gealtert; sein Haar glänzte schneeiger, die Falten seines Gesichts waren tiefer und sichtbarer geworden, seine Stirn sorgen- und kummervoller noch als sonst. Trotzdem aber zeigte er sich heiter, so lange ich bei ihm war, und wir verlebten drei glückliche Tage, nur zu glückliche, das sollte ich erst empfinden, als sie bereits wieder hinter mir lagen. Denn mit welchen Gefühlen trat ich in mein früheres

Verhältniß zurück? Welcher Sturm war es, der durch mein ganzes Gebein, durch Herz und Seele tobte? Was war es, wovor ich erzitterte und bangte, und was mich dennoch wie auf Flügeln des Windes bis in die goldenen Wolken eines unsichtbaren Himmels erhob?

Es war ein nie empfundener, geistiger Rausch, ich kann es nicht anders richtiger bezeichnen, der mein ganzes Wesen ergriffen; eine höhere Potenz des Lebens, wie sie noch nie in meinem Geiste gelodert und gekocht hatte. Und dennoch wechselte meine Stimmung, wie nie vorher, rasch und oft in ganz entgegengesetzter Richtung ab, so daß ich, wunderbar genug, bald im Himmel und bald in der Hölle zu sein die seltsame Empfindung hatte. Fühlte ich mich zum Beispiel in einem Augenblick stark, mächtig und geneigt zu allem Guten und Großen, so sank ich gleich nachher in die tiefste Muthlosigkeit, in eine Art wollüstiger Verzweiflung zurück, so daß ich oft an mir selber irre wurde und nicht wußte, wie diese geistige Erhebung heute zu begränzen und diese Erniedrigung morgen zu ertragen sei, um durch die eine nicht hochmüthig, durch die andere nicht ganz in den Staub gedrückt zu werden.

Lange ging ich mit mir zu Rathe, welche ge-

heime, unerklärliche Gewalt mich so durch und durch erschütterte; anfangs glaubte ich, ich wäre krank oder mich bedrohte wenigstens ein langsam heranziehendes leibliches Uebel. Allmälig aber fand ich, daß ich nie gesunder gewesen war, als jetzt, daß alle meine körperlichen Fähigkeiten sogar geschmeidiger, rascher ihr Werk vollendeten — und was mir sodann zunächst auffiel, war, daß meine geistige Thätigkeit nie einen so lebhaften, ja hinreißenden Schwung genommen hatte. Nachts, wenn ich mit meiner jungen Muse allein eingeschlossen war, das Papier vor mir, die Feder in meiner Hand lag, goß sich mein Gefühl wie ein immerwährender, unauszuschöpfender Quell aus meinen Adern in Gedanken und Bildern aus — Reime gestalteten sich auf Reime und niemals wurde der innerlich brausende Born erschöpft. War ich endlich oder glaubte ich mich ermüdet und legte mich nieder, so sank kein Schlaf auf meine Lider herab; wider Willen mußte ich denken, schaffen und schreiben, und oftmals sprang ich zwei, dreimal vom Lager auf, um wieder von Neuem anzufangen. Das war denn eine Wonne, die nur der begreifen kann, der Aehnliches empfunden und durchlebt hat, und ich glaube, diese Wonne der Selbstschöpfung ist, wie sie die reinste, keuscheste, unschuldigste ist, auch die höchste auf Erden.

Aber was war das, woher kam das? War es nur eine Begeisterung, die mir meine Studien einflößten oder die mir das großstädtische Leben mit seinen zahllosen Wundern eingab? Ach nein! Das Alles ließ mich kalt, gleichgültig, unberührt. Es war also etwas Anderes. Ha! Plötzlich fiel mir, ich weiß nicht wie, Adolf, der Barde, an jenem Abende ein, wie er uns das belebende Agens in der menschlichen Brust schilderte und — ich zuckte still, wie von einem jähen Blitze zerschmettert, zusammen. Aufgeschlossen lagen mit einem Male vor meinen nach Innen gewandten Augen die stillen Räume meines Herzens — ich sah Blutwelle um Blutwelle kreisen und in jedem Tropfen dieses warmen Lebensstromes spiegelte sich ein Wort, ein Name, ein Bild ab.

„Anna!“ rief ich und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus — „Anna! Du belebst mich, wie das Feuer des Prometheus die starre, kalte Erde einst belebte — Dir, Dir allein galten meine Gesänge und meine Gedanken, meine Schmerzen und meine Freuden. O! —“ Und als ich erst zu dieser Erkenntniß gelangt war, kam eine stille beseligende Ruhe über mich, ich glaubte mich neu geboren und ein Kind des süßesten Glücks, des heitersten Friedens zu sein.

Aber auch diese glückliche Ruhe dauerte nicht lange — sie wandelte sich schnell in bebende Unruhe um. Mein Verstand trat an die Seite des Herzens und sprach: „Herz, was willst, was beginnst Du? Darfst Du, kannst Du jetzt schon daran denken, ein Weib zu lieben und ein so göttliches Weib?" Und da erwiderte der kalte, ruhige Verstand: „Nein, Walther, es ist zu früh, zu gewagt, zu tollkühn; Du bist noch nicht Mann genug, dies Wunderwerk Gottes ganz zu begreifen und zu würdigen — strebe erst weiter ins Leben hinein, erreiche und erraffe ein Ziel, welches erhaben genug ist, diese Krone der Menschen zu verdienen — dann erst gieb Dich Deinen Gefühlen hin, dann erst ringe um ihren Beifall, ihre Liebe — aber so lange Du noch ein Jüngling bist, auf der Anfangsstufe des ernsten Lebens stehst, ziemt es Dir nicht, ein Glücklicher sein und ein harmloses Weib an Dein dunkeles Geschick fesseln zu wollen."

Das war Alles, was ich mir sagte und — ich befolgte es genau. Wie viele Kämpfe mir diese Selbstüberwindung kostete — ach, ich kann es mit todten Worten nicht beschreiben. Aber ich blieb standhaft. Vergebens waren alle klügelnden Ueberlegungen, alle sophistischen Vorspiegelungen des Herzens — „Du darfst nicht!" hatte die Stimme in

meinem Innern gesprochen, und dieser Stimme gehorchte ich.

Und so kehrte ich mit halbgebrochenem Herzen, aber mit geläutertem Geiste an meine Arbeit, meine Studien zurück, und diese selbst erhoben mich wieder allmälig, denn als ich aus dem dogmatischen in den praktischen Theil derselben übergegangen war, begann ich einzusehen, welche ungeheure Gewalt in die Hände des Priesters gelegt ist und wie entsetzlich unwürdig er ist, wenn er diese Gewalt mißbraucht oder überschätzt; wie segensreich dagegen sein Wirken sein kann, wenn er sich allein als den Boten Gottes, den Friedenbringer, Lehrer und Rather erkennen läßt. So waren Monate und endlich Jahre vergangen und ich hatte die Durchgangsstufe der Universität hinter mir — die erste Prüfung war bestanden, ich war Kandidat geworden.

„Warum kommst Du nicht?“ schrieb wiederholt der Pfarrer, der nicht begreifen konnte, warum ich so lange fern von seiner Schwelle blieb. — „Ich kann mich von meinen Studien nicht losreißen,“ lautete meine Antwort, „ich muß bei ihnen ausharren bis zum Ende.“ — „Warum kommst Du nicht?“ schrieb Marianne. „Wir sind alle traurig, daß Du uns vergessen hast.“ — „Ich vergesse Euch nicht,“

schrieb ich wieder, „denn ich vergesse Niemand, Euch aber am allerwenigsten, Ihr Vielgeliebten!“ — „Du kommst nicht,“ schrieb endlich Anna, „und ich erkenne, ich fühle, daß Du nicht kommen willst. Du könntest wohl — aber Du willst nicht, Du möchtest vielleicht auch, aber Du willst nicht. Gut, ich füge mich in Deinen Willen, aber benimm mir die Angst, die Sorge, die ich Deinetwegen jeden Abend zu Gott, dem Allmächtigen, emporsende; er schütze Dich, daß Du aus jedem Kampfe, in den Du tretest, wie es Deiner würdig ist, also siegreich hervorgehest.“

Auf diese Worte erwiderte ich folgende: „Anna, theure Anna! Verbanne alle Angst, alle Sorge meinetwegen; in welchen Kampf ich auch treten möge, ich hoffe immer siegreich, wenn auch wie der Spartaner einst, daraus hervorzugehen. Aber ich bin gesund, rüstig, bei voller Kraft. Also warum Sorge? Aber darin hast Du Recht, wenn Du sagst, ich will nicht kommen. Doch Du hast nicht ganz Recht, denn außerdem, daß ich nicht will, kann ich auch nicht, darf ich auch nicht — Gott selbst hat es mir durch die Erleuchtung meines Gewissens geboten.“

Hierauf schrieb sie wieder: „Gott hat Dir geboten, nicht zu kommen? Täuschest Du Dich auch

nicht? Wenn nun ein Mensch so vermessen wäre und zu Dir träte, und Gott entgegenstrebend zu Dir sagte: „Walther! Du darfst, Du kannst dennoch, trotz Deines zarten Gewissens, wenn Du nur willst! Und wenn ich nun dieser Mensch wäre, Walther?"

„Verstehe ich Dich recht?" fragte ich wieder. „Denkst Du wirklich, was Du sagst — schriebst Du mit Vorbedacht: Walther, Du kannst, Du darfst —?"

„Ja," lautete es, „ich schrieb es mit Vorbedacht."

Und nun wieder fragte ich: „Wenn es nun etwas Anderes wäre, was mich abhält, zu Euch zu kommen, als was Du denkst?"

„Es kann nichts Anderes sein, als ich meine," schrieb sie. „Laß uns nur zusammen reden, es wird klar, es wird rein werden in uns, und wir werden nicht allein sein, denn Gott wird bei uns stehen."

„Ich komme," schrieb ich darauf. „Ja, ich komme, so bald eine wichtige Angelegenheit, die ich vor Augen habe, geordnet ist. Ich komme, um es klar werden zu lassen, um Gott bei uns stehen zu sehen, um — um — doch was soll ich Dir noch weiter sagen — Du hast ein Auge in Deinem Her-

zen, welches alles Verborgene in mir sieht und Du verstehst mich, ohne daß ich zu Dir spreche."

„Ja, ich verstehe Dich," lautete ihre Schlußantwort, „ich verstehe Alles, was Du denkst, willst, schaffst und was sich sogar in Dir ohne Dein Wissen und Wollen erzeugt — ich sehe, ich fühle Dich, von Weitem, immer, überall — komm und überzeuge Dich, ob Du auch sehen kannst, was ich fühle und — mit meinem Wissen und Wollen in mir erzeuge." —

Die Angelegenheit aber, die ich, wie oben nur kurz erwähnt, vor Augen hatte, war einfach folgende. Nicht umsonst hatte mich mein Vormund vor drei Jahren ermahnt, jede Gelegenheit zu ergreifen, die mich meinem künftigen Ziele näher bringen könnte. Ich sah ein, daß ich bald des materiellen Unterhalts bedurfte, denn meine Mittel waren fast ganz erschöpft. Ich hatte meine Aufmerksamkeit fast überall hin gerichtet, aber bisher nichts Wünschenswerthes entdeckt. Da berief mich eines Tages ein hochverehrter Lehrer, dem ich ein fleißiger Schüler gewesen war, zu sich. Ihm hatte ich schon vor langer Zeit mein Anliegen vertraut und um seine Fürsorge vorkommenden Falles gebeten.

„Mein junger Freund," sagte der würdige Mann,

als ich ihm gegenüber in seinem Studirzimmer saß, „ich hoffe, für Sie etwas Gutes, oder etwas, was wenigstens Gutes vespricht, gewirkt zu haben. Sie sind mir lieb und werth geworden und Ihr strebender Geist hat sich meinem Kennerblicke sehr bald verrathen. Und da ist mir denn ein Auftrag zu Theil geworden, den ich Ihnen jetzt mittheilen will, weil ich hoffe, mich mit Ihrer Hülfe desselben entledigen zu können. Zur vollständigen Vollführung des Vorliegenden aber gehört ein charakterfester, willenskräftiger und doch schmiegsamer junger Mann, der sich in die Forderungen der Welt zu schicken weiß, aber Geistestiefe genug besitzt, den etwa übermäßigen Forderungen dieser Welt einen festen Damm entgegen zu setzen. Wenn es Ihnen gelingt, die Schwierigkeiten der Gegenwart zu besiegen, so wird Ihre Zukunft gelichtet sein, denn die Familie, der ich Sie übergeben will, ist mächtig und wohlwollend genug dazu. Ein mir bekannter Graf Marchfeld hat einen Sohn in Ihren Jahren, Bruno mit Namen, für den er einen Begleiter und Lehrer auf einer längeren Reise wünscht. Ein älterer Mentor ist schon vorhanden, man bedarf aber noch eines jüngeren; den soll ich nun zum Troste des alten Vaters suchen, der mit Sorge auf seinen Sohn blickt, und dazu habe ich Sie auserwählt."

„Und warum blickt der alte Vater mit Sorge auf seinen Sohn?" unterbrach ich die Pause, die der Meister nach jenen Worten eintreten ließ.

„Weil — weil dieser Sohn ein wilder Mensch, eine Art Freibeuter in seinem Stande ist. Er hat, wie es scheint, eine schlechte oder gar keine Erziehung genossen und soll nun noch einmal in die Schule gehen."

„Das ist etwas spät — die Ruthe kann man ihm nicht mehr geben" —

„Doch, aber eine gewaltige, eiserne, die eindringlichste von allen — eine moralische Ruthe" —

„Und die soll ich in die Hand nehmen, Herr Professor?"

„Ja, das sollen Sie, wenn Sie wollen. Der Lohn dafür ist reichlich, wie es sich gebührt, aber, ich muß es bekennen, die Aufgabe ist auch schwer. Ueberlegen Sie sich die Sache und geben Sie mir dann eine Antwort."

Ich forschte noch nach Mehrerem, namentlich nach dem Zeitpunkt meines neuen Dienstantrittes, und er theilte mir Alles mit, was er wußte. Dankend und sinnend ging ich aus seinem Hause. Ich schrieb an meinen Vormund und den Pfarrer in Glindow. Beide riethen zu und baten mich zugleich, sie noch

einmal zu besuchen, bevor ich die dargebotene Stellung annähme.

Und dieser Besuch wurde beschlossen. Meine letzten Bedenken, die geliebte Heimat noch einmal zu sehen, waren verschwunden oder besiegt, ich war gefaßt, Allem, was mir auch begegnen könnte und würde, mit Ruhe und Ergebung entgegenzutreten. —

Es war ein regnigter Junitag, als ich meine kurze Reise antrat. Die Pferde liefen mir aber nicht rasch genug, meine Ungeduld flog ihnen weit voraus. Ich konnte nicht erwarten, daß man mir entgegenkam, obgleich ich meine Ankunft zeitig genug gemeldet hatte, denn das Wetter erwies sich zu unfreundlich. Endlich war wenigstens die Stadt erreicht. Ich hielt mich nicht auf, meinen Vormund zu besuchen, es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Dorfe hinaus. Ich trat meinen Weg zu Fuße an; so konnte ich doch der inneren Aufregung eine körperliche Anstrengung entgegensetzen, was immer ein gutes Gegengewicht ist. Mein Blut wallte, meine Füße waren mir für meine fliegenden Wünsche zu kurz. Ich machte immer größere Schritte, je weiter ich kam; endlich fing ich zu laufen an. Der Regen hatte aufgehört, aber ein kräftiger Wind brauste um mich her und schüttelte mir die Locken um die heißen Schläfe.

In dieser heftigeren Bewegung fühlte ich mich bald warm werden und das that mir wohl. Dennoch lag es wie eine drückende Last auf meiner Brust, die ich nicht abzuwälzen vermochte. So kam ich nach Ned-litz. Der alte Fischer, der mich sonst immer über den Fluß gefahren, war nicht zu Hause; ich wartete eine Weile, aber er kam nicht. Endlich nahm ich mir selbst den Kahn und bat, ihn mit einem anderen nachher zurück zu holen. Die mir wohlgesinnte Frau des Fischers, die selbst zu schwach zum Rudern war, gestattete mir gern meine Forderung. Ich setzte mich in die Spitze des Kahns und legte zwei Ruder ein. Kräftig senkte ich sie in das Wasser; das leichte Gefährt tanzte lustig über die wogende Flut. Mich hielt weder Wind noch Strömung auf. Endlich war ich am Lande, ohne einen Blick hinter mich geworfen zu haben. Als der Kahn fest auf den Ufersand fuhr, zog ich erst die Ruder ein. Da, als ich mich von meinem Sitze erhob und mein Gesicht dem Lande zu-wandte, erschrak ich wie vor einem Gespenst — Anna stand dicht vor mir am Rande des Wassers. Sie trug ein wollenes warmes Kleid und hatte zum Schutze gegen die ungestüme Witterung ein großes Tuch um Brust und Leib geschlungen. Ihre wogen-den Locken befestigte ein weißes Tuch, welches sie un-

ter dem Kinne zugebunden, denn den luftigen Hut hatte sie zu Hause gelassen.

„Anna!“ rief ich — „Du bist hier? Ich habe Dich nicht erwartet.“

„Ja, ich bin hier!“ Und ihre begrüßende Hand fiel voll und kräftig in die meine. Wir schritten langsam die Anhöhe hinauf und bald befanden wir uns unter den Bäumen.

„Daß Du bei dieser Witterung den weiten Weg machen würdest, konnte ich nicht denken — Du bist allein gekommen?“

„Wie Du siehst! Aber wenn es irgend geht, kommt der Vater wenigstens nach. Doch warum sollte ich nicht kommen? Sind wir nicht bei größerem Unwetter schon auf diesem Wege gewesen?“

„Ja,“ sagte ich — „ich weiß es noch recht gut. Die Stürme des Lebens vermögen nichts über unsern Willen“ —

„Das meine ich auch.“

So schritten wir langsam auf dem grünen Walle neben einander her, wie das letzte Mal, da sie mir entgegen gekommen war. Es trat eine Pause im Gespräch ein. Mir schlug das Herz laut hämmernd bis in den Kopf; ich hatte vor vielen Gedanken keinen einzigen, den ich in Worte hätte kleiden können.

„Nun," sagte sie, milde lächelnd, „Du bist ja so wortkarg und Du schriebest doch, Du hättest mir so viel zu sagen."

„Unendlich viel — aber womit soll ich beginnen?"

„Beginne bei Deinem Vorhaben — berichte mir Alles."

Ich befolgte ihre Aufforderung und erzählte, was ich über meine neue Stellung in Erfahrung gebracht hatte.

„Das ist gut," erwiderte sie, als ich fertig war, „und das ist auch schlimm. Du wirst einen harten Stand haben."

„Gewiß, aber das schreckt mich nicht. Sieh, Anna, ich bin jung, kräftig, unerschrocken; habe einen festen Willen und ein steinhartes Herz" —

Anna seufzte.

„Außerdem — was kann ich verlieren? Gefällt es mir nicht, so mache ich eine Verbeugung und sage: ich danke für alles Gute — aber suchen Sie sich einen anderen Gefährten."

„Freilich. Wenn man es so betrachtet, ist es nichts Gefährliches. Wie lange denkst Du auszubleiben?"

„Das kann man nicht wissen — es können

Jahre verstreichen. Wir gehen nach Italien, Ungarn und Rußland."

„Jahre! Das ist viel gesagt. Schon ein Jahr ist eine lange Zeit."

„Eine sehr lange Zeit, Anna! Ich fühle es ganz und tief und es drückt mir beinahe das Herz zusammen. Ich habe, als ich mir den Antrag nach allen Seiten überlegte, mehr gelitten, als Du Dir vorstellen kannst."

Wieder erfolgte eine Pause. Wir hatten schon einmal den Wall umschritten und begannen den zweiten Kreislauf. Wir gingen immer langsamer, aber unsere Körper näherten sich dabei immer mehr; es war, als wenn eine magnetische Gewalt sie an einander zog und wie unsere Geister zusammenschmelzen wollte; schon berührten sich streifend unsere Kleider. Anna hatte meine Hand losgelassen, ihr Arm ruhte in meinem Arm. Ich senkte den Kopf, Anna erhob den ihrigen. Ihr Auge traf den Himmel und blieb einen Augenblick auf den dunkelen Wolken haften, die mit beflügelter Eile ihre luftige Bahn dahinschossen. „Es stürmt da oben!" sagte sie leise, wie zu sich selber.

„Es stürmt auch auf der Erde, Anna, ach ja!"

„Walther," sprach sie ernst und feierlich und

richtete das leuchtende Auge fest auf mich. Es stürmt auch in Dir — ich sehe, ich fühle es. Irgend ein Schmerz, der Dich ganz erfüllt, ringt rathlos in Dir. Ich sehe Dir's an, Du kämpfest vergebens, ihm einen Ausgang zu suchen. Alle Deine Briefe sprachen dasselbe aus. Du bist schon lange mein Freund — neben meinem Vater mein bester, mein liebster Freund. Ich kann Dich nicht leiden sehen — laß uns dem Feinde, der Dich beherrscht, ins Auge schauen — ich stehe Dir bei."

„Du herziges, großmüthiges Mädchen! Ja, Du bist meine wahre Freundin, ich fühle es tief und Dir vertraue ich ganz. O daß ich so klar sähe, wie Dein Auge leuchtet! Aber in mir ist es düster und traurig!"

„Darum schütte es aus in meine Seele — dann tragen wir beide daran" —

„Wohlan denn! ja! Die Last soll herunter, und wenn Du mir auch nicht helfen kannst, so sollst Du wenigstens nicht klagen können, daß ich den besten, reinsten, edelsten Theil von mir vor Dir verborgen habe."

„Ich höre mit den Ohren des Leibes und der Seele — sprich!"

„Die Welt ist groß, Anna, weit hinaus strecken sich ihre unabsehbaren Räume" —

„Ja, Walther."

„Und auf diese weiten Räume hat Gott der Herr unzählige Geschöpfe gesetzt — vornehme und geringe, reiche und arme" —

„Ja, Walther. Weiter" —

„Und unter diesen Geschöpfen sind viele, die für einander geschaffen sind und mit einander leben" —

„Gewiß, Walther" —

„Nie aber hat es Segen gebracht, oder nur höchst selten, wenn die Vornehmen aus ihrem Kreise herausgeschritten sind und sich einem Niedrigen zugesellt haben — wir erblicken ein Beispiel davon an Deinen Pflegeeltern" —

„Nicht ganz, Walther. Das ist kein richtiges Beispiel. Das Verhältniß zwischen beiden ist ein ungewöhnliches, ein ganz ungewöhnliches, welches alle menschlichen Berechnungen umwirft. Nicht beide legen ein gleiches Gewicht in die Waagschaale. Mein Vater hat gut thun wollen und übel gethan, nicht aus Liebe, nur aus Wohlwollen, aus Mitleid — ich weiß das alles" —

„Seine Frau aber, die ich nicht mehr mit dem

edlen Namen Deiner Mutter bezeichnen mag — hat Unrecht gethan. Sie hat dem Manne, der sich eigentlich von seiner geistigen Höhe zu ihrer leiblichen Armuth herabließ, mit Schmach vergolten" —

„Was folgerst Du daraus?"

„Ich folgere nichts daraus — aber ihr Beispiel muß Jedermann eine Warnung sein, daß man sich vorsehen muß" —

„Walther! Nicht alle Frauen sind wie Arnold Riedings Gattin" —

„Nicht alle Männer sind wie Arnold Rieding — viele zum Beispiel haben nicht sein an Güte und Friedfertigkeit unerschöpfliches Herz, aber mehr Thatkraft" —

„Zu ihrem Besten vielleicht — und nun — weiter!"

„Und die habe ich, Anna. Stelle mich auf die Probe — Du wirst mich sie bestehen sehen."

„Bestimme sie Dir selbst — ich mag Dich nicht prüfen, das Schicksal hat Dich früh genug geprüft" —

„Ach, Anna, woran mahnst Du mich. Ich war eine Waise von der Geburt an — wenige gute Menschen vertraten Vater- und Mutterstelle bei mir"—

„Aber Du wurdest dennoch ein Mann — ein edler und guter Mann" —

„So glaubst Du“ —

„Nein, so weiß ich — aber sollte Dich das niederdrücken? Sieh mich an — ich bin auch eine Waise wie Du — Du bist aber wenigstens frei — ich bin gefesselt — wenn nicht durch den freigeborenen Willen meiner Väter, doch durch die Bande der Gewohnheit und Sitte“ —

„Das ist es nicht allein, was mich irre macht“ —

„Was sonst noch?“

„Du bist von edlem Herkommen — ein Graf war Dein Vater — ich habe es nicht vergessen, Du hast es mir schon als Kind gesagt“ —

„O, das war eine kindische Unterhaltung — wie kann die Dich schmerzen — jetzt denke ich anders, höher, reifer — und mein armer Vater ist, trotzdem er ein Graf war, arm und elend in der Verbannung gestorben“ —

„O, wenn ich so ein Edler wäre — ich wollte auch wie er in die Verbannung gehen“ —

„Und sterben?“

„O nein — leben — leben und hoffen!“

„Du thörichter Mensch! Die Freiheit ist das höchste Gut — selbst ohne Hoffnung — lerne das von mir — wenn ich auch nicht fühle, was ich als die Tochter eines Verbannten verloren habe, so fühle

ich doch, was ich besitzen könnte, wenn ich ein Mann wäre wie Du. Und was das Edle im Menschen betrifft, so kann man auch edel sein, ohne edel geboren zu sein, nicht durch Herkunft und eingebildete Größe, sondern durch Sinn und Geist, durch Seele und Herz — und das bist Du" —

„Ich, Anna? Das glaubst Du? O, Du öffnest mir den Himmel damit — sieh, wenn diese Wolken sich über uns theilten — und die Sonne einmal rein und hell, gleichsam frohlockend auf uns herniederstrahlte" —

„Es wäre schön, Walther, sehr schön, namentlich wenn diese himmlische Sonne unsere irdische Sonne bedeutete — aber auch unter trübem Himmel, mein Freund, kann man glücklich sein."

Während dieses Gesprächs hatte ich die Fläche meiner Hand unter die ihrige gelegt, ihre weichen Finger legten sich warm und sanft darauf. Ich hob die meinige leise empor, sie senkte die ihrige eben so leise nieder. Ich öffnete die Finger — die ihrigen schlüpften hindurch — die meinigen schlossen sich allmälig fester und fester um die ihrigen und diese erwiderten eben so allmälig den Druck. Wie ein elektrisches Fluidum wirkte diese wohlthuende Berührung auf meine Nerven — es hob sich in mir eine gewal-

tige Gefühlswoge empor — plötzlich fuhr es wie ein unbegreiflicher Schlag durch mein ganzes Gebein — ich schauderte vor Wonne und Seligkeit, und wider meinen Willen, den ich nicht länger beherrschte, drängte sich mein Arm fest an den ihrigen, lehnte sich mein Körper, meinem Geist nicht länger gehorchend, an den ihrigen. Da erhob sie langsam aber sicher ihren Kopf gegen den meinen — ihre Augen strahlten eine Flamme aus, wie nie zuvor. Mein Blick tauchte sich in ihren Blick und unabreißbar hingen beide an einander. Da brachen plötzlich die Fesseln unserer Herzen, wie mit magischer Gewalt auseinandergerissen — aufstürzten die Schleusen aller seligen Empfindungen und ließen Worte um Worte heraus.

„Anna!“ schrie ich laut, lauter als der Windstoß, der um uns her Aeste und Zweige schüttelte — „Anna, Du liebst mich!“ —

„Walther!“ rief sie eben so laut — „Walther, auch Du liebst mich!“ Und unsere Arme flogen weit auseinander und, halb bewußtlos vor nie gefühlter Seligkeit, ließen wir Herz an Herz sinken.

Wie lange wir so innig umschlungen standen, weiß ich nicht. Eines an das andere festgedrückt, ließen wir uns nicht los, sie weder mich, noch ich sie. Unsere Lippen hatten sich gefunden, zum ersten

Mal in unserem Leben, und sie hafteten feurig auf einander. Mir klopfte das Herz gegen die Wandung der Brust, aber auch das ihrige schlug mächtig und fühlbar daneben.

„Walther!“ sprach sie zuerst. „Was ist das für eine unsägliche Wonne! Laß uns recht glücklich, recht treu, recht dankbar sein — ich, ich kann nur einmal lieben im Leben — ich fühl' es, ich weiß es. Aber das menschliche Glück ist so wandelbar — noch haben wir uns, aber in wenigen Tagen schon haben wir uns nicht mehr. Wenn es Deine Seligkeit noch um etwas erhöhen kann — so höre es — ich habe Dich schon lange, lange — ach, den Anfang weiß ich nicht mehr — und glühend geliebt.“

„Und ich auch, ich auch, meine Anna — das ist es ja, was ich so lange niedergekämpft, was ich besiegen zu können so hochfahrend war — und auch ich weiß den Anfang meiner Liebe nicht mehr. Wie wird aber das Ende derselben sein?“

„Das dürfen wir jetzt nicht bedenken — der Anfang, den wir von heute beginnen, gehört uns allein — das Ende weiß und gehört — Gott!“

„Ja — Gott! Dem wollen wir Alles überlassen.“

„Alles!“ — Und in leisem Geflüster, wie es in so köstlichem Augenblicke des menschlichen Daseins so

natürlich ist, gingen wir, fest an einander geschmiegt, wie zwei junge Bäume, die aus einer Wurzel emporsteigen, mit unseren Armen uns umfangend, mehrmals langsam um den grünen Wall herum, Alles und Jedes bedenkend, besprechend, die süße Zukunft einleitend und beinahe die süßere Gegenwart darüber vergessend. Aber so ist der Mensch — nur selten ist es ihm beschieden, den Augenblick zu fesseln; immer denkt er in der jetzigen Stunde der kommenden und begehret ihrer. Aber es ist einmal so und wir arme Sterbliche können weder unser Herz, noch die Empfindungen darin nach einem besseren Maaße, einer richtigeren Ordnung umformen.

Darin aber waren wir vollkommen einverstanden, noch heute dem Vater unser neustes Glück mitzutheilen und um seinen Segen wenigstens zu bitten, denn daß wir einen anderen, den seiner Frau, erhalten würden, war keinem von uns zu hoffen eingefallen. Was den Vater betraf, so beschwichtigte Anna meine geringe Besorgniß, indem sie mir mittheilte, daß derselbe sich zu wundern scheine, daß die heutige Stunde nicht schon lange geschlagen habe.

„Also, er wird nicht zürnen?“ fragte ich.

„O, wie verkennst Du den guten Vater — doch

sich, da kommt er selber, nun kannst Du sogleich seinen väterlichen Ausspruch hören."

Allein das geschah nicht, das konnte nicht geschehen, denn Marianne begleitete ihn wider Vermuthen und ich wollte mit ihm und Anna allein sein, wenn ich ihm unser beider Glück zu enthüllen unternahm. Marianne sollte es erst nach ihm und endlich auch die gnädige Frau erfahren.

XII.

Vater und Mutter.

Der Pfarrer und seine Tochter äußerten beide die herzlichste Freude, mich nach so langer Trennung wiederzusehen, und hörten, wie sich nicht anders erwarten ließ, die Erzählung meiner Berufung zu der großen und schönen Reise mit warmer Theilnahme an. Um diesen Gegenstand drehte sich fast das ganze Gespräch, welches wir während unserer Rückkehr nach dem Pfarrhause führten, wobei ich nicht unterließ, Anna an meinem Arme zu halten und ihr bisweilen mit einem uns allein verständlichen Blicke in das schöne Auge zu schauen.

Als wir zu Hause angekommen waren, fanden wir unerwarteten Besuch bei der Pfarrerin vor. Die Mädchen wurden beide in die Gesellschaft beschieden, woran sie seit etwa zwei Jahren Theil nehmen durf-

ten. Marianne gehorchte sogleich und verließ uns; Anna aber entschuldigte sich und blieb bei uns. Gern hätten wir uns jetzt, nachdem die größte Last vom Herzen war, auch der kleineren gegen den Pfarrer entledigt, aber das Kommen und Gehen verschiedener Personen aus dem Dorfe, der Dienenden im Hause und das Geschrei und Gelächter der anwesenden Herren und Damen drüben im Gesellschaftszimmer, welches laut schallend über den Vorsaal tönte, raubte uns die mittheilsame Stimmung und wir versparten es zum nächsten Morgen auf, wo wir den Pfarrer zum frühen Spaziergang ermuthigen und dann in der freien Natur unser Herz gegen ihn erleichtern wollten. Den Spaziergang sagte er uns schon am Abend zu, falls das Wetter günstig sei, und darum den lieben Gott zu bitten, sollte unsere Aufgabe für die Nacht sein.

Ich hatte aber noch ein anderes und bedeutenderes Gespräch mit meinem Gott in dieser Nacht zu führen. Die neuen stürmischen Gefühle, die mich bewegten, und die nie vorher empfundene Wallung meiner Seele ließen mich keine Ruhe finden; ich wälzte mich im Bette, worin ich so oft sanft geschlafen, unstät umher und war unvermögend, den seltsamen Zustand meines ganzen Wesens zu bewältigen.

Dabei sprang ich von einem Extrem zum anderen über. Bald frohlockte ich über mein ungeahntes Glück, bald schmolz ich in unbegränzte Wehmuth hin. Einmal erschien es mir, als ob ich das höchste Gut der Erde gewonnen, dann wieder lag es mir schwer wie ein begangenes Verbrechen auf der Brust. Es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein, als der Pfarrer, mit dem ich in einem Zimmer schlief, von meinem unruhigen Umherwälzen erwachte und mich fragte, warum ich nicht schliefe? „Ich bin zu glücklich, mein theurer Vater," erwiderte ich — „morgen sollst Du Alles, Alles erfahren." Denn schon lange redete ich ihn mit dem traulichen Du an.

„So gebe Dir Gott Segen und Frieden! Schlaf wohl, mein Sohn, sprich inbrünstig mit Deinem Schöpfer und lege ihm Deine ganze Seele dar, dann wird er Dir geben, was Dir Noth thut. Gute Nacht!"

„Ach wollte er es!" seufzte ich und legte mich abermals herum. Das Gebet aber, welches ich jetzt in stiller Nacht zu dem Sternenbewohner emporsandte, war in der That inbrünstiger, als je eins, das zuvor aus meiner Seele floß. Mein ganzes Innere goß ich vor ihm aus, alle meine Leiden und Befürchtungen klagte ich ihm, aber auch in die ganze uner-

meßliche Wonne meiner rauschenden Freuden ließ ich ihn blicken. „Sei Du mein Hort," schloß ich, „wenn es die Menschen nicht sind; wenn Du mir zur Seite stehst, werden alle meine Gegner machtlos und geringe sein." Und noch während ich das letzte Wort dachte und sprach, lag ich schon ohne alle Empfindung des mich Umgebenden — ich war in einen Schlaf gesunken, wie er nicht süßer sein kann nach einem solchen Tage.

Als ich aber am nächsten Morgen erwachte, die goldene Sonne in vollster Klarheit in mein Zimmer schien und ich in demselben Augenblick Anna's silberne Stimme aus dem Nebenzimmer vernahm, da konnte ich kaum die Wahrheit dessen begreifen, was mir geschehen war und ich fragte mich wiederholt, wie es denn zugegangen und ob ich nicht etwa in einer Täuschung befangen wäre. Aber diese gefürchtete Täuschung verschwand bald.

„Seid Ihr schon auf, Ihr Männer?" fragte eine liebliche Stimme jenseits der Thür.

„Ja, ja," rief der Pfarrer und ich zugleich, obwohl wir noch beide auf unserm Lager ruhten.

„Die Sonne scheint — es ist herrliche Luft!" rief Anna weiter.

„Wir sehen es!“ rief der Pfarrer. Ich aber rief: „Anna, ist es denn wahr?“

„Was soll denn wahr sein?“

„Nun, was ich meine!“

„So wahr, wie der Himmel golden und die Nacht dem Tage gewichen ist, mein Freund!“

Und mit einem Jubelrufe sprang ich empor und in wenigen Minuten saßen wir sämmtlich am Frühstückstisch.

Der Pfarrer, an diesem Morgen in gemüthlichster Stimmung, weil ich wieder da wäre, wie er meinte, rauchte noch behaglich sein Pfeifchen. Anna nahm schon den Strohhut und einen leichten Ueberwurf, ich ergriff meinen Hut und so stellten wir uns, zum Ausgange bereit, vor den Pfarrer, während Marianne sich eifrig mit der Wirthschaft beschäftigte.

„Nun, was treibt Ihr denn so ungestüm zur Eile, Kinder; warum soll ich denn so früh hinaus — Ihr denkt wohl nicht daran, daß ich vielleicht nothwendige Arbeit habe?“

„Nein, heute hast Du nichts zu arbeiten, als höchstens das, was wir Dir aufgeben werden, Väterchen!“ lächelte Anna und warf einen ihrer sonnig-

sten Blicke auf den theueren Mann, dessen Endstrahl jedoch auf mir haften blieb. „Komm nur hinaus,“ fuhr sie fort, „sieh, der Wald ist so schön frisch und Du sollst einmal hören, was uns die Vögel erzählen.“

„Ich kann mir es denken!“ mochte der Pfarrer zu sich selber sagen, als er jetzt die Pfeife wegstellte und Stock und Hut ergriff, wenigstens widersprach seine Miene diesem Gedanken nicht.

So wandelten wir drei denn etwas rascher als gewöhnlich durch das Dorf, denn uns Liebende trieb es, den Vater sobald wie möglich in den Wald zu ziehen, und willig folgte er uns auf seinem und unserem liebsten Spaziergange, die grüne Anhöhe hinauf, wo die einsame Eiche stand und der moosige Fußsteig durch den Wald nach der Römerschanze begann. Denn dahin zog uns auch diesmal eine natürliche Vorliebe; es war die Wiege unserer heiligsten Empfindungen und unseres köstlichsten Glücks. Kaum aber waren wir die Anhöhe hinauf und in den Wald gelangt und schritten eben, Anna auf der einen, ich auf der anderen Seite des Vaters, zu dreien auf dem gewundenen Pfade zwischen den alten Tannen dahin, als Anna mir einen verständlichen Blick zuwarf. Ihren linken Arm um den Leib des Vaters

und ich meinen rechten um seinen Hals schlingend, blieben wir plötzlich stehen und sahen ihm dann bittenden Blicks in das wohlwollende aber zu jeder Zeit etwas traurige Antlitz.

„Nun, was habt Ihr denn vor, meine Kinder? Ihr seid ja heute in merkwürdiger Laune!“ rief er und schaute uns beide, einen nach dem andern, an.

„Vater!“ sagte Anna und schmiegte ihren umlockten Kopf dicht an seine Schulter — „Wir wollen Dich herzlich bitten, wie Du bis jetzt mir allein ein treuer Vater gewesen, von nun an auch unser beider zu sein!“ — „Und,“ fügte ich hinzu, „damit noch ein Anderer im Bunde mit uns ist, hat mir Gott schon in dieser Nacht versprochen, er wolle Dein Herz lenken und regieren, daß Du uns segnest, wie er uns beide mit Liebe und Einigkeit gesegnet hat.“

„Kinder! Höre ich recht? Steht es so? Verstehe ich Euch?“ rief der alte Mann laut vor Freude und schluchzte wie ein Kind.

„Ja, Du verstehst recht!“ riefen wir beide und lagen zugleich an seiner Brust. Dann aber seine Arme um unser beider Leib schlingend, gingen wir dicht neben einander durch den grünen Wald und wenig nur ward gesprochen, bis wir an die Stelle gelangten, die gestern der vertraute Zeuge unsers Glücks

gewesen war. Da setzten wir uns nieder auf das weiche Moos — vor uns rieselte das silberne Wasser — über uns lächelte mild der heitere Himmel, und in uns selbst keimte das Bewußtsein des augenblicklichen Glücks auf, welches dem Unerfahrenen eben so unendlich in der Dauer zu sein scheint, wie es das süßeste auf Erden ist. Der Vater aber ergriff unser beider Hände und sprach, indem er die Blicke gegen den geöffneten Himmel aufschlug:

„Kinder! Gott segne und behüte Euch! Das ist Alles, was ich geben und wünschen kann, und ich gebe und wünsche es Euch aus ganzem, vollem, väterlichem Herzen, obgleich ich nicht so glücklich bin, der leibliche Vater nur eines von Euch zu sein. Nun laßt uns aber nicht allein dem vor uns liegenden Glücke, sondern auch der ernsten Bedeutung desselben und seiner möglichen Folgen ins Auge schauen. — Ihr habt Euch gefunden in diesem Leben, um dasselbe, so Gott will, noch inniger verbunden, bis ans Ende Eurer Tage in süßester Gemeinschaft zu vollenden. Ich gestehe, daß ich mir das schon oft und lange gedacht und gewünscht habe — und nun ist mir dieser Gedanke und Wunsch erfüllt. Ihr sehet also daraus, daß ich nicht gegen Eure Liebe bin. Aber, meine Kinder, das Leben ist nicht immer heiter und

fröhlich; nicht immrer lacht die Sonne uns an, wie heute, es kommen auch bittere, kalte und schmerzliche Tage. Sehet mich an — ich, beinahe ein Greis mit silbernen Haaren, mit gefurchter Stirn und ach! mit noch gefurchterem Herzen — ich habe das wohl empfunden und erfahren. Mich hat das Band der Ehe, nach dem Ihr heute so heiß begehret, mich, der ich einst so glücklich war, zum Elende geführt. Ich verschweige Euch das nicht, denn Ihr kennt ja mein Leiden und die Ursache desselben, wie Ihr Alles kennt, was in und an mir ist. Auch seid Ihr verständige Menschen und sehet, wo Licht und Schatten ist im menschlichen Leben. Wissentlich trage ich keine Schuld an den traurigen Ereignissen meines Daseins — vielleicht aber bin ich zu weich, zu nachgiebig, zu friedensliebend gewesen und hätte besser gethan, meine Männlichkeit nach Außen zu kehren. Aber ich will auch nicht alle Schuld auf die Gefährtin meines Lebens werfen. Erziehung und Umgang, Gewohnheit und der Verkehr mit der sogenannten vornehmen Welt haben an ihr das Schlimmste gethan, und das sah ich nicht ein, so lange es noch Zeit war. Ich kannte damals also auch nicht das schreckliche Uebel, welches mich später befallen hat. Ich sage Euch aber das, damit Euch nicht dasselbe begegne. Denn Euch kann

auch Unglück widerfahren. Nicht auf meine Weise, aber auf eine andere, eben auf Euere Weise. Auf ein solches unvermeidliches Uebel — Gott wende es von Euch — will ich Euch vorbereiten, davor will ich Euch warnen, damit Ihr gerüstet seid, wenn es kommt, und vielleicht ist es Euch schon näher, als Ihr denken mögt. Wie wir nicht wissen, aus welcher Richtung morgen der Wind weht, so wissen wir auch nicht, von wannen der Schmerz kommt. Und Schmerz werdet Ihr haben, wie ihn jeder Mensch auf der Welt, und der gute Mensch oft am reichlichsten hat, weil er ihn am tiefsten fühlt. Ihr seid jung, sehr jung zu einer so ernsten Verbindung, wie Ihr sie vor Kurzem geschlossen habt, und ich habe selten Glück und Vortheil aus einer zu frühen Neigung hervorgehen sehen. Das liegt in der Natur der Sache und im Gange der Welt. Das junge Herz weiß und ahnt nicht, was ihm Ernstes bevorsteht — tausend Seitenwege des Lebens führen und locken es in die Irre, tausend unvorhergesehene Dinge vermischen und verwirren den lauteren Faden des menschlichen Schicksals. Wie auch das Eure beschaffen sei — traget es standhaft — seid einig in Allem und Jedem — gebet nach, Einer dem Andern, so oft Ihr könnt, und helfet Einer dem Andern, so

oft es nur möglich ist. Das ist die Hauptaufgabe der menschlichen Vereinigung, welche man Ehe nennt, die so wenige Menschen auf Erden begreifen und verstehen. Alles Uebrige ist Nebensache. Heute erscheint Euch die Liebe eine duftende Blume, Poesie, göttlich und ewig, morgen ist diese Blume verwelkt, die Prosa zeigt ihr langweiliges Gesicht, das menschliche Gebrechen tritt kalt und schmucklos hervor. Bewahret also diese Blume, die Poesie der Liebe so lange wie möglich — und wenn — wenn Ihr dann glücklicher seid, als Euer armer Vater es war, der hier neben Euch sitzt, Euch liebevoll umfangen hält und Euch Gott überweis't, dann erinnert Euch seiner und seiner unvergänglichen Liebe zu Euch. Amen!

Das, meine Kinder, habe ich zu Euch in meinem Namen gesprochen. Nun kommt etwas Anderes. Ich muß es Euch sagen, ob es auch herbe klingt. — Nicht ich allein habe über Euch und Eure Zukunft zu bestimmen, ich eigentlich am wenigsten —"

Er hielt einen Augenblick inne und sah mich an, der ich fühlte, was folgen sollte und welches von einer so herben Bedeutung für uns war, daß mein Herz tief und unwillkürlich davor erbebte. Aber er fuhr sogleich fort, während seine Stimme zitterte und seine Hand in der unsrigen wider Willen erkaltete.

„Nachdem ich Euch meine Ansicht der Dinge dargelegt, muß ich mich entschließen — mit meiner Frau zu reden. Es wird eine ernste, und ich besorge es ziemlich gewiß, eine unfruchtbare Rede sein. Damit Ihr aber wißt, woran Ihr seid, soll und muß es sogleich geschehen. Ich werde ihr mittheilen, was vorgefallen ist. Ich werde ihr Alles sagen, was ich ihr sagen kann, sagen muß, um Euch in Euren Wünschen zu unterstützen. Aber — seid auf Alles vorbereitet — sie wird nicht gleich, wie ich, Eure Hände ergreifen und sie freundlich zusammenfügen. Zwar weiß ich nicht, was sie im Herzen beschlossen hat — denn ich habe nie und nimmer in dies verriegelte Herz geschaut — aber so viel ist gewiß, auch sie allein hat nicht über Anna zu bestimmen, denn Anna ist weder meine noch ihre Tochter —"

„Ich habe aber keine Verwandte mehr!" bemerkte Anna.

„Doch vielleicht noch, meine Tochter. Das aber werden wir heute noch erfahren."

„Warum haben sie sich denn achtzehn Jahre lang nicht um mich bekümmert?"

„Das haben sie wohl gethan. Denn sie haben die Kosten Deiner Erziehung reichlich bestritten."

„Mit Geld — ja!"

„Vielleicht auch mit etwas Anderem. Ich weiß das nicht. Seid also nicht vorschnell in der Erwartung Eures Glücks, wartet ab, was ich in Erfahrung bringen werde. Und damit wir es bald erfahren, laßt uns sogleich nach Hause eilen. Ihr möget aber allein wandeln, langsam hinter mir her, da Ihr Euch Vieles zu sagen haben werdet, wozu der Tag nicht Raum und Zeit genug bieten wird, denn Eure Herzen sind voll zum Ueberfließen. Ich denke mir das. Lebet also wohl. Auf Wiedersehen!"

Und er stand auf, und ohne auf uns zu warten, die wir uns befremdet anschauten, schritt er rasch vor uns her, dem Dorfe zu.

In die Harmonie meines kurzen Glücks mischte sich ein kalter, heiserer Mißton; der volle Akkord meiner Seele löste sich nicht rein und wohlthuend auf. Hand in Hand gepreßt, ging ich mit Anna dem Vater nach, nachdem wir noch einen süßen Abschiedsblick auf die Bäume geworfen, die uns gestern so glücklich gesehen hatten. Aber der Kummer und die Sorge hatten noch nicht Raum und Boden in unseren Herzen gefunden. Bald, ach! nur zu bald waren wir in ein Gespräch versunken, wie es nur Liebende zu führen verstehen und um welches die

Götter uns beneiden würden, wenn sie nicht etwas Besseres im Himmel dafür hätten. —

Es ging gegen Mittag, als wir Dorf und Haus erreichten. Marianne meldete uns, daß der Vater noch im Zimmer der Mutter sei und daß beide in ein ernstes Gespräch vertieft zu sein schienen. Ich ließ Anna bei der Schwester, um auch dieser unser neues Verhältniß mitzutheilen, und begab mich in den Garten, um, auf und abgehend, den Pfarrer zu erwarten und mich auf den wichtigen Auftritt vorzubereiten, der mir bevorstand. Denn der Entschluß war in mir zur Reife gediehen, daß noch am heutigen Tage die volle Entscheidung erfolgen und das Endurtheil über uns gesprochen werden müsse, da ich außer diesem Tage nur noch einen im Dorfe verleben konnte. Wie nun dieses Urtheil lautete, günstig oder ungünstig, danach wollten dann zunächst Anna und ich unsere Vorkehrungen treffen. Und es dauerte nicht lange, so sah ich den Pfarrer in den Garten treten, wohin ihn die Mädchen gewiesen hatten. Sein Antlitz war belebter als gewöhnlich und er trocknete sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn.

„Nun?“ fragte ich und hing erwartungsvoll an seinen Mienen, die mir mehr bedenklich als traurig zu sein schienen.

„Mein Sohn,“ fing er zu sprechen an „es ist, wie ich vorhergesehen und gesagt habe. Meine Frau hat sich nur auf allgemeine Dinge gegen mich eingelassen und mir eher Vorwürfe über mein als Dein Verhalten gemacht; die Einzelnheiten aber mit Dir selber zu besprechen, hat sie sich vorbehalten. Sei also ruhig, ich bitte Dich, und was Du auch erfahren mögest, bedenke, daß Du nur vor dem Richterstuhl eines Menschen, nicht aber vor dem unumstößlichen Worte Gottes stehst. Menschen sind immer mehr oder weniger kurzsichtig und irren oft; sie kann sich also auch irren. Komm ihr auch gütig und vertrauensvoll entgegen, vielleicht besänftigst Du dadurch ihr Herz. Im Ganzen wirst Du heute eine Erfahrung machen, der Du oft im Leben widersprechen hörst. In der Welt sagt man so häufig, daß den Frauen nur die zweite Rolle im Spiele des Lebens vorbehalten sei. Das ist grundfalsch; sie spielen, wenn nicht immer, doch sehr oft, die allererste. Das geht in der Familie und im Hause, wie es im öffentlichen Leben geht, nur daß sie hier weniger geradezu und unbedingt zu herrschen scheinen. Glaube mir, sie

behalten immer den rothen Faden des Geschickes und der Entscheidung über das Wohl und Wehe derer, die in ihren Kreis gerathen, in der Hand, und sie wissen ihn stets zu rechter Zeit laufen zu lassen oder anzuziehen. Wie der Deinige auch heute angezogen werde, halte ihn fest, laß ihn nicht aus den Händen schlüpfen. Hätte ich das früher verstanden, so fände diese Unterredung zwischen uns nicht statt. Im Uebrigen gehe mit Gott und sei klug, vorsichtig und furchtlos."

Durch diese Worte nicht eben erhoben, aber auch nicht besonders niedergedrückt, verließ ich den guten Pfarrer, der mir die Hand reichte. Ich hatte von vornherein keine Hoffnung auf die Wirksamkeit seiner Vermittelung gehegt und verließ mich mehr auf meine eigene — eine natürliche Täuschung, der sich die Jugend so gern hingiebt. Auf dem Wege in das vordere Prunkgemach begegnete mir Niemand, aber es schien mir, als schlüpfe kurz vor meinem Eintritt ins Haus eine leichte Gestalt in das Hinterzimmer der Pfarrerin. Auf mein bescheidenes Anklopfen erfolgte ein gemessenes Herein! Ich trat ein und sah die Dame vom Hause auf dem Sopha sitzen. Ihre Wangen waren hoch geröthet, ihre Augen blitzten und ihr Busen hob und senkte sich sichtbar. Ich er-

kannte also, daß sie bereits in Aufregung war. Um so ruhiger hielt ich mich selber und drückte mit Gewalt mein vorwärts drängendes Herz in das natürliche Geleise zurück.

„Guten Morgen, Frau Pfarrerin!“ sagte ich mit ergebener Miene und Stimme.

„Guten Morgen, Herr Lund!“ erwiderte sie und deutete mit der Hand auf einen Sessel, der dem Sopha gegenüber stand. Ich setzte mich und dann trat eine Pause ein, während welcher wir uns aufmerksam betrachteten, wie es Gewohnheit zwischen uns geworden zu sein schien, wenn wir uns einmal begegneten, was nur selten geschah.

„Darf ich bitten, mir die Ursache Ihres Besuchs mitzutheilen?“ begann endlich die Pfarrerin das Gespräch.

„Sehr gern. Doch ich bin berechtigt anzunehmen, daß Sie bereits von dieser Ursache unterrichtet sind, da Ihr Herr Gemahl Sie so eben in derselben wichtigen Angelegenheit gesprochen hat — “

„Sie bemerken ganz richtig, er hat mit mir von einer sehr wichtigen Angelegenheit gesprochen. *Seine* Ansicht kenne ich nun, ich möchte aber wissen, was *Sie* mir darüber zu sagen haben.“

„Madame! Wenn von meiner Seite eine freund-

liche Bitte um Ihr Wohlwollen und um Ihren Beistand in einer für mich so hochwichtigen Sache Einfluß bei Ihnen hat, o so bitte ich — von ganzem Herzen — geben Sie mir, sagen Sie mir zu, was ich wünsche. Vertrauensvoll stehe ich vor Ihnen und sehe allen Ausstellungen getrost entgegen, die Sie mir meiner und Anna's Jugend wegen machen können."

„Ihre Sprache, mein Herr, weicht heute in Art und Weise bedeutend von der ab, wie ich sie früher von Ihnen zu hören gewohnt war. Ich bemerke das vorher, weil ich daraus schließe, daß Sie endlich eingesehen haben, daß ich — ich, die Pfarrerin — in diesem Hause in der That mehr gelte, als Sie früher anzunehmen beliebten."

„Ich habe Ihre Geltung in diesem Hause nie verkannt — ach nein! Ich erkenne sie auch heute wieder in voller Bedeutung an."

„Keine Sticheleien, mein junger Mann, und keine Schmeicheleien, wenn ich bitten darf. Sie haben eine Frau von Welt und Erfahrung vor sich, die weder für Ihren verdeckten Spott, noch für Ihren offenen Beifall empfänglich ist, falls Sie in der Fortsetzung unsers Gesprächs das eine oder andere hervorkehren sollten. Aber zur Sache. Sie haben um die

Hand meiner Pflegetochter Anna angehalten? Ist es nicht so?"

„Es ist, wie Sie sagen."

„Anna ist eine geborene Gräfin Valeska — wissen Sie das?"

„So hat man mir gesagt — hier war sie mir die Tochter des Pfarrers Rieding."

„Nun wohl, mein Herr! Damit Sie sehen, daß ich auf diesen Ihren heutigen Antrag vorbereitet war — den ich nicht in meinem Namen, sondern im Namen der Verwandten Anna's empfange — will ich Ihnen sagen, daß ich Jahre lang vorhergesehen habe, was diesen Augenblick geschieht. Das ist ein Vortheil für mich, werden Sie einräumen, und ein Nachtheil für Sie, obgleich Sie sich früher im Vortheil gegen mich zu befinden und mich nur als Nebenperson betrachten zu dürfen glaubten."

„Durchaus nicht — aber Sie wollten ja selbst nicht, daß ich Ihnen näher stände —"

„Das will ich auch heute nicht und sehe auch keinen Nutzen davon ein, weder für Sie, noch für mich — ich bin weder durch Süßigkeiten bestechlich, noch durch rohe Kraft so leicht zu verführen, wie ein junges Mädchen —"

„Verführen?“ rief ich und sprang entsetzt von meinem Stuhl empor.

„Behalten Sie Platz,“ erwiderte sie gefühllos. „Verführen, sage ich, und ich meine damit nicht das, was man gewöhnlich darunter versteht, sondern das, was Sie in der That gethan haben, indem Sie ein junges, unerfahrenes Mädchen verlockten, Neigung zu Ihnen zu fassen und dasselbe glauben zu machen, Sie seien der Mann, der von Gott für sie geschaffen ist.“

„Das glaub' ich auch diesen Augenblick noch und aus vollem Herzen.“

„Das aber ist Ihr Irrthum, mein Herr, eben davon spreche ich. Doch was soll das lange Reden zwischen uns? Kurz und klar, — Sie werben um die Gräfin Anna Valeska — sind Sie von Stande?“

„Von Stande bin ich nicht, aber im Stande, ein treues, nicht zu viel verlangendes Weib ernähren zu können.“

„Haben Sie Vermögen?“

„Nein, aber ich habe ein reines Herz, einen thätigen Geist und einen guten Willen —“

„Das nährt weder, noch ehrt es eine Frau —“

„In wenigen Jahren werde ich Pfarrer sein —“

„Auch ein Pfarrer? O Sie Blinder! Fallen Ihnen dabei keine bösen Beispiele ein?“

„Wenn sie mir auch einfallen, so erwähne ich sie nicht, Sie allein sprechen davon —"

Sie brach ab, besann sich, biß sich auf die Lippe und wurde von jetzt an heftig, in Ausdruck, Stimme und Miene.

„Gut," fuhr sie fort. „So weit sind wir. Sie werben um Anna. Ich aber, ihre Erzieherin und Pflegemutter, sage Ihnen als Stellvertreterin ihrer Eltern, daß Sie vergeblich werben, denn nie und nimmermehr wird und kann Anna Ihr Weib werden —"

„Nie und nimmermehr? Halten Sie die Waagschaale Gottes über die Schicksale zweier Ihnen so fern stehender Menschen in der Hand?"

„Keine poetischen Floskeln, mein Herr, bitte ich. Unsere Unterhaltung ist sehr prosaischer Natur — leider —"

„Sie ist poetischer, als Sie denken —"

„Für Sie, nicht für mich — und das ist abermals ein Vortheil für mich, denn ich sehe klar die Verhältnisse, wie sie vor uns liegen, während Sie sie nur sehen, wie Ihre Einbildung sie Ihnen vorspiegelt. Sie lieben Anna, das glaube ich gern; Anna liebt Sie wieder — das glaube ich auch — es ist freilich eine leichte Arbeit, ein unschuldiges Mäd-

chen in sich verliebt zu machen, wenn man ihr die Gelegenheit raubt, sich und die Welt kennen zu lernen und der letzteren bemerklich zu werden, mit einem Wort, in einer Einöde zu leben, wie man hier lebt. Wie dem auch sei, Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht, mein junger Herr. Sie genossen die Kost — ich nehme die Bezahlung in Anspruch. Hätten Sie mehr Erfahrung gehabt, so würden Sie mich gefragt haben: Frau Pfarrerin — so sagen Sie ja wohl — ist Anna ein Mädchen, welches bestimmt ist, einen Pfarrer zu heiraten — aus Liebe? Dann hätte ich Ihnen erwidert: Nein, mein Herr, das ist sie nicht; ich liebe die Heiraten aus Liebe und Leidenschaft überhaupt nicht — ich hasse — ich verabscheue sie, weil — weil —"

Sie konnte das Wort nicht finden, was sie suchte, aus innerer Erregung wahrscheinlich, denn das Blut stieg ihr in den Kopf und ich erkannte deutlich, daß sie fühlte, daß sie darum die Heiraten aus Liebe und Leidenschaft nicht liebe, weil Niemand auf der Welt jemals Liebe und Leidenschaft für sie selbst empfunden hatte.

„Und außerdem, mein Herr," fuhr sie erbittert fort, „beneide ich kein weibliches Geschöpf, und wäre sie die geringste ihres Geschlechts, um die Würde ei-

ner Landpfarrerin, und eine solche können Sie ihr doch fürs Erste nur bieten —"

„Madame," unterbrach ich sie — „Sie beschwören noch einmal ein Beispiel herauf — aber auch das spricht gegen Sie — denn Sie haben ja selbst einen Landpfarrer geheiratet —"

„Mein Herr, das war ein Leichtsinn — ja, ich will offen gegen Sie sein — eine Dummheit von mir, für die ich selbst in diesem bitteren Augenblicke vor Ihren Augen büße, indem Sie mich an den größten Irrthum meines Lebens erinnern — und das ist sehr hart für mich, glauben Sie es mir, zumal einem Menschen gegenüber, der so jung und unerfahren ist, wie Sie."

„Ich glaube es Ihnen nicht allein, sondern ich wundere mich, daß Sie mir das noch mittheilen — es hätte sich von selbst verstanden —"

„Bitte — keine Beleidigung — so weit sind wir noch nicht — ich will Ihnen sogar noch mehr bekennen, was Ihnen, denke ich, eine weniger angenehme Verwunderung einflößen wird —"

„Ich erwarte mit Ergebung in den Willen Gottes und mit Vertrauen auf die Widerstandsfähigkeit meines Herzens, was Sie mir sagen werden — bemerke Ihnen aber vorher — verletzen können Sie

mich nicht mehr, denn ich habe schon lange erkannt, was ich von Ihnen zu erwarten habe."

Ihr düsterer Blick stach mich bei diesen Worten, wie der einer Natter. Vielleicht war er darauf berechnet, mich in den Grund zu bohren. Aber die auserlesene Waffe war für mein unpanzertes Herz zu matt — sie prallte wirkungslos auf den Angreifer zurück. Allein um so mehr erbitterte meine Ruhe, je unüberwindlicher sie schien. „Und was erwarteten Sie von mir, wenn ich fragen darf?" stieß sie heftig hervor.

„Eine vollkommene Abweisung."

„Und Sie sind dennoch zu mir gekommen? Das ist naiv."

„Es war meine Schuldigkeit, bei Ihnen zu werben, weil Sie sogar in meinen Augen Mutterstelle bei Anna vertreten, obgleich eine wirkliche Mutter anders gegen das arme Mädchen gehandelt hätte, als Sie es oft gethan."

„Wie? Das wagen Sie mir zu sagen?"

„Ja, das wage ich und bin es mit Beweisen zu belegen bereit — "

Sie sprang auf und schritt aufgeregt einige Schritte hin und wieder. Plötzlich drehte sie sich zu mir herum, der ich mich auch erhoben hatte, und

hob majestätisch Arm und Hand empor. „Mein Herr! Schon zu lange verletzen Sie mein Ohr und stören Sie meine Ruhe. Kommen wir zum Ende. Die Gräfin Anna Valeska wird Sie mit meiner Bewilligung nie heiraten —“

„Und warum nicht?“

„Es ist eine Unmöglichkeit, es wäre eine —“

„Was? Wenn ich bitten darf.“ — Und ich sprang einen Schritt vor und meine Augen nahmen einen drohenden Ausdruck an, so daß ich es selber fühlte.

„Eine Entehrung ihrer Familie, mein Herr!“ sagte sie kalt und gedehnt.

„So!“ rief ich kurz, während mein Athem flog und ich mich mit riesenmäßiger Anstrengung bemeistern mußte. „Fahren Sie fort, nun können Sie Alles sagen — ich fühle, daß selbst Sie mich nicht mehr beleidigen können — warum wäre es eine Entehrung?“

„Weil eine polnische Gräfin niemals einen deutschen Pfarrer geheiratet hat —“

„O — das können Sie nicht so bestimmt sagen und darum will ich mich auch mit Ihnen nicht streiten. Aber zur Sache — sage auch ich. Haben Sie Vollmacht zu handeln, wie Sie eben handeln? Können Sie vor Gott und Menschen verantworten, was Sie hier thun?“

„Ja, mein Herr, sonst würde ich es nicht thun. Ich habe die Vollmacht. Bis Jemand kommt, der gerechteren Anspruch auf Anna hat, als ich, gehört sie mir, denn meiner Obhut ist sie übergeben — ich habe sie erzogen."

„Obhut! Erzogen?" sagte ich lächelnd und fühlte, daß meine Zähne knirschten. „Es hat etwas lange gedauert, bis Sie diese Obhut in Anwendung brachten — Anna zählt achtzehn Jahre."

„Die zählt sie — so lange sie Kind war, hatte sie für mich keinen Werth, oder nur einen geringen; ihr Werth für mich beginnt erst jetzt —"

„Ach!" rief ich und mußte unwillkürlich lächeln — „Ich danke für dieses offene Geständniß. Bisher war ich der Meinung, daß in Anbetracht der Liebe einer Mutter oder einer Erzieherin, in deren Obhut man ein verlassenes junges Mädchen giebt — dies Mädchen von der Wiege an Werth haben muß — aber Sie belehren mich eines Besseren. Darf ich vielleicht — um Ihre ganze Meinung zu erfahren — fragen, wie hoch der Werth ist, den Anna für Sie jetzt hat? Fordern Sie — ich zahle einen hohen Preis — bei Gott! Anna kann von mir nicht zu theuer erkauft werden."

Die erboßte Frau sah mich mit wüthenden Au-

gen an. Die Ironie meiner Worte war zu verständlich und niederschlagend — aber sie wirkte — denn sie zog alles Gift aus dem Busen dieses Weibes, welches in meinen Augen diesen Namen und die Gnade Gottes nicht verdiente.

„Mein Herr," stotterte sie — „es ist genug — Sie sind für mich nichts — nicht so viel — und für Anna dürfen Sie nicht mehr sein. Nie, sage ich, wird sie Ihnen gehören — so lange ich es verhindern kann, nie — und Sie kennen die Macht und die Kraft einer Frau nicht, wenn Sie an meiner Entscheidung zweifeln — zumal Sie mich dazu gereizt haben."

„Die Vollmacht, die Vollmacht, Madame, wo ist die?"

„Die habe ich Ihnen nicht vorzuweisen —"

„Hat Anna Verwandte?" fragte ich ruhig.

„Ja, viele — und es sind angesehene Personen, mein Herr."

„Und die haben sich nie um das arme Kind bekümmert?" fragte ich, einen Schritt näher tretend.

„Sie wußten sie in *guten* Händen —"

„Ja — in *Ihren* Händen —"

„In meinen, wohl! Die besser sind, als die Ihrigen. Leben Sie wohl, mein Herr. Sie haben

mich heute zum letzten Mal gesehen: in Zukunft werde ich nicht mehr für Sie zu Hause sein."

„Sie machen mich glücklich damit — noch glücklicher wäre ich, wenn Sie nie für mich zu Hause gewesen wären. Aber noch Eins müssen Sie wissen. Ich gehe jetzt, um wenigstens zu Ihnen nie zurückzukehren. Ich fühle nicht die geringste Neigung, Sie jemals wieder zu sehen. Nur einmal noch — vielleicht — wahrscheinlich sogar — da oben noch einmal, werden wir vor einander stehen. Dann aber wird ein anderer Richter zu Gericht sitzen und die Frage an Sie richten: wo, Weib, hast Du die Vollmacht, über dieses Kind so großsprecherisch zu schalten und zu walten? Bis morgen Abend aber bleibe ich, nicht in Ihrem Hause, sondern in dem Ihres Gatten, den Gott mit Ihnen — gestraft hat — für Sünden — die er gewiß nie begangen hat. Er ist mein Vater, mein Freund — er ist auch Ihr — Herr. Das sage ich Ihnen als letztes Wort und Sie werden es einst beklagen, einen so edlen, gütigen Herrn — mit Füßen getreten zu haben. Leben Sie wohl!" —

Sie wollte augenscheinlich noch etwas sagen, aber der Groll, der Haß, die Wuth, die sie beinahe erstickten, ließen die Worte nicht mehr heraus. Im

Nu war ich aus dem Zimmer und befand mich im Garten, ohne zu wissen, wie ich dahin gekommen war. Tausend Gedanken, wie der kochende Grimm, den ich nicht bewältigen konnte, sie mir eingab, durchschüttelten mich, tausend wilde Empfindungen und todtgeborene Entschlüsse zerfraßen mir das Herz. War ich darum zu dieser Frau gegangen, um zu diesem Ende zu gelangen? Hatte sie mich nicht buchstäblich gezwungen, über das Maaß des Schicklichen und Besonnenen hinauszugehen? Konnte, durfte ich, einer solchen Frau gegenüber, mir den Mißbrauch meiner geistigen und moralischen Ueberlegenheit vorwerfen? Nein, nein, das konnte ich nicht — und dennoch that ich es — mit der bittersten Reue. Da — als ich am Ende des kleinen Gärtchens war — und die Lerchen über mir jubeln, die Mücken um mich in Wonne summen und die Bienen von Blume zu Blume schwärmen hörte — und dennoch das ganze, kurz vorher erst gewonnene Paradies verloren, in Schutt und Trümmern vor mir liegen sah, und nichts wußte, was ich dem unnennbaren Schmerze in meiner Brust Wohlthuendes, Heilsames entgegensetzen konnte — da berührte meine Schulter eine sanfte Hand und gab mich mir selbst und der Welt wieder Ich drehte mich um und Anna stand vor mir.

„Ruhig, mein Freund!“ sagte sie. „Fassung, Vertrauen! Sie hat keine Gewalt über mich, ich bin frei, wenn ich will.“

„Weißt Du, was zwischen uns vorgefallen?“

„Alles. Ich habe jedes Wort gehört, ich befand mich im Nebenzimmer und Ihr sprachet sehr laut. Sie hat so eben den Wagen bestellt und wird ausfahren. Wir werden allein und glücklich, wieder vollkommen glücklich sein.“

„Glaubst Du?“

„Ja, mein einziger und geliebter Freund! Denn wir haben uns — Gott und der Vater ist mit uns — was könnte eine böse Frau uns Schlimmes thun? Also heiter, Walther, heiter — die Zukunft wird eine süßere Gegenwart für uns im Schooße tragen — und wenn wir auch jetzt keinen Ausweg aus dem Labyrinthe des Lebens sehen, er wird sich schon finden lassen!“

„Du göttliches Weib!“ rief ich und schloß sie tief bewegt in meine Arme, während der in meinem Innern verhaltene Grimm in große Tropfen sich auflöste, die über mein und Anna's Gesicht flossen. „Wie hat Gott zwei Dinge in der Welt schaffen können, die sich so ähnlich sehen an Gestalt, Inhalt

und Zweck, und die dennoch so himmelweit von einander verschieden sind, wie Du und — sie? Eine Krone der Schöpfung nennt man Euch mit Recht — ja Ihr seid es — aber was ist das Weib — wie bezeichnet man es, wenn es ist, wie diese?"

XIII.

Trennung ohne Wiedersehen.

Unterredungen, wie die eben geschilderten — ergreifend für den Leser, viel entsetzlicher für den Erzähler, der sie erlebt hat — hinterlassen stets einen schmerzlichen und lange nachklingenden Eindruck. Worte, die man in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks gesprochen und die nie ganz aus der Erinnerung gelöscht werden können, haben stets die Reue und die Beschämung über sich selbst im Gefolge, wenn man sich auch eingestehen darf, im Ganzen Recht und Gerechtigkeit geübt zu haben. Das abgekühlte Herz blutet langsam tröpfelnd nach, wie eine mit rauhem Instrument gerissene Wunde; man fühlt sich verödet mitten im Gewoge des Lebens, erkältet mitten im Fieberrausche des Glücks. Es ist, als ob ein erbarmungsloser Sturm über uns hingefahren ist und uns unse-

rer Blätter, Blüthen und Zweige beraubt hat und wir nun den nackten kahlen Stamm unseres Wesens den unerbittlichen Elementen Preis geben müssen. —

Anna bot Alles auf, um mich die qualvoll durchlebte Stunde vergessen zu machen, Marianne weinte mir ihre Beileidsthränen aus, der Vater selbst tröstete, wie nur er zu trösten wußte. Dennoch nagte der Wurm der bösen That an mir und ich klagte mich selbst des Unrechts, des Hasses und des Frevels der blinden Leidenschaft an. Erst spät Nachmittags, als wir im stillen Walde saßen, die Mädchen Blumen pflückten und die milden Südwinde in den säuselnden Blättern rauschten, kam wieder einiger Frieden über mich. Ich hatte dem Pfarrer Alles erzählt, keine bittere Wortwendung hatte ich ihm verschwiegen, und er hatte mich beruhigt, wenn er mir auch nicht in allen Dingen beistimmen konnte.

„Ich kann mir das Alles wohl denken,“ sagte er, „o ja! Ich habe es auch schon oft im Herzen empfunden, was Du gesprochen, aber nie den Muth gehabt, es über die Lippen zu bringen. Doch das soll für Dich kein Tadel sein, wie es für mich kein Lob ist, denn Du bist noch jung und Dein Blut schäumt wie der edele Wein, der noch nicht ausgegohren hat. Ruhe und Schweigen bringt allein das

Leben, die Erfahrung und die Erduldung großer Schmerzen mit sich."

„Mir werden sie das nie bringen."

„Gedulde Dich, Du wirst es Dir später selbst eingestehen." —

Endlich war der dumpfe Druck meiner Seele entwichen und ich fühlte wieder klar, was geschehen war und was geschehen mußte. Ich war ruhig genug geworden, mit Anna Arm in Arm umherzuwandeln und unsere Zukunft nach allen Richtungen und Möglichkeiten zu durchsprechen. Wir waren bald auch darin einig, wie wir es ja immer in allen Dingen gewesen. Wohin Anna ihre Briefe richten sollte, konnte ich erst aus der Hauptstadt schreiben, wo ich es selbst erst erfuhr. Worauf wir unsere meiste Aufmerksamkeit zu richten hatten; folgte dann von selbst. Ich wollte streben und ringen mit aller menschlichen Kraft, um mir ein Ziel zu erraffen; ich wollte mich demüthigen, wenn es nöthig, und mich erheben, wenn es zulässig war. Hatte ich ein Ziel erreicht, auch das kleinste nur, so sollte ich zu ihr kommen, oder Anna sogar mich aufsuchen, wenn letzteres für den besonderen Fall geeigneter wäre. Sollte sie von irgend einer uns noch unbekannten Gewalt zu irgend einer unvorhergesehenen Handlung gezwungen werden,

so sollte sie auf jede Weise, wie ihr gerathen schien, die Bande sprengen und in meine Arme eilen. Das Wie und Wann überließen wir getrost dem Willen des Höchsten und seinem allgütigen Rathschluß.

Und als das nun zwischen uns abgemacht war, gaben wir uns ganz der gränzenlosen Wonne unserer jungen und doch schon so alten Liebe hin und Niemand wehrte uns, ja man ließ uns in Anbetracht der baldigen Trennung fast immer allein.

So verstrich der Abend und auch die letzte Nacht im Hause des Pfarrers. Früher als gewöhnlich am anderen Tage war die Pfarrerin fortgefahren, wahrscheinlich wollte sie nicht länger mit mir unter einem Dache verweilen. Ein größeres Glück konnte sie uns in der Gegenwart nicht gewähren; wir athmeten unwillkürlich hoch auf, als wir den Staub ihrer Räder hinter ihr emporsteigen sahen. Aber auch der letzte Tag schritt unaufhaltsam vor, die Stunden rauschten vorüber, denn die Minuten schienen kürzer geworden zu sein, als gewöhnlich. Der Nachmittag kam und ihm folgte der Abend, ein in Allem und Ganzem milder, lieblicher, friedlicher Abend, und doch so überaus schmerzenreich, bitter und herbe für uns. Denn wir mußten, wenn wir auch nicht wollten, an die bevorstehende Trennung denken. Und das Be-

wußtsein davon machte uns stumm, machte uns elend. Still und wortkarg saßen wir einander gegenüber, der Schmerz des Abschieds fing seine blutige Vorarbeit in uns an, indem er uns zum ersten Mal nur das Vergangene süß, das Zukünftige aber bitter schmecken ließ. In unseren Herzen, so eben noch so warm und so reich, wurde es öde, wüst und leer.

Im Garten auf und nieder wandelnd, wo kein Mensch uns beobachten konnte, denn schützende Hecken umgaben ihn von allen Seiten, Arm und Arm um Leib und Leib geschlungen, genossen wir die letzten Augenblicke des köstlichsten und doch schmerzlichsten Daseins. Anna war bleich, bleicher als gewöhnlich; ihr Auge blickte zwar umflort, aber doch war es klar, funkelnd, göttlich wie immer. Wie ich aussah, weiß ich nicht, wohl aber, wie es in meinem Herzen beschaffen war. Unsere Gedanken, mehr nach Innen als Außen gewandt, gaben wir uns nur mit wenigen Ausrufungen zu erkennen, unsere Empfindungen brauchten wir nicht auszusprechen, wir kannten sie genügend. Endlich sagte Anna, indem sie stehen blieb, sanft lächelte und mit beiden Händen meine Rechte fest umschloß:

„Walther! Ich weiß nicht, warum die Menschen so bangen und klagen, wenn ihnen ein Unglück wi=

verfährt. Dauert es denn ewig? Ist es unheilbar? Sind wir für einander jederzeit verloren? Nein! Eine kurze Spanne Zeit wird vergehen und wir werden wieder bei einander und glücklich über die Maaßen sein."

„Glaubst Du das?"

„Glaubst Du es nicht? Ich bitte Dich. Blicke da hinauf zu dem blauen Himmel. Sage mir — steht da für Dich nicht mit großer Schrift geschrieben: Du wirst Anna besitzen? Für mich wenigstens steht leserlich genug am Firmamente: 'Sei getrost, Walther wird Dein sein! Ist das, kann das eine Täuschung sein? Nein, mein Freund, Gott selbst hat uns dies Bewußtsein in die Seele gelegt, und er lügt nicht, er kann nicht lügen."

„Wenn Du es so betrachtest, Du engelgleiches Geschöpf, so hast Du Recht — wozu dann trauern? Ich bangte auch eigentlich nicht für die Zukunft, sondern für die Gegenwart, da ich Dich verlassen muß."

„Das ist gewiß, das ist auch ein Schmerz, aber er ist zu überwinden. — Wenn es Dich trösten kann, so nimm noch einmal meinen Schwur entgegen — Dir gehöre ich für immer! Kein menschlicher Wille, und sei er noch so mächtig, keine menschliche Kraft, und sei sie noch so groß, wird diese Hand, dieses

Herz zwingen können, Dir zu entsagen. Lebendig oder todt, lieben werde ich Dich ewig und ewig erwarten, Dich da zu finden, wohin Du gehörst — an diesem Herzen."

„Ich danke Dir, Du beruhigst mich wunderbar. Ein Gleiches verspreche ich Dir heilig. Sehen wir, wer sein Versprechen am festesten hält — Du oder ich!"

„Das mußt Du nicht sagen — Du und ich sind Eins, und Eins kann nicht zweierlei sein, weniger lieb oder treu, als es möglich ist. Damit wir aber ein sichtbares und doch unvergängliches Zeichen haben, wo wir uns zusammen finden, wenn wir nach einander verlangen und uns suchen — so blicke auf diesen Stern da, der eben durch das krystallene Gewölbe des Himmels bricht — kennst Du ihn?"

„Ja, es ist der flimmernde Hesperus, der schönste Stern" —

„Der Stern der Liebenden, mein Freund, wohl! Sieh, alle Abende funkelt er über unserm Hause — ich habe schon oft zu ihm emporgeblickt — ich werde es noch oft und jetzt viel häufiger thun. Blicke Du auch zu ihm auf, alle Abende, sobald er aufgeht, und verfolge seinen Weg, bis Deine Augen ihn nicht mehr erreichen. Auf dieser goldenen Bahn, mein Freund, wirst Du auch mich finden, wir werden uns

in Gedanken immer begegnen und wissen, daß der Andere auch nicht weit von uns entfernt ist. Willst Du das?"

„Ja, ich will es und werde es thun."

„So laß uns in das Haus gehen — Vater und Tochter erwarten uns schon lange. Es ist das letzte Abendmahl, was wir in langer Zeit zusammen genießen werden. Wir wollen ihnen auch ihren Theil an Dir gönnen."

Es ist keine Freude und gewährt keinen Genuß, zu lange bei einer unvermeidlichen Trennung zu verweilen. Es muß in der Welt so oft und so schwer geschieden sein und wir arme Menschen sind alle daran gewöhnt, also wissen und fühlen wir auch alle mehr oder weniger genau, was Trennung und Abschied auf lange Zeit heißt. —

Unser einfaches Abendbrot war sehr bald genossen; wir hatten dabei sehr wenig gesprochen. Am wenigsten der Pfarrer und ich, am meisten noch Anna. Man denke aber nicht, daß sie weniger tief fühlte, als wir, nein! ihre Kraft war verhältnißmäßig die größte unter uns und von der Natur war sie so unüberschwenglich reich begabt, daß sie noch Anderen

Freude bereiten konnte, wenn sie selbst in tiefster Trübsal war.

„Wann gehst Du?" fragte endlich der Pfarrer. Ich sah nach der Uhr.

„Ich habe noch beinahe eine Stunde Zeit," sagte ich. „Um elf Uhr erst habe ich den Fischer an die Schanze bestellt, und jetzt ist es neun."

„Du gehst also zu Fuß nach der Stadt?"

Obgleich sich die Antwort von selbst verstand, so sagte ich doch „ja!"

„Du kommst dann aber sehr spät zu Deinem Vormund?"

„Das thut nichts, er erwartet mich nicht früher; ich habe an ihn geschrieben."

In der Art ging das Gespräch leise fort, ohne daß ein bedeutenderes Wort geäußert wurde. Aber auch die letzte Stunde verfloß. Ich erhob mich und blickte scheu den Pfarrer von der Seite an.

„Du willst gehen?" fragte er.

„Ja, mein Vater!"

„So geh, wenn Du mußt. Ist Dir an meinem Segen gelegen?" Und schon lag ich auf den Knieen vor ihm. Kaum aber lag ich, so lag auch Anna neben mir auf der einen, und Marianne auf der anderen Seite. Beide umfaßten mich — wir empfingen

alle drei zusammen den väterlichen Segen — den schönsten auf Erden.

Lautlos erhob ich mich und sank dankend dem Pfarrer in die Arme. Er küßte, er liebkoste mich. Aber kein Wort mehr kam über seine Lippen. Dann trat ich zu Marianne. Sie legte leise die Arme um meinen Hals und hauchte einen sanften Kuß auf meine Wange. Gleich darauf stand ich an der Thür. Anna hatte meine Hand so fest gehalten, als wolle sie sie ewig nicht lassen. So schritten wir schnell durch das Dorf und hatten bald die grüne Anhöhe erreicht. Hier, unter der alten Eiche, die auf dem höchsten Punkte des Berges wurzelt und, weit abgesondert von allen Bäumen der Umgegend, schon Jahrhunderte lang ihren Schatten verbreitet, blieben wir stehen. Hier sollte die Scheidestätte sein und sie war auch zum Wendepunkt unsers Schicksals vom Schöpfer bestimmt. Von hier ab eilte ich in den düstern Wald, einer noch düsterern Zukunft entgegen, während Anna, im Innern gebrochen aber voll engelgleicher Hoffnung, einsam zum Dörfchen zurückkehren wollte, dessen Lichter man in den einzeln liegenden Häusern aus der Ferne herüberleuchten sah. Vom Himmel flimmerten die zahllosen Sterne ihren ewigen Glanz auf uns herunter und die halbe Mondsichel

schaukelte sich wonnig in den nächtlichen Lüften. So war es nicht ganz so dunkel um uns wie in uns, und während wir schmerzlich wachten, schlief in süßem Frieden die regungslose, weite, große Natur um uns her.

Wir umhals'ten, wir küßten uns wiederholt, aber wir sprachen kein Wort mehr. Da hob Anna den Arm und zeigte nach Oben. Der sprühende Abendstern stand gerade über der Eiche, als ob er uns noch einmal anblicken und an unserer Einigkeit sich erlaben wolle. Mit dem Kopfe nickend fragte sie mich: „Siehst Du ihn?“ und eben so antwortete ich: „ja, ich sehe ihn!“ Da stand sie vor mir und reichte mir beide Hände. Ihr Gesicht näherte sich dem meinen und ich sah und fühlte, daß ihr Auge das meine suchte. Noch einmal, zum letzten Mal sah ich den wunderbaren, tiefdringenden Blick dieses glänzenden Auges und ich gab ihn mit aller meiner Kraft zurück. Dann küßten wir uns zum letzten Mal.

„Lebe wohl, Walther!“

„Lebe wohl, Anna!“

Die Winde hörten es und vielleicht auch Gott. Wie auf den Flügeln dieser Winde flog ich die kleine Anhöhe hinab, dem wohlbekannten Waldpfade entgegen. Da, unter die ersten Bäume gelangt, blieb ich

keuchend, athemlos stehen. Ich konnte nicht weiter; mit unwiderstehlicher Gewalt zog es meine Seele, meine Augen wieder zurück. Ich wandte mich um. Da stand sie, hochaufgerichtet auf dem grünen erhöheten Rasen, den man das Hünengrab nennt, unter dem alten Baume. Wie eine himmlische Erscheinung streckte sie beide Arme nach mir aus. Ihr weißes Kleid schimmerte wie eine lichte Wolke durch das matte Grau der Nacht.

„Walther!“ hauchte es bis zu mir herüber —

„Anna!“ rief ich dagegen. Da aber war's, als ob wilde Rosse mich zu dem Baume zurück rissen. Laut aufschreiend stürzte ich wieder zu ihm hin — sie flog mir schon auf der Hälfte des Weges entgegen. „Anna!“ „Walther!“ waren die einzigen Worte, die wir verstanden. Noch einmal lag ich an ihrer Brust, noch einmal trank ich in vollen Zügen den Nektar ihrer Lippen. Dann zu ihren Füßen stürzend, umklammerte ich ihre Kniee und weinte mich laut in ihrem Schooße aus.

Endlich aber mußte es ganz geschieden sein — noch ein Händedruck — ein leises Lebewohl und ich flog, wie vom Sturme aus meinem Himmel gepeitscht, nach dem Waldsaume zurück, dessen tiefe Schatten mich bald verschlangen. Erst nach langer

Weile ging ich langsamer, um meinen Athem zur Ruhe kommen zu lassen — ich sah nichts um mich her, als daß durch die Zweige und Blätter der alten Bäume die Lichter des Himmels hernieder flakkerten.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief ich und streckte die Hände zu ihm empor — „mein Gott, mein Gott! Du hast mir meine Anna genommen! Wann, wie, wo wirst Du sie mir wiedergeben?“ —

Ende des ersten Theils.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

